



AR 25314

Stein, Gisela

Gisela Stein Collection

LEO BAECK INSTITUTE
Center for Jewish History
15 West 16th Street
New York, NY 10011

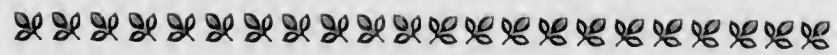
Phone: (212) 744-6400
Fax: (212) 988-1305
Email: lbaeck@lbi.cjh.org
URL: <http://www.lbi.org>

Date: 7/6/2009

Sys #: 000348186

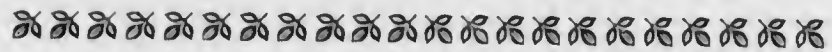
Box: 1

Folder: 17



*Zu einem Aquarell von
Hermann Hesse*

von Lotte-Lore Carsten



NEHMEN SIE DEN HÜBSCHEN KLEINEN AUFSATZ
ALS MEINEN DANK
FÜR BRIEFE UND GLÜCKWÜNSCHE

H. Hesse

« Was? » fragen sie eifrig, « Hesse? Der Dichter? »
« Eben der », sage ich, und dann nehmen sie das
winzige Bild in die Hand und spüren seinen
Zauber.

Es hängt da noch mancherlei an den Wänden,
was Rang und Namen hat, und es ist mir alles
lieb. Auch ein Achenbach thront darunter mit
einem geradezu peinlich pompösen Goldrahmen.

Wenn ich müde bin oder glücklich oder trau-
rig, spaziere ich durch das verzaubernde Bild.
Ich wohne in dem märchenfarbenen Haus, lie-
ge unter dem einsamen Baum mit den dünnen
Ästen und den Schmetterlingsblättern und sehe
auf das rosenfarbene Gebirg oder schwimme in
dem blaßblauen See und bin außerhalb der Zeit.

Was meinen Besitz an Bildern betrifft, so
wäre dazu zu sagen, daß ich mich von allen
trennen könnte. Außer einem.

Was meinen Besitz an Bildern betrifft, so wäre dazu zu sagen, daß auch ein «Hesse» dabei ist. Im Grunde sind es sogar zwei. Zwei winzig kleine Aquarelle, sieben mal sieben Zentimeter, grob geschätzt. Auf dem einen steht ein Baum vor einem Berg, und der Berg steht in einem kühlen Licht, wie es morgens ist, ehe die Sonne kommt. Unter dem Bild kann man ein Gedicht lesen. Eines aus dem «Knulp», das da anfängt: «Hell und sonntags angetan. . . » Der Maler, der gleichzeitig der Dichter ist, hat es darunter geschrieben.

Gut, aber ich will von dem anderen Bild erzählen, das weniger kühl ist in der Farbe und eine seltsame Verzauberung übt. Viel ist da nicht zu sagen. Es ist auch gar nicht viel zu se-

hen. Ein Baum in einer gelben Wiese. Er hat Knollen wie die Kopfweiden, und daraus spießen dünne Äste mit großen gelben Blättern wie Schmetterlinge. Ein blaßblau verschwommener See ist noch da und ein ebenso blasses rosenfarbenes Gebirg. Darüber ein Himmel von etwas tieferem Blau. Auf der gelben Wiese, hart am Wasser, steht ein kleines Haus in einem Kleid aus Rosa, Ocker und einem dünnen Violett. Man könnte sich Menschen darin vorstellen, denn es zeigt ein Fenster und einen Schornstein. Es ist kindisch, sich zu fragen, wer in einem solchen Haus, an einem solchen See und unter einem solchen Baum wohnen mag. Man wird es nie erfahren. Aber nach dem Ursprung des rätselhaften Zaubers, der von dem winzigen farbigen Viereck ausgeht, fragt man sich doch. Die lose und lässig hingepinselten Farben sind es, die dem Bild eine Weite geben, die sich eigentlich auf sieben mal sieben Zentimetern gar nicht ausbreiten dürfte.

In einer Art anmaßender Naivität habe ich einmal den Versuch unternommen, diese lächerlich einfachen Linien mit den wenigen Farben zu kopieren. Der Erfolg war kläglich genug. Es

stimmte scheinbar alles, aber im Grunde stimmte gar nichts, und es war zwecklos, ergründen zu wollen, woran es lag.

Auf der Rückseite des Bildes steht ein Brief, den der Maler schrieb, und auch dieser Umstand macht das Bild zu etwas Besonderem. Ich habe es seit gut einem Jahr. Zuerst kam das Kühle mit dem Berg, der die Sonne erwartet, und dann später das Bezaubernde. Jedermann, der Hesse liest, weiß, daß er auch malt. Ich wußte es auch. Aber daß ich einmal in den Besitz eines solchen Bildes kommen würde, das konnte ich nicht wissen. Ehrlich gesagt: Ich habe auf den Zeigefinger gespuckt und vorsichtig an einer unteren Ecke auf die Farbe getupft. Sie ging ab. Es waren «Original-Hesse». Sie hängen in meinem Arbeitszimmer.

Wenn Besucher kommen, die Kunstkenner sind, fragen sie: «Was haben Sie denn da?» «Einen Hesse», sage ich. «Ah», sagen die Kunstkenner und wechseln das Thema. Es gibt keinen Kunstkenner, der einem Namen und einer solchen Situation nicht gewachsen wäre. Wenn Kunstfreunde kommen, sagen sie wohl auch: «Was ist denn das?» «Ein Hesse», sage ich.





Ein herzliches
GLÜCKAUF
zum
Jahreswechsel

U S A

Drucksache TELEVISION
immer aktuell

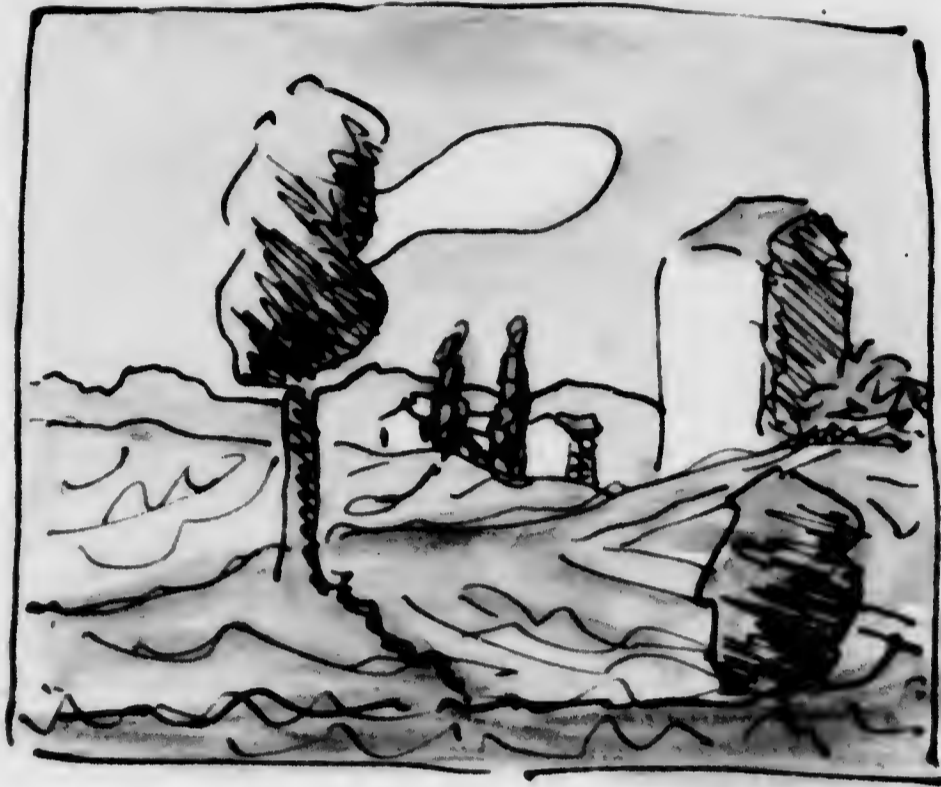


Mrs Gisela Stein

2610 Glenwood Road

Brooklyn 10

N. Y.



31. Dezember 61

Liebe Frau Dr. Stein

Ein erstes Exemplar Ihres Buches mit Ihrer Widmung ist gestern angekommen. Ich sage Dank, und täte es gern ausführlich, aber seit bald drei Wochen rüttelt eine Grippe an mir und probiert, ob der alte Baum noch Widerstandskraft habe. Es erschöpft alle meine Kräfte. Doch bin ich guten Mutes.

Da ich nichts andres zu geben habe, lege ich als Zeichen des Dankes eine Copie der Verse bei, die ich kürzlich nachts notiert habe.

Mit guten Wünschen für Leben und Arbeit
grüsst Sie Ihr

W. Hemp

P.S. Ich nehme an, dass der Verlag mir noch einige Belegexemplare des Buches schickt.



KLEINER GESANG

Regenbogengedicht,
Zauber aus sterbendem Licht,
Glück wie Musik zerronnen,
Schmerz im Madonnengesicht,
Daseins bittere Women ...

o

Blüten vom Sturm gefegt,
Kränze auf Gräber gelegt,
Heiterkeit ohne Dauer,

Stern der ins Dunkel fällt :
Schleier von Schönheit und Trauer
Ueber dem Abgrund der Welt.

(Mai 1962)

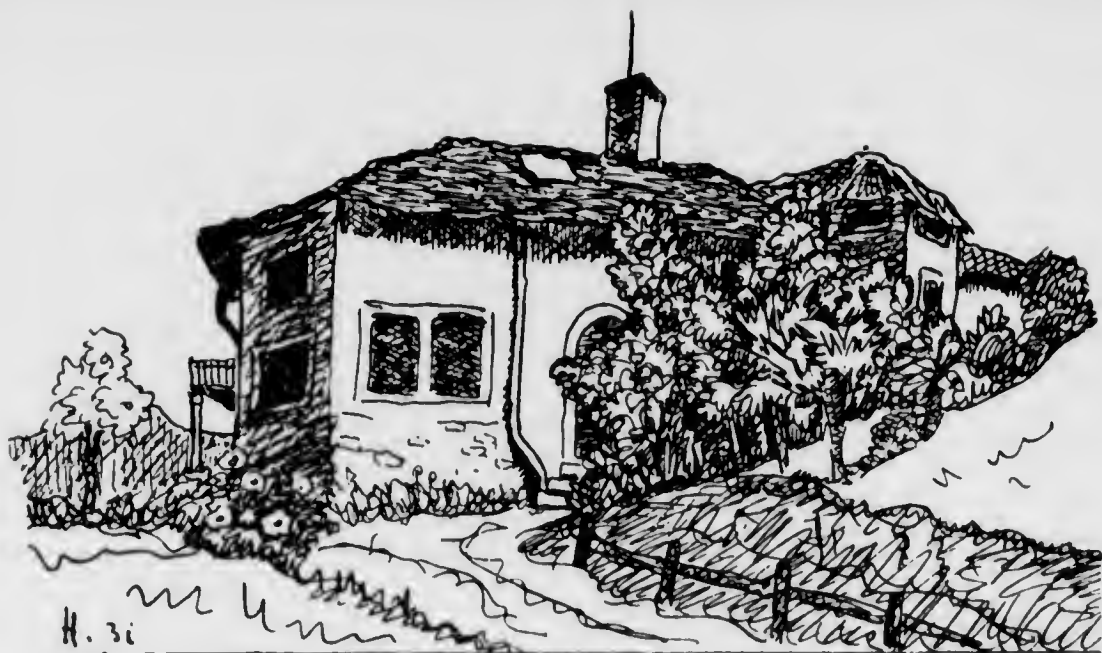
Dank und
Gruss!
H. Hense

Mrs Gisela Stein Brooklyn 10 N. Y. USA
2610 Glenwood Road



mit einem Gedicht
aus dem Jahr 1938
Danke ich für die
Glückwünsche zu meinem
85. Geburtstag.

Hense



Liebe Frau Dr. Stein

Ich begreife, dass die Absage des Verlegers Holt Sie so enttäuscht hat. Für mich sieht es anders aus. Mir ist zwar viel am Verstandenwerden durch meine Leser gelegen, aber nichts an deren Zahl. Und da ich seit 6 Monaten sehr schwach und dauernd bitter geplagt bin, haben ~~meine~~ Autor-Sorgen keinen Platz mehr in meinen Gedanken. An Lektüre und Musik aber habe ich nach wie vor meine Freude.

Mit herzlichen Grüßen Ihr

H. Hesse

This small pen & ink drawing
by Hesse is attached to an early
version (the earliest in fact) of one of
his last poems. It is of interest
to scholars of comparative
literature. "Since I have nothing
else to give," he once wrote to me,
he used to send me a poem
here & there, always at least
signed by him. The line beneath
the drawing says "Greetings from
Montagnola" which is where he
spent a large part of his life.
Montagnola is in the "Tessin"
Canton of Switzerland.

(Frame must be removed to get to poem)



Juss au
montagnola

Der Alte spielt
nachher mit Sinnen

1

O daß es Farben gibt,
Blau, Gelb, Weiß, Rot und Grün!

O daß es Töne gibt,
Sopran, Bass, Horn, Oboe!

O daß es Sprache gibt,
Vokabeln, ~~Verben~~, Reime, - Verse
Zärtlichkeiten des Anklangs,
Marsch und Tanz der Syntax!

Wer ihre Spiele spielte,
Wer ihre Zauber schneckte,
Ihm blüht die Welt,
Ihm weist sie
-Und lächelt, Urmutter-
Das Herz, den Sinn.

o

2

Was du flohest und erstrebstest,
Was du träumtest und erlebstest,
Ist dir noch gewiss,
Ob es Wonne oder Leid war?

Gis und As, Es oder Dis,
Sind dem Chr sie unterscheidbar?

o

HT

April 1962

10

Mrs Dr. Gisela Stein Brooklyn N. Y. 2601 Glenwood Road

U S A

Verse, hingekritzelt in der Nacht
vom 24. zum 25. Dezember 1961
bei etwas Fieber

Hör ich seine Weise flüstern
Meinen Bambus in der Nacht,
Hab ich bang und reiselüstern
Manche Stunde hell gewacht.

Dringlich zieht michs fort von allen
Altgewohnten Lebensgleisen,
Weg zu fliegen, weg zu fallen,
Ins Unendliche zu reisen.

Einst vor tausend Jahren gab es
Eine Heimat, einen Garten,
Wo im Beet des Vogelgrabes
Aus dem Schnee die Krokus starrten.

Vogelschwinge möcht ich breiten
Aus dem Bann, der mich umgrenzt,
Zu dem Beet und zu den Zeiten
Deren Gold noch heut mir glänzt.

o

V. Hesse

Sent to me by
Hesse who obtained
Schweitzer signed pg 107
by Hesse

Sonderdruck aus:

ALBERT SCHWEITZER

SEIN DENKEN

UND SEIN WEG

Herausgegeben von

Dr. H. W. BÄHR



1962

J.C.B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Dieser Sonderdruck ist im Buchhandel nicht erhältlich.

Daß eine solche Nachfolge mit unerbittlicher Wahrheit in der wissenschaftlichen Forschung, gerade der neutestamentlichen, verbunden werden kann, das beweist die Persönlichkeit Albert Schweitzers.

In dieser strengen Wahrheitsforschung wurde mir Albert Schweitzer vorbildlich durch sein Werk »Von Reimarus zu Wrede« (1906, von der 2. Aufl. 1913 an »Geschichte der Leben-Jesu-Forschung«). Es gehört zu jenen Büchern, welche meine theologische Einstellung am stärksten beeinflußt haben. Durch dieses Werk und das von Schweitzer beeinflusste Werk Tyrrells »Christianity at the Cross-Roads« wurde mir zugleich deutlich, daß die Erkenntnis vom eschatologischen Charakter des Evangeliums, gegen welche in gleicher Weise die orthodoxen und liberalen protestantischen Theologen wie die römisch-katholischen Dogmatiker sich sträubten, die Beugung unter Jesu Autorität nicht schmälert, sondern steigert. Von Schweitzers Werk empfing ich auch das Vertrauen in die Fähigkeit der kritischen Forschung, die geschichtliche Gestalt Jesu, und insbesondere sein messianisches Selbstbewußtsein, zu erfassen, ein Vertrauen, das mir auch die Skepsis der späteren neutestamentlichen Forscher nicht rauben konnte. Welche ethische Kraft von dieser Erfassung des geschichtlichen Jesus ausging, das hat niemand der Welt eindringlicher vor Augen geführt als dieser neutestamentliche Forscher, der zum Dienst an den Ärmsten in den Urwald ging.

Schließlich habe ich mit Hilfe der Schweitzerschen Theologie – ungeachtet meiner teilweise andersartigen Beurteilung der asiatischen Religionen – gelernt, im Reichgottes-Evangelium Jesu die Vollendung aller Religionen, der christlichen wie der außerchristlichen, zu erkennen, Vollendung im doppelten Sinne ihres Endes (= Zieles) und ihrer Erfüllung. So wurde Schweitzer für mich der Beweis, daß freies, wahrhaftiges Denken mit echter Frömmigkeit und treuer Jesusnachfolge vereinbar ist. Wie Gandhi ein Beispiel dafür ist, daß es leuchtende Jesusnachfolge auch außerhalb des Christentums gibt, so Albert Schweitzer, daß es diese außerhalb der dogmatischen Theologie gibt. Worauf es im Christentum ankommt, ist allein die Erfahrung der ewigen Liebe und die Verwirklichung dieser Liebe im Dienste der Menschheit, weiterhin der Gesamtheit der lebenden Wesen. Wahres Christentum ist Jesusnachfolge. Diese Nachfolge ist nicht in einer dogmatischen Doktrin begründet, sondern im Glauben an das Geheimnis der ewigen Liebe, die Wirklichkeit wird auf dieser Erde im Gottesreich.

Dieser Reichgottes-Glaube ist allein der Weg zur Menschheit, deren

Realisierung unserer Zeit als Aufgabe gestellt ist. Die Vorträge über »Die Religionen als Träger des Menschheits- und Friedensgedankens«, die ich in der Nachkriegszeit gehalten habe, schloß ich mit den Worten Schweitzers: »Eine neue Renaissance muß kommen, viel größer als die Renaissance, in der wir aus dem Mittelalter herausschritten, die große Renaissance, in der die ganze Menschheit entdeckt ist« (Kulturphilosophie II, 1923, XXI). Die Weltreligionen sind aufgerufen, die Bahn zu bereiten dem Reiche Gottes, welches das Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit ist, das Reich der Liebe und des Friedens.

Nachdem es den Politikern bisher nicht gelungen ist, den Frieden der Welt zu sichern, sollen nun die Religionen zusammentreten und zusammenwirken, um dieses Menschheitsziel zu verwirklichen. Das »Weltparlament der Religionen«, das 1893 anlässlich der Weltausstellung in Chicago zusammentrat, hat damals nur eine flüchtige Begeisterung in der Menschheit geweckt, aber keine bleibenden Früchte gebracht. Heute richtet sich auf einen neuen solchen Kongreß der Weltreligionen die Hoffnung der nach Frieden hungernden Menschheit. »World's religions can meet the needs of the World« – lautete die Losung des International Congress for Liberal Christianity and Religious Freedom in Chicago 1958. Vielleicht ist es dem geplanten neuen »Weltparlament der Religionen« beschieden, die Wahrheit dieser Losung zu erweisen. Niemand war besser geeignet, den Ehrenvorsitz für diesen geplanten Kongreß zu übernehmen als Albert Schweitzer. Sein Name wird, wie mir in den östlichen Ländern deutlich wurde, gerade von den Nicht-Christen mit Ehrfurcht genannt. Als Jesus-Forscher und Jesus-Jünger hat er ja der Welt gezeigt, worauf es allein ankommt: »In dem Reich Gottes das höchste Gut zu finden und dafür zu leben« (Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, 638).

NOBELPREISTRÄGER DR. h. c. HERMANN HESSE,
MONTAGNOLA:

Da Albert Schweitzer nur drei Jahre älter ist als ich, gehört er nicht zu denen, die mich gelehrt und geformt haben: ich war längst auf meinem eigenen Wege, als ich zum erstenmal etwas von ihm las. Aber wir bedürfen nicht nur der Lehrer und Erzieher, wir bedürfen auch

der Freude und Anregung, der Ermunterung und Bestätigung durch befreundete, gleichstrebende Geister. Wer in der Wüste des heutigen Lebens und der heutigen Weltgeschichte das Gute meint, den Frieden, die Menschlichkeit, die Brüderlichkeit, den Verzicht auf Gewalt, dem bedeutet es viel, da und dort in der Welt einen etwas älteren Bruder und Kameraden zu wissen. Das hat mir einst Romain Rolland bedeutet, das bedeutet mir auch Albert Schweitzer. Ich habe längst nicht alles von ihm gelesen, bin aber immer wieder seinem wachen Geist und seinem wachen, edlen Herzen begegnet. Seine Kulturkritik, sein Buch über den indischen Geist, sein Buch über Joh. Seb. Bach wurden mir wichtig. Von allem aber, was der große Kamerad geschrieben hat, liebe ich am meisten seine Kindheits- und Jugenderinnerungen. In diesen unvergeßlichen Seiten, in denen Schweitzer schlicht von seinen Herkunft und ersten Lebensjahren erzählt, spürt man konzentriert das ganze Erbe enthalten, das er angetreten und so vorbildlich verwaltet hat. Und es weht da eine Innigkeit und Wärme des Herzens, die einen an die schönsten Kindheitsgeschichten deutscher Sprache, etwa die von Jung-Stilling, erinnert.

H. Huber

PROFESSOR DR. JUR. HANS HUBER, UNIVERSITÄT BERN
Rektor der Universität 1960/61

Verehrter Herr Doktor Schweitzer!

Ein aus Schaffhausen stammender, die Seelen aufrüttelnder vor-reformatorischer Prediger hatte einst Ihre elsässische Geburtsstadt Kaysersberg berühmt gemacht. Heute sind Sie weit mehr als jener Geiler in der Eidgenossenschaft bekannt und wahrhaft gelobt und geliebt. Im Lande umher leben ganze Heerscharen Ihrer offenen und verborgenen Freunde, und wenn nicht noch das kleine t in Ihrem Namen wäre, würde man Sie vermutlich überhaupt als einen der unsrigen beschlagnahmen. Ihr Bildnis klebt als rasch vergilbter Zeitungs-

ausschnitt an der Bretterwand der schlichten Hütte, und es zierte, als Reproduktion des Kunstwerkes von Ernst Haider, die Mauer, vor der eine kirchliche oder wohltätige Vereinigung sich versammelt.

Doch es sind beileibe nicht nationale, sondern Gefühle der guten Nachbarschaft im alemannischen Raum, die da ein Quentchen Verbundenheit der Bewunderung der Übrigen voraus haben wollen. Und bietet nicht die geistige Existenz so hart an der Schwelle zwischen romanischer und deutscher Kultur – die für Ihre Heimat freilich mit einem wechselvollen politischen Schicksal verschmolzen war – eine leicht erhöhte Chance für das Gedeihen des Weltbürgertums, das verwurzelt bleibt und in dem Ihre Persönlichkeit eine allerdings einmalige Höhe erklimmt?

Sie jammerte das körperliche Elend der Neger in den Siechtumsgegenden. Vom Anschaulichen her erkannten Sie schon vor mehr als vierzig Jahren »das Problem der Entwicklungsländer«, das jetzt mit Fug, aber getrieben durch die Angst, von jedermann im Munde geführt wird. Sie packten es, damals schon, sogleich an einem Ende an, aber nicht in der Angst.

Sie rückten die Achtung vor dem Leben als Gebot in den Mittelpunkt. In der Sicht der Theologie, d.h. der auf das Evangelium gegründeten Ethik, mag das Gebot nicht ganz so zentral sein. Die Entwicklung der gesellschaftlichen Wirklichkeit, welche nun kraft einer hemmungslosen Technik doch »im Prinzip« (in der vollständigen Prinzipienlosigkeit!) über die Möglichkeit gesamtlicher Lebensvernichtung verfügt, hat Ihnen aber auf ihre schaurige Art recht gegeben.

Der Rechtslehrer macht seinen Studierenden die auf Max Weber zurückgehende Unterscheidung zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik klar, weil sie auch im Rechtsleben von einer gewissen Tragweite ist. Er kann dann aber meist nicht verhindern, daß ungewollt an der Gesinnungsethik etwas vom Eindruck der Weltfremdheit haften bleibt. Doch sobald ein Mensch mit der Gesinnungsethik, die nicht auf den Erfolg schaut, Ernst macht und für seine Überzeugung kämpft, ist jener Eindruck wie weggeblasen.

Sie schreiben in Ihren Jugenderinnerungen, daß Ihr Vater mit zunehmendem Alter immer rüstiger geworden sei. Wie gerne würden Ihre Schweizer Freunde ihre Wünsche ebenso hoch schrauben! Allein es wäre zu kühn, denn mit zunehmendem Alter rückt auch der Entschluß des Allmächtigen näher. Uns aber bleibt das Danken. Seien Sie unseres Dankes und unserer unentwegten Ehrerbietung versichert.

RÜCKGRIFF

VON

HERMANN HESSE

RÜCKGRIFF

VON

HERMANN HESSE



PRIVATDRUCK

1960

Als der Maler Hodler sechzigjährig die riesige Ausstellung durchwandert hatte, die man zu seinem Jubiläum veranstaltete und die nahezu sein ganzes Lebenswerk enthielt, soll er gesagt haben: wenn er heute nochmals von vorn beginnen müßte, würde er das alles wieder genau so machen.

Nicht jedem Künstler wäre eine solche Zustimmung zu seinem ganzen Leben und seinen gesamten Werken möglich. Dieses restlose Einverstandensein mit sich und seinem Tun findet man nur bei einigen der Großen, und dann allerdings wieder, drolligerweise, bei den naivsten der Dilettanten und Stümper. Zwischen diesen beiden Grenzen leben wir anderen Künstler, die wir in unser Tun und unsere Leistungen zwar sehr verliebt, zeitweise aber an beiden auch sehr verzweifelt sein können. Da gibt es so viele Typen wie in der Menschheit überhaupt, vom manisch Depressiven bis zum nüchternen Selbstkritiker. Gemeinsam ist allen Typen wohl nur das eine, daß sie jeweils ihr jüngstes Werk am meisten lieben und am höchsten bewerten. Zu welcher Klasse nun ich gehöre, weiß ich nicht,

doch habe ich in einem langen Leben Zeit gehabt, über mein Verhältnis zu meinen eigenen Schriften einige Erfahrungen zu sammeln.

Stets haben sich mir die Arbeiten aus einer früheren Lebensstufe für eine Weile, die in einigen Fällen Jahrzehnte andauerte, entfremdet und entwertet, ich sah sie als abgelegte Kinderschuhe, als rückständig und überholt an, ich konnte sie nicht wiederlesen, und wenn irgend ein Zufall mich zwang, doch wieder etwas in einem dieser Bücher nachzuschlagen, dann konnte ich beim Wiederlesen einiger Seiten etwa denken: «Wenn ich doch damals schon gewußt hätte, was ich heute weiß!» Doch die Jahre vergingen, und irgend einmal fühlte ich mich versucht, ja getrieben, eines der minderwertigen Werke doch wieder zu lesen. Und beim neuen Lesen zeigte das Ding ein ganz anderes Gesicht, und mein Gefühl nach der Lektüre war: «Wenn ich doch heute noch könnte, was ich damals gekonnt habe!» Von der Zeit an, da ich mich dem höheren Alter näherte und meine Kräfte abnehmen sah, verstärkte sich dieses Gefühl immer mehr.

Schließlich war ich alt und berühmt, wurde von den jüngeren Kollegen belächelt und von den Schulknaben um Autogramme geplagt, und während die Kritik der

Jungen schärfer und böser wurde, stieg ich in der Vorstellung der «Gemeinde» zum Rang des weisen alten Meisters empor, einer Rolle, die meinem Naturell gar nicht lag. Allerdings, das konnte sogar ich selber bemerken, waren meine späten Schriften eher friedlicher und etwas müder Art als die meiner jüngeren Jahre, es konnte von außen her so scheinen, als sei ich so milde, abgeklärt und edel, wie die allzu gutmütigen Lobredner sagten. Kaum war mir das bewußt geworden, da empfand ich ein wohlbekanntes, leise beginnendes, aber rasch wachsendes Bedürfnis, die seit zwei bis drei Jahrzehnten von mir wenig mehr geschätzten kleinen Arbeiten einer früheren, kämpferischen und gelegentlich etwas unartigen Periode wieder anzusehen. Es waren einige Aufsätze und Skizzen, in denen mein Anteil an der Gestörtheit und Beunruhigung der Welt seinen spielerischen Ausdruck suchte. Eine gute Weile war ich ihrer überdrüssig gewesen, jetzt zogen sie mich wieder an, und zwei dieser Blätter, aus dem Jahre 1927, will ich hier meinen Freunden nochmals vorlegen.

KLEINE REISE

Wieder einmal mache ich eine kleine Reise, seit anderthalb Stunden sitze ich in der Eisenbahn, und es kommt mir vor, es sei seit der Abfahrt eine unermessliche Zeit vergangen, so sehr langweile ich mich, so unbequem und zuwider ist mir das Bahnfahren. Vor einigen Jahren, so hörte ich erzählen, soll ein Amerikaner namens Lindwurm oder so ähnlich den Ozean überflogen haben und mehr als dreißig Stunden im Flugzeug gesessen sein. Diesem Manne muß am Ende seiner Fahrt ähnlich zu Mute gewesen sein wie mir. Aber nein, sein Flug ging ja durch die Luft und über das Weltmeer, er sah ja lauter schöne, echte, wirkliche, unverlogene Dinge: Wolken, Nebel, Sterne, er sah besonntes und nächtliches Meer, das mochte wohl dreißig Stunden auszuhalten sein. Dies hier aber, was mir die Zeit so lang und jede kleine Reise zur Qual machte, das war nicht Meer und Himmel, das war nicht die Zahl der Stunden oder der Kilometer, sondern es war die Gefangenschaft in einer mir fremden, mir feindlichen und verhaßten Welt, das Eingesperrtsein in einer von Zivilisation und Technik überfüllten

Zone. Der Großstädter, ich weiß es, kann das kaum verstehen, er lebt ja Tag und Nacht und auch noch im Traum in dieser Zone. Für mich aber, für den Unzivilisierten, den Wilden und Nomaden, der die Freiheit liebt und auf manches andere pfeift, für mich ist diese Zone der Eisenbahn, der Großstädte, der Hotels, der Büros, der Ämter, der Fabriken tödlich wie der Aufenthalt im luftleeren Raum.

Über meinem Kopf an der lackierten Holzwand stand schwarz auf weißem Email eine Zahl gemalt, die Zahl 46, und sowohl die Vier wie namentlich die Sechs war auf eine Art geschrieben, wie sie sicher niemals ein Mensch mit seiner Hand schreiben würde, sondern wie sie nur auf einem staatlichen Büro von einem Scheinmenschen für Scheinmenschen ersonnen sein kann, so unmenschlich nüchtern, dumm und tot, so ärmelig abstrakt und steif. Und eine ebensolche Nummer stand über jedem Sitz, die Menschen numerierend und demütigend, und daneben hingen, sorgfältig angeschraubt, ähnliche eherne Tafeln mit Emailüberzug: mit Verboten, mit Gesetzen und Ratschlägen. Das Rauchen war verboten, und das Hinausstecken des Kopfes aus dem Fenster, und auch das «mißbräuchliche» Ziehen des Notsignals war verboten.

Das Notsignal! Seit Kinderzeiten war für mich das Notsignal entschieden das Hübscheste und Verlockendste in einer Eisenbahn, und es gehörte zu den Schwächen meines Lebens, daß ich es niemals gewagt hatte, ein Notsignal zu ziehen. Auf hundert großen und kleinen Reisen hatte ich den Wunsch dazu empfunden, am stärksten als Knabe: am Handgriff reißen und den Zug zum Stehen bringen! Damit wäre man eine Minute lang König, wäre Herr über die Lokomotive, über den Maschinisten, den Zugführer, die Mitreisenden, den Fahrplan, über den Staat und seine Verbote, über diese ganze komplizierte Welt der Ordnung und der wohlgeordneten Langeweile! Man riß einfach tüchtig an dem ovalen Griff und brachte den ganzen Zauber zum Stehen, die Reisenden zum Erschrecken, die Beamten zur Aufregung, die Dampfmaschine zum Keuchen, die Wagen zum Schütteln, die Koffer im Gepäcknetz zum Schaukeln. Aber niemals hatte ich mir diesen Wunsch erfüllt, und auch heute, weiß der Teufel, brachte ich es nicht fertig! Daran gedacht hatte ich wohl, ach wie sehr! und hatte mir alles hübsch ausgemalt, und wie ich dem herbeistürzenden Schaffner auf seine Frage, warum ich die Notleine gezogen, antworten würde, daß es mir zu warm

im Wagen sei und daß ich den Anblick dieser schwarzen Nummern auf Email und der Verbottafeln und das Gesicht jenes Herrn mit der Aktenmappe nicht länger ertragen könne und daher hier aussteigen müsse. Aber gezogen hatte ich die Leine nicht, feig hatte ich mit meinen Wünschen gespielt und zur Tat den Mut nicht aufgebracht. So feige war man.

Und wenn wenigstens bloß Zahlen und Verbottafeln an den Wänden gehangen hätten! Aber da hing auch noch ein Plakat, und es diente demselben Zweck wie alle Plakate der Welt, nämlich daß irgendwelche Leute damit Geld verdienen wollten. Und die Leute hier hatten es diesmal auf eine ganz besondere Weise probiert: sie hatten auf ihr verfluchtes Plakat den Heiland gemalt, den Heiland mit der Dornenkrone, an dessen Leiden und Tod sie auf irgendwelche Art hofften Geld verdienen zu können. Von allen Wänden blickte der leidende Christuskopf mich an. Vielleicht war es ein Erpressungsversuch, war so gemeint, daß jeder in diesem Zug fahrende Christ sich entsetzen und eine Summe hingeben sollte, damit diese Entheiligung des göttlichen Bildes wieder zurückgenommen würde? Aber nein, ich hatte mehrere Mitreisende darüber befragt, es war nicht so gemeint. Das Bild diente, so sagte man,

außer dem Geldverdienen auch noch künstlerischen Zwecken und war die Einladung zu einem Theaterpiel irgendwo in den Bergen. Lange dachte ich über das Tun dieser merkwürdigen Plakateleute nach. Auch Judas Ischariot hatte ja den Herrn verraten, gewiß, schon sehr oft war der Heiland verraten worden, er war vielleicht geradezu daran gewöhnt. Ob wohl die Leute mit ihrem Heilandplakat sehr viel Geld verdienen konnten? Gewiß mehr als Judas, der es um dreißig Silberlinge getan hatte. Aber der hatte sich wenigstens nachher aufgehängt! Ob wohl einer von diesen Plakatismenschen sich nachher, wenn er die Silberlinge bekommen hatte, aufhängen würde? Ich glaube nicht, ich traue ihnen nichts zu. Selten hört man heutzutage so etwas erzählen: die Sache mit Judas geschah noch in einer anderen Zeit, in einer anderen Welt, in einer Welt, in der auch die Bösen und Schufte noch irgendwie anständig waren und wußten, was sich gehört. Ich schloß die Augen eine Weile. Ich hatte jetzt beschlossen, an der nächsten Station auszusteigen, und wenn sie die Hölle selber wäre. Eigentlich hatte ich ja bis Freiburg reisen wollen, aber für den Augenblick schien nichts auf der Welt mir notwendiger, als diese blöde Fahrt zu unterbrechen. Ich machte meine Hand-

tasche bereit, klappte sie auf, naschte mit den Augen an den Orangen, die zuoberst lagen, spielte ein wenig mit den paar neuen Büchern, die ich mit hatte. Denn mitten in dieser unbegreiflichen Zeit der Aktenmappengesichter und Heilandplakate drucken ja manche Verleger immer wieder die erfreulichsten und schönsten Sachen.

Ich rücke die Bücher in der Handtasche zurecht, decke das Nachthemd über sie (weiß Gott, wo ich heute schlafen werde?) und habe noch eine Weile Geduld. Ich blicke dem Herrn mit der Aktenmappe ins Auge; es ist das kalte, siegreiche Auge eines erfolgreichen, weil phantasielosen Menschen. Ich drücke die Augen zu, wenn mein Blick auf die Emailschilder oder auf den Plakatchristus fallen will. Ich denke flüchtig daran, daß es in den vierziger Jahren, etwa zur Zeit, als mein Vater geboren wurde, einige Fürsten und Minister gegeben hat, die sich gegen die Einführung einer so gewaltsamen und geschmacklosen Erfindung wie der Eisenbahn heftig gewehrt haben. Ahnungsvolle Vorfahren, man sah euch damals für Trottel an – aber hättet ihr doch gesiegt! Aber ihr waret Träumer, waret Don Quijotes, niemand nahm euch ernst. Leute von eurer und meiner Art werden nie ernst ge-

nommen. Sogar der Heiland wird ja nicht mehr ernst genommen, auch er ist für die Heutigen ein Don Quijote oder, wie sie in ihrer Narrensprache sagen, ein «Romantiker».

Jetzt fahren wir langsamer und werden gleich an einem kleinen Bahnhof halten, den ich nicht kenne und dessen Schild ich nicht lesen kann, der Maschinenrauch verdeckt ihn mir. Einerlei wie das Dorf heißen mag, ich steige aus, irgendwo in der Nähe werde ich gewiß einen Waldrand finden, wo ich mich hinlegen und die Wolken studieren kann. Irgendwo in der Nähe wird ein Bach zu finden sein, wo ich mir das Gesicht kühlen und den Forellen zusehen kann. Einmal vor Jahren habe ich bei einer solchen Reiseunterbrechung besonderes Glück gehabt, es war vor dem Tor eines kleinen verschlafenen Städtchens am Oberrhein: da hatte ich auf einer feuchten Wiese einen Wiedehopf mit seiner Frau den Hochzeitstanz tanzen sehen, wie nur Wiedehopfe ihn können.

Es pressiert. Ich stolpere mit meiner Handtasche aus dem Wagen, laufe über ein paar Geleise, sehe nahe einen kleinen Hügel, hübsch mit hohen Eschen bewachsen, und laufe ihm entgegen.

Erst als ich längst an der Station vorüber bin, fällt

mir ein, daß ich den Namen des Ortes nicht weiß, an dem ich bin. Nun, schwerlich wird es Damaskus oder Tokio sein. Ich kann das ja dann am Abend in Erfahrung bringen.

WIEDER IM TESSIN

Schön ist es immer wieder, am Ende des Winters der Stadt den Rücken zu kehren und aufs Land heimzukommen. Schön ist es auch immer wieder, durch den Gotthard zu fahren, ich habe diese Reise wohl schon viel mehr als hundertmal gemacht, und doch ist sie immer wieder entzückend. Und schön ist es auch jedesmal wieder, von Lugano aus meinen Berg hinauf zu gehen, die einzelnen Bäume und Felder wieder zu erkennen, den Stall des Felice, die Wiese der alten Nina. Und doch ist seit einigen Jahren die Rückkunft nach dem Tessin mir nicht eine reine Freude mehr. Vor einigen Jahren war im Tessin noch Mittelalter, war hier noch Paradies und Südsee. Jetzt ist das Tessin erobert, von Berlin und Frankfurt, von Cook und Baedeker, und wenn jemand von der üblen Übervölkerung der Erde sich ein deutliches Bild machen will, so muß er nicht an ein Rennen in Karlshorst gehen, denn dort ist ja Platz genug, sondern er muß an Ostern nach Lugano gehen. Etwa ein Viertel der Einwohner von Berlin drängt sich da in wüsten Haufen in einer viel zu kleinen Stadt, einer viel zu kleinen Landschaft,

und jeder ankommende Schnellzug bringt neue Scharen. In einigen Jahren wird die Gegend hier flachgetreten sein.

Diese Fremden sind selbstverständlich reizende Menschen, sie sind wohlerzogen, dankbar, unendlich bescheiden, nehmen mit unendlich Wenigem vorlieb. Sie schlafen in Badewannen und auf Billards, sie treten sich auf überfüllten Landstraßen, in Staubwolken gehüllt, die Absätze ab, sie photographieren und bewundern mit rührender Ergriffenheit die in längst verschollene Tessiner Trachten gekleideten Kellnerinnen der Weinlokale und versuchen italienisch mit ihnen zu reden, sie finden alles reizend und entzückend – und keiner von ihnen merkt etwas davon, wie sie da, Jahr um Jahr mehr, eine der wenigen im mittlern Europa noch vorhandenen Paradiesgegenden eiligst in eine Vorstadt von Berlin verwandeln. Das Geld, der Luxus, die Autos, die Technik haben sich auch dieser vor kurzem noch zauberhaften Gegend bemächtigt, und wir alten Freunde und Kenner gehören mit zu den unbequemen altmodischen Dingen, welche an die Wand gedrückt und ausgerottet werden.

Wie voll es doch auf der Erde geworden ist! Wohin man blickt, neue Häuser, neue Hotels, neue Bahnhöfe,

alles vergrößert sich, überall wird noch ein Stockwerk aufgebaut. Und im kleinen geht es mir ebenso, auch in meinem kleinen Junggesellenhaushalt ist nirgends mehr Platz, auf jedem Tisch und Stuhl liegen die Sachen, und während der Monate meiner winterlichen Reisen haben mir die Verleger die Bude wieder mit ungezählten Bücherpaketen gefüllt, sie liegen in großen Stapeln vom Studierzimmer bis zur Treppe aufgebaut. Und merkwürdigerweise sind immer wieder ein paar Sachen dabei, die mich freuen und mir gefallen, auch wenn ich ein paar hundert Bände gleich als Ballast aussondere, dies und jenes bleibt doch übrig, hat Wert, fordert Beachtung.

In diesen Büchern lese ich, während draußen der dunkle Schwarm der Fremden sich durchs Gefilde bewegt. Ach, auch wenn ich noch so viele Bücher lese, nie werde ich diese Menschen verstehen, diese Menschen unserer Zeit, diese Berliner, diese Frankfurter, diese Amerikaner. Nie werde ich ihre Freuden und Leiden teilen, nie ihre Antriebe verstehen können. Am wenigsten aber von allem verstehe ich, warum sie diese zähe, energische Abneigung gegen alles haben, was ich als bequem, als schön, als edel und wünschenswert empfinde, warum ihnen nirgends wohl ist als da,

und jeder ankommende Schnellzug bringt neue Scharen. In einigen Jahren wird die Gegend hier flachgetreten sein.

Diese Fremden sind selbstverständlich reizende Menschen, sie sind wohlgezogen, dankbar, unendlich bescheiden, nehmen mit unendlich Wenigem vorlieb. Sie schlafen in Badewannen und auf Billards, sie treten sich auf überfüllten Landstraßen, in Staubwolken gehüllt, die Absätze ab, sie photographieren und bewundern mit rührender Ergriffenheit die in längst verschollene Tessiner Trachten gekleideten Kellnerinnen der Weinlokale und versuchen italienisch mit ihnen zu reden, sie finden alles reizend und entzückend – und keiner von ihnen merkt etwas davon, wie sie da, Jahr um Jahr mehr, eine der wenigen im mittlern Europa noch vorhandenen Paradiesgegenden eiligst in eine Vorstadt von Berlin verwandeln. Das Geld, der Luxus, die Autos, die Technik haben sich auch dieser vor kurzem noch zauberhaften Gegend bemächtigt, und wir alten Freunde und Kenner gehören mit zu den unbequemen altmodischen Dingen, welche an die Wand gedrückt und ausgerottet werden.

Wie voll es doch auf der Erde geworden ist! Wohin man blickt, neue Häuser, neue Hotels, neue Bahnhöfe,

alles vergrößert sich, überall wird noch ein Stockwerk aufgebaut. Und im kleinen geht es mir ebenso, auch in meinem kleinen Junggesellenhaushalt ist nirgends mehr Platz, auf jedem Tisch und Stuhl liegen die Sachen, und während der Monate meiner winterlichen Reisen haben mir die Verleger die Bude wieder mit ungezählten Bücherpaketen gefüllt, sie liegen in großen Stapeln vom Studierzimmer bis zur Treppe aufgebaut. Und merkwürdigerweise sind immer wieder ein paar Sachen dabei, die mich freuen und mir gefallen, auch wenn ich ein paar hundert Bände gleich als Ballast aussondere, dies und jenes bleibt doch übrig, hat Wert, fordert Beachtung.

In diesen Büchern lese ich, während draußen der dunkle Schwarm der Fremden sich durchs Gefilde bewegt. Ach, auch wenn ich noch so viele Bücher lese, nie werde ich diese Menschen verstehen, diese Menschen unserer Zeit, diese Berliner, diese Frankfurter, diese Amerikaner. Nie werde ich ihre Freuden und Leiden teilen, nie ihre Antriebe verstehen können. Am wenigsten aber von allem verstehe ich, warum sie diese zähe, energische Abneigung gegen alles haben, was ich als bequem, als schön, als edel und wünschenswert empfinde, warum ihnen nirgends wohl ist als da,

wo Tausende sich drängen, wo man in Staub und Geschwätze erstickt. Wenn sie reisen, so reisen sie alle dahin, wo sie sicher sind, tausend andere Berliner zu treffen, wo sie genau die gleichen überfüllten Bahnhöfe, genau die gleichen überfüllten Cafés mit genau der gleichen idiotischen Musik, genau die gleiche Masse und Gedrängtheit, denselben Mangel an Raum, an Luft, an Fürsichsein finden wie zu Hause. Sie tun es, weil es Mode ist. Wenn es zufällig Mode wäre, Aquarell zu malen oder Novalis zu lesen, sie würden auch das tun oder zu tun versuchen. Ebenso wie sie jetzt zu reisen versuchen, weil Reisen Mode ist. Und immer sind sie da, wo die andern sind, immer sind sie da, wo sie sich mit ihresgleichen ums letzte leere Bett und um den letzten Platz in der Bahn streiten müssen. Sonderbare Welt! Nie werde ich sie verstehen.

Ende

ZEN

VON HERMANN HESSE

Privatdruck 1961
Tschudy-Verlag St.Gallen

Dieser Druck gilt dem Erscheinen des Bi-Yän-Lu, des klassischen Werkes des chinesischen Zen-Buddhismus, in der Verdeutschung und mit den Erläuterungen von Wilhelm Gundert (Verlag C. Hanser, München, 1960).

Mit Wilhelm Gundert, meinem Vetter, bin ich von Kinderzeiten her befreundet, er ist nur drei Jahre jünger als ich. Auch während seiner jahrzehntelangen Tätigkeit in Japan blieben wir in Verbindung und Austausch, und am Entstehen seines gewaltigen Alterswerkes, eben der Verdeutschung des Bi-Yän-Lu, ließ er uns, meine Frau und mich, bei seinen paar Besuchen in Montagnola teilnehmen. Es waren für uns jedesmal köstliche und weihevollere Stunden, wenn er uns ein Kapitel vorlas, und daß es bei diesen Vorlesungen auch Stellen gab, die uns hell auf lachen machten, tat der erbaulichen Wirkung keinen Abbruch.

Erschienen ist das Werk im September 1960. Einige Wochen nahm die erste Lektüre (meine Frau las vor) in Anspruch. Seither hat das Buch

und das Nachsinnen darüber einen großen Teil meiner Tage ausgefüllt. Ich hatte früher manchen Aufsatz und auch einige Bücher über Zen gelesen. Was sie mir nicht gegeben hatten, das erschloß sich mir bei dieser heilsamen Beschäftigung.

Der Brief an Wilhelm Gundert wurde gleich nach Erscheinen des Buches, Ende September, geschrieben und erschien in der «Neuen Zürcher Zeitung». Die drei Gedichte entstanden im Januar und Februar 1961, der Brief Knechts an Ferromonte ebenfalls im Februar, auch er erschien in der «Neuen Zürcher Zeitung».

Brief an Wilhelm Gundert

Dank zuvor und tiefe Verneigung!

Lieber Vetter Wilhelm,
Seit jenem schönen Ereignis, der Verdeutschung des I Ging durch R. Wilhelm vor bald vierzig Jahren, hat keine Eroberung fernöstlicher Schätze durch den abendländischen Geist mich so tief berührt, so herzerfreuend alles Westöstliche in mir angerufen wie die große, mir vorerst nur im großen Umriß erfaßbare Leistung, an die du deinen Lebensabend, wohl mehr als ein Jahrzehnt geduldigster und heikelster Arbeit, hingegeben hast.

Ich habe nicht nur an dir und deinem Leben und Denken, sondern gerade auch am langsamen Entstehen dieses gewaltigen Werkes so vielfach und innig teilgenommen, daß ich, obwohl ich weder Sinologe noch Religionsforscher bin, mir vielleicht erlauben darf, dir auch öffentlich für dies Geschenk höchsten Ranges zu danken, dessen Gehalte und vielfache Zauber auszuschöpfen mein Lebensrest viel zu kurz ist. Chinas und Japans

beste und frömmste Geister haben seit mehr als achthundert Jahren aus dieser Quelle geschöpft, ohne sie auszuschöpfen, haben sich an diesem Weisheitsbuch wund und wieder gesund studiert, an seinen Rätseln gekaut, seine Tiefen ahnend verehrt, seine Süßigkeit geschlürft und seinem hintergründigen Humor mit wissendem Lächeln zugnickt. Daß je ein Europäer dieses vielschichtige und mit sieben Siegeln verschlossene Wunderwerk lesen und verstehen, es ohne völlige Einbuße an abendländisch-christlicher Erbmasse geistig erfassen und durchdringen, es deuten und gar es (oder doch sein erstes Drittel) übersetzen könne, war bis vor kurzem ganz unwahrscheinlich. Dazu bedurfte es wiederum eines ganzen, einmaligen, aus vielen Herkünften vorbereiteten Menschenlebens, eben des deinen, denn die zwölf oder dreizehn Jahre, die du schließlich dem Zustandekommen gewidmet hast, sind ja nur das letzte Kapitel in einem Leben, das sich, noch lang ehe du von Yüan-wu, seinen großen Vorgängern und seiner gewaltigen Nachwirkung und Nach-

folge wissen konntest, wie vorbestimmt auf diese Aufgabe vorbereitet und gerüstet hat.

In unserer Generation sind es wir beide, du und ich, die, wenn auch in sehr verschiedener Weise, etwas vom Wesen und Geist unsres Großvaters mitbekommen und dieses Erbe durch die eigene Lebensarbeit neu gestaltet und weiter überliefert haben. Die Tradition wird nicht aufhören, ich sehe sie schon von einem deiner Söhne und einer deiner Enkelinnen aufgenommen und fortgeführt.

Die Differenzierung und Sublimierung Gunderscher Gaben, Neigungen und Strebungen, verbunden natürlich auch mit Anfälligkeiten und Gefährdungen, begann bei unsrem Großvater, der aus der Umhegung seiner gediegenen schwäbisch-pietistischen Herkunft und Erziehung in verschiedenen Etappen den Weg in die Welt, in die übernationale und zeitlose Gemeinschaft der Geister fand. Zwar ist er, nach kurzen jugendlichen Rebellionsversuchen, im großen ganzen dennoch ein schwäbischer Pietist geblieben, doch

mußte der Theologe statt in die Landeskirche in die Heidenmission, statt zu einer schwäbischen Pfarrerin zu einer welschen Frau gelangen, die nie wirklich Deutsch gelernt hat, und der zentralen Macht, die sein Leben regierte, der christlichen Frömmigkeit, halfen mancherlei andre Kräfte und Gaben dies reiche Leben erweitern, schmücken, mildern, vor allem: die innige Beziehung zur Musik und die noch innigere zu den Sprachen, die ihn zum Sanskritisten, Indologen, Übersetzer, Grammatiker und Lexikographen werden ließ. Er sprach nicht nur mit indischen Brahmanen Sanskrit, er erwarb sich auch eine innige, geradezu verliebte Vertrautheit mit der vielfarbigen Welt der indogermanischen Sprachen, und seine Liebe galt nicht nur den Skeletten der vielen Sprachen, die sich ihm erschlossen, nicht nur ihrer Grammatik und ihrem Vokabular, sondern auch ihrer Haut, ihrem sinnlichen Reiz, ihrem Spieltrieb, ihrer Musik. Davon haben wir beide etwas mitbekommen, du die philologische, ich die poetische Freude an den Wundern und

Zaubern der Sprache, des besten Schatzes der Menschheit, in dem Natur und Geist, Gesetzmäßigkeit und Freiheit einander so vielfältig durchdringen.

Mit des Großvaters indischer Sendung begann denn jenes besondere Seelenklima, jene eigentümliche Gestimmtheit und Empfänglichkeit für den Osten, die sich bei den Enkeln in so verschiedener Weise als westöstlich zu erkennen gab. Daß der Enkel Wilhelm einmal das berühmteste geistliche Übungsbuch des aus Indien nach China gewanderten und dort zu Zen gewordenen Buddhismus verstehen, übersetzen und dem Abendland erschließen, daß der Enkel Hermann bei den Upanishaden, beim Buddhismus und bei chinesischer Lebensweisheit in die Schule gehen werde, dazu hat des Alten Vorgang und Vorbild den Grund gelegt. Er wäre mit beidem vermutlich nicht einverstanden gewesen, nicht mit dem Gebrauch, den du von deinem östlichen Wissen und deinen reifsten Lebensjahren gemacht hast, und noch weniger mit meiner indischen Dichtung.

Aber dennoch hätte er beim Lesen des Titelblattes deines verdeutschten Bi Yän Lu hinter seinem schönen Greisenbart mit einem nicht eingestandenem Vergnügen und einer nicht eingestandenem Anerkennung gelächelt, und ähnlich gelächelt hätte er, glaube ich, zur Heimkehr meines Siddhartha, zu seinem Erscheinen in vielen Sprachen Indiens, darunter auch in Großvaters geliebtem Malayalam.

Offen bleibt vorerst die Frage, ob des Zen-Meisters Niederschrift aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts von irgendjemand hier im Westen, und gar im deutschen Sprachbereich, verstanden werden wird. Es gibt natürlich eine kleine Zahl von Vorbereiteten und Sachverständigen; einige deiner Kollegen, Sinologen sowohl wie Religionswissenschaftler, werden ihm gerecht zu werden versuchen, und auch in diesem engen Kreise noch werden es nur ganz wenige sein, die nicht bloß *eine* Seite des Werkes (etwa die philologische, oder die religions- und kulturgeschichtliche, oder die pädagogische) erfassen, sondern dem über-

wältigenden Eindruck des komplizierten Ganzen offenstehen. Man könnte dein Unternehmen, mit dem Rüstzeug eines langen Forscher- und Gelehrtenlebens, mit dem gewaltigen philologischen und philosophischen Apparat, mit der in japanischen Jahrzehnten erworbenen frommen Geduld ein so versponnenes, unsrem westlichen Geist so vollkommen fremdes, so eigensinniges und so wunderbar verschachteltes Riesenwerk zu übersetzen – man könnte dies Unternehmen auch als eine gewaltige Donquichotterie empfinden und bezeichnen, als eine ritterliche Narrheit also, wobei nicht zu vergessen wäre, daß der besessene Ritter eben doch die Welt und unsre Herzen erobert hat.

Nun, auf wieviel oder wie wenig Verständnis dein Werk stoßen wird, bleibt abzuwarten, und wir sind beide zu alt, um seine wahren Auswirkungen noch erleben zu können. Die Hindernisse, Irrwege, Dornhecken und tückischen Moore, durch die einer dringen muß, um das Werk ernstlich zu verstehen, liegen offen vor des Lesers Au-

gen; es wird vielen, die das wunderbare Buch in die Hand nehmen, sich verschließen, und der Leser wird dastehen wie der chinesische Kaiser in der ersten Anekdote, der den Bodhidharma um den höchsten Sinn befragte und von dem es heißt: «Der Kaiser konnte sich nicht in ihn finden.»

Mir scheint, daß das Buch für erste Leseversuche so viel Abschreckendes hat und seinen süßen Kern in so eisenharten Schalen hält, gehört mit zu seinem Wesen und seinem hohen Wert. Es weigert sich dem Ungeduldigen, weigert sich dem nur Neugierigen, weigert sich vor allem dem Besserwisser. Der süße Kern aber sendet dem sich Hingebenden, dem Ehrfürchtigen, auch wenn er noch im äußersten Vorhof steht, durch alle harten Schalen hindurch seinen heiligen Duft entgegen und läßt ihn nicht mehr los. Denn das Ziel, an das der Meister den Novizen führen will und das bis heute aller Zen-Weisheit Sinn ist, das Geheimnis, das von den vielen Schichten und Fäden des Buches umkreist und umspinnen wird, ist jenes mit Worten nicht erfaßbare höchste Gut,

das Ziel und Anliegen jeder Frömmigkeit. Worte, die daran zu rühren, daran zu mahnen suchen, sind etwa: Seligkeit, Friede, Erlösung, Übertritt aus der Zeit in die Ewigkeit, Nirwana.

Ich glaube durchaus an den Sinn und Wert deiner großen Arbeit. Damit das Mögliche entstehe, muß immer wieder das Unmögliche versucht werden.

Nochmals, lieber Vetter, Dank und tiefe Verehrung!

Der erhobene Finger

Meister Djü-dschi war, wie man uns berichtet,
Von stiller, sanfter Art und so bescheiden,
Daß er auf Wort und Lehre ganz verzichtet,
Denn Wort ist Schein, und jeden Schein zu meiden
War er gewissenhaft bedacht.
Wo manche Schüler, Mönche und Novizen
Vom Sinn der Welt, vom höchsten Gut
In edler Rede und mit Geistesblitzen
Gern sich ergingen, hielt er schweigend Wacht,
Vor jedem Überschwange auf der Hut.
Und wenn sie ihm mit ihren Fragen kamen,
Den eitlen wie den ernsten, nach dem Sinn
Der alten Schriften, nach den Buddha-Namen,
Nach der Erleuchtung, nach der Welt Beginn
Und Untergang, verblieb er schweigend,
Nur leise mit dem Finger aufwärts zeigend.
Und dieses Fingers stumm-beredtes Zeigen
Ward immer inniger und mahnender: es sprach,
Es lehrte, lobte, strafte, wies so eigen
Ins Herz der Welt und Wahrheit, daß hernach
So mancher Jünger dieses Fingers sachte
Hebung verstand, erbebte und erwachte.

Junger Novize im Zen-Kloster

I

Meines Vaters Haus im Süden steht,
Sonne wärmt es sanft und Seeluft weht.
Von der Heimat träum ich manche Nacht,
Naß von Tränen bin ich oft erwacht.

Wittern meine Kameraden schon,
Wie mir ist? Mir bangt vor ihrem Hohn.
Alte Mönche schnarchen sanft wie Tiere,
Ich allein, Yü Wang, bin wach und friere.

Einmal, einmal nehm ich meinen Stab,
Binde die Sandalen, reise ab,
Tausend Meilen pilgre ich zurück
In die Heimat, ins verlassne Glück.

Aber wenn des Meisters Tigerblick
Mich durchbohrt, erkenn ich mein Geschick,
Spüre Glut und spüre Eis im Leibe,
Zittre, schäme mich und bleibe, bleibe.

II

Ist auch alles Trug und Wahn
Und die Wahrheit stets unnennbar,
Dennoch blickt der Berg mich an
Zackig und genau erkennbar.

Hirsch und Rabe, rote Rose,
Meeresblau und bunte Welt:
Sammle dich – und sie zerfällt
Ins gestalt- und namenlose.

Sammle dich und kehre ein,
Lerne schauen, lerne lesen!
Sammle dich – und Welt wird Schein.
Sammle dich – und Schein wird Wesen.

Josef Knecht an Carlo Ferromonte

Freund, es ist doch hübsch und im Grunde tröstlich, wie alles, auch das scheinbar ganz und gar Vergangene, der Wiederkehr und neuen Lebens fähig ist. Vor kurzem erst hast du mir davon berichtet, daß neuerdings manche deiner Kollegen sich mit buddhistischer Lektüre beschäftigen, und zwar speziell mit der Literatur des Zen, sei es in der chinesischen oder der japanischen Form. Du neigst, wie es scheint, eher dazu, das für eine bloße Mode und müßige Spielerei zu halten; du selbst bist ja im Grunde entschlossen, dich nicht näher darauf einzulassen. Da du mich darum angehst, sage ich dir gern meine paar Gedanken über das Thema, denn die «Mode» ist auch hier in Waldzell zu spüren, so daß ich veranlaßt war, meine geringen Kenntnisse über die Materie durch Lektüre etwas aufzufrischen. Vor allem las ich in letzter Zeit wieder des öftern in jener «Niederschrift von der smaragdenen Felswand», dem chinesischen Bi-Yän-Lu.

Meine Liebe zum chinesischen Wesen kennst du längst. Sie hat zunächst mit Buddhismus und

mit Zen nichts zu tun, sie galt und gilt dem alten, herrlichen China der Klassiker, das von Buddha noch nicht wußte. Das alte Liederbuch, das I Ging, die Schriften von und über Kung Fu Dsi und Lao Dsi bis Dschuang Dsi gehören ebenso wie Homer, Plato und Aristoteles zu meinen Erziehern, sie haben mich und haben meine Vorstellung vom guten, weisen, vollkommenen Menschen formen helfen. Wort und Begriff Tao war und ist mir teurer als Nirwana, und so geht es mir auch mit der chinesischen Malerei: die traditionelle, gepflegte, zur Kalligraphie neigende ist mir lieber als die heftigere, ungestümere, genialischer anmutende Kunst vieler Zen-Maler. Merkwürdig und ein klein wenig störend war mir manchmal auch, als einem Morgenlandfahrer und Gläubigen des Spruches «Ex Oriente Lux», die Vorstellung, daß China seinen höchsten geistigen Besitz aus dem Westen, aus dem Abendland Indien, sollte empfangen haben. Nun, das sind kleine geschmäckerliche Launen, nicht ernster zu nehmen als jene flüchtigen Wünsche nach einem Still-

stand der Historie, die man sich träumerischerweise gelegentlich erlaubt, etwa den Wunsch, es möchte auf die Ghirlandaio, Piero della Francesca und Lippi kein Michelangelo, auf Beethoven kein Wagner gefolgt, oder es möchte die Religion des Abendlandes im Zustand des Urchristentums verblieben sein.

Nun, auch China hat nicht bei den alten Kaisern, bei Kung Fu oder Lau Dan haltgemacht, es hat offenbar einige Jahrhunderte nach seiner ersten schönen Hochblüte wieder eines Lichtes bedurft. Und das Licht kam, es möge uns passen oder nicht, nicht von Morgen, sondern mit dem Patriarchen «fern von Westen her», es kam die Buddhalehre von Indien herüber, und hat zunächst ihre Jünger mit indischer Dogmatik, indischer Spekulation und indischer Scholastik völlig bezaubert und bezwungen. Die ganze riesige Literatur der buddhistischen Schulen wurde übersetzt und kommentiert, in den Klöstern wuchsen gewaltige Bibliotheken an, das Licht aus Westen überstrahlte alle die alten einheimischen Sterne.

So war oder schien es eine gute Weile, der Chinese war Asket und fromm geworden, der Drache war gezähmt. Aber eines Tages war, was er da an Fremdem und Betäubendem geschluckt hatte, verarbeitet, der Drache reckte sich und erwachte, und es begann das alte grimmige Spiel zwischen Sieger und Besiegtem, zwischen Vater und Sohn, zwischen dozierendem und spekulierendem Westen und gelassen flutendem Osten. Das Buddhawesen bekam ein neues, ein chinesisches Gesicht. So etwa sehe ich, durchaus als Laie, die Vorgeschichte des Zen.

Es wird dir aber, denke ich, mehr damit gedient sein, wenn ich dir ein paar ganz persönliche Eindrücke mitteile, die mir nach einigem Studieren der «Niederschrift» des Bi-Yän-Lu mit besonderer Zähigkeit im Gedächtnis hängen geblieben sind. Ob ich dir empfehlen soll, dich selbst auf die Lektüre einzulassen, weiß ich nicht. Das Buch steckt voll von Entzückendem und auch Erschütterndem, aber die Kerne stecken in sehr dicken und harten Schalen, und für einen wie du,

der schon sehr genau seine Ziele vor sich sieht, ist wohl das Leben schon zu kurz, als daß er Tage und Wochen an das Entziffern solcher Hieroglyphen wenden möchte. Bei mir steht es anders, ich bin noch nicht so exakt auf bestimmte Aufgaben konzentriert und schweife nach Repetentenart mit Appetit und gutem Gewissen in den unendlichen Weidegründen der Geschichte des Menschegeistes umher.

Wie du weißt, besteht der Kern der berühmten «Niederschrift» in kurzen Anekdoten (im Buch heißen sie «Beispiele»), die teils Aussprüche, teils erzieherische Handlungen und Praktiken bekannter Zen-Meister der Vorzeit berichten. Die Aussprüche nun sind für unsereinen – und waren es schon für die Chinesen des elften Jahrhunderts – fast alle unverständlich, ihr Sinn ist nur mit Hilfe eingehender Kommentare mehr oder weniger erschließbar. Ich setze dir zwei beliebige Beispiele her:

Tsiu-yän, zum Beschluß der sommerlichen Übungszeit, unterwies seine Hörer mit folgenden Worten:

Den ganzen Sommer über habe ich euch Brüdern zuliebe geredet und geredet. Seht her, ob Tsui-yän noch seine Augenbrauen hat!

Bau-fu sagte: Bei Leuten, die das Diebsgewerbe treiben, ist im Herzen alles hohl.

Tschang-tjing sagte: Gewachsen sind sie!

Yün-men sagte: Sperre!

oder dies:

Ein Mönch fragte Hsiang-lin: Was ist der Sinn davon, daß fern vom Westen her der Patriarch gekommen ist? Hsiang-lin erwiderte: Vom langen Sitzen müde.

Du siehst, das ist eine Art von Hexen-Einmal-eins. Man ahnt dahinter Anspielungen, Bedeutungen, ja Beschwörungen, es scheinen magische Formeln zu sein, sind es aber nicht, sondern Hinweise auf genaue Ziele, nur muß man den Schlüssel dazu haben, und ihn zu finden, genügen uns nicht einmal die Umschreibungen und Erklärungen der «Niederschrift», wir brauchen dazu noch einen sinologisch und buddhologisch geschulten Führer.

Und doch sind auch einige wenige dieser über-

lieferten Meisterworte einfach und gehen einem ohne weiteres ein. Eines von ihnen, es ist gleich das erste im Buch, hat mich wie eine Offenbarung getroffen; ich glaube nicht, daß ich es je vergessen werde. Ein Kaiser trifft mit dem Urpatriarchen Bodhidharma zusammen. Mit der Wichtigkeit und Ahnungslosigkeit des Laien und Weltmanns fragt er ihn: «Welches ist der höchste Sinn der heiligen Wahrheit?» Der Patriarch antwortet: «Offene Weite – nichts von heilig.» Die nüchterne Größe dieser Antwort, Carlo, wehte mich an wie ein Hauch aus dem Weltraum, ich empfand ein Entzücken und zugleich Erschrecken wie in jenen seltenen Augenblicken der unmittelbaren Erkenntnis oder Erfahrung, die ich «Erwachen» nenne und über die wir einst, in einer sehr ernstesten Stunde, gesprochen haben. Das Erreichen dieses Erwachens, das nicht ergrübelte, sondern an Seele und Leib als Wirklichkeit erlebte Einswerden mit dem Ganzen, das Innewerden der Einheit ist ja das Ziel, nach dem alle Jünger des Zen streben.

Es gibt nun zu diesem Ziel so viele Wege, als es Menschen gibt, und so viele Führer, als es Zen-Meister gibt. Von den Schülern wie von den Meistern kann man sagen: es sind alle Typen und Spielarten des chinesischen Menschentums unter ihnen zu finden. Die Schülertypen werden in den Anekdoten meistens nicht so genau sichtbar wie die Charaktere der Meister, doch gelingt der große Wurf, so scheint mir, ähnlich wie in unsern Märchen eher den Unscheinbaren und Einfältigen als den Glänzenden und Wendigen. Unter den Meistern aber gibt es die Strengen wie die Sanften, die Wortmächtigen wie die Schweiger, die Bescheidenen wie die Würdebewußten, es gibt auch Zornige, Kämpferische, ja Gewalttätige. Einen Spruch von der Großartigkeit jener «Offenen Weite» habe ich bisher nicht mehr entdeckt, dafür aber eine Anzahl von Erweckungen ohne Worte, Erweckungen durch eine Maulschelle, durch einen Stockhieb, durch einen Streich mit dem Yakschweif, durch das Anzünden und sofortige Wiederausblasen einer Kerze.

Und dann gab es einen Meister, einen von den Schweigern, der auf die Fragen seiner Jünger nicht mit dem Munde Antwort gab, sondern mit dem Zeigefinger, den er mit so sprechender Gebärde zu heben wußte, daß die dafür empfänglichen und reifen Schüler im Anblick des Fingers das Unaussprechliche erlebten. Es gibt da Geschichten, die beim ersten Lesen gar nichts hergeben wollen; sie klingen wie Geschwätz oder Gezänk in der Sprache irgendeiner völlig fremden Menschen- oder Tierart – und bei einem späteren Wiederbetrachten tun sie auf einmal Türen und Fenster zu allen Himmeln auf.

Da ich dir schon von meiner Art des «Erwachens» gesprochen habe, lang ehe wir beide etwas von Zen gehört hatten, muß ich noch etwas erwähnen, was mir an den Erwachten des chinesischen Buddhismus auffällt und zu knacken gibt. Das Erlebnis selbst kenne ich ja, das Vom-Blitz-des-Innewerdens-getroffen-Sein, es ist mir einige Male widerfahren. Es war ja auch bei uns im Abendland nichts Unbekanntes, alle Mystiker

und unzählige ihrer großen und kleinen Schüler haben es erfahren, ich erinnere dich etwa an die erste Erleuchtung Jakob Böhmes. Aber bei diesen Chinesen scheint das Wachgewordensein lebenslang fortzudauern, zumindest bei den Meistern; sie scheinen den Blitz zur Sonne gemacht, den Augenblick festgenagelt zu haben. Da hat mein Verstehen eine Lücke: vorstellbar ist mir ein ewiges Erleuchtetbleiben, eine zur dauernden Daseinsform gewordene Ekstase nicht. Vermutlich bringe ich doch zuviel abendländische Haltung mit in die östliche Welt. Vorstellen kann ich mir nur, daß der einmal Erweckte einem zweiten, dritten, zehnten Erwecktwerden erreichbarer ist als andere Menschen, daß er zwar natürlicherweise immer wieder in Schlaf und Unbewußtsein zurücksinkt, nie aber so tief, daß nicht ein nächster Lichtblitz ihn wecken könnte.

Zum guten Schluß will ich dir noch eine merkwürdige und lehrreiche Geschichte aus dem Bi-Yän-Lu erzählen. Da war im zehnten Jahrhundert ein Meister namens Yün-men; es werden

von ihm viele und erstaunliche Dinge berichtet. Sein Sitz war der «Wolkentorberg», im Süden von China, in der Provinz Kwangtung. Zu ihm kam einmal von weit her ein Suchender gepilgert, ein einfaches Männlein mit Namen Yüan. Er war schon lange unterwegs, hatte halb China durchpilgert und da und dort in Klöstern angeklopft, bis er hier am Wolkentorberg landete. Er wurde aufgenommen, und Yün-men stellte ihn als Famulus in seinen persönlichen Dienst. Offenbar spürte der große Menschenkenner in dem schlichten, jungen Pilger wertvolle Kräfte verborgen, von denen dieser selbst nichts wußte; denn er hat mit ihm, der nicht rasch im Verstehen war, unendlich lange Geduld gehabt. Ich höre dich fragen: «Wie lange denn?» Ich antworte: «Achtzehn Jahre.» Tag für Tag rief er ihn ein oder mehrere Male an: «Aufwärter Yüan!» Jedesmal antwortete Yüan ergeben und gehorsam: «Ja.» Und jedesmal stellte der Meister ihn zur Rede: «Ja, sagst du. Aber was meinst du damit?» Betroffen und verlegen suchte der Aufwärter sich immer

und immer wieder zu erklären und herauszureden, denn mit der Zeit merkte er instinktiv doch, daß mit dem Anruf und mit der barschen Kritik an seiner Antwort etwas gemeint sei. Er strengte sich, um sein «Ja» zu rechtfertigen, oft mächtig an; vermutlich grübelte er schon die halben Tage daran herum, was er morgen dem Meister antworten solle. Die Frage des Gewaltigen, was er mit seinem «Ja» meine, war eine Nuß, an der Yüan die Tage und Wochen und schließlich ganze achtzehn Jahre zu knacken hatte. Dann kam wieder ein Tag, scheinbar einer wie alle anderen, wieder hörte der Famulus sich vom Meister beim Namen rufen – aber diesmal hatte das «Yüan» einen ganz anderen Klang. Es war sein Name, es war er, er selbst, er allein, der da angeredet, gestellt, befohlen, erwählt, berufen wurde! Wie aus Himmelsweiten der Blitz, wie aus Weltenweiten der Donner klang es ihm: «Yüan!» Und siehe, der Bann war gebrochen, der Schleier gefallen, Yüan war hörend und sehend geworden, er erblickte die Welt in ihrer

wahren Gestalt und sich inmitten, und das große Licht ging ihm auf. Diesmal rief er nicht «Ja» zurück. Leise stammelte er: «Ich habe begriffen.»

Es ist eine wunderschöne Geschichte. Sie ist aber noch nicht zu Ende. Der Aufwärter Yüan war nicht nur zur Erleuchtung berufen, wenn er auch lange genug auf sie hatte warten müssen. Es war noch mehr mit ihm gemeint, das scheint er gespürt zu haben, und noch gewisser spürte es Meister Yün-men, denn er behielt ihn noch drei Jahre in seiner nächsten Nähe und hatte ein besonderes Auge auf ihn. Dann wurde der gewesene Aufwärter, reif zur Meisterschaft, entlassen, durchpilgerte auf dem Rückweg in seine Heimat abermals das halbe Reich, übernahm die Leitung eines Klosters und wirkte dort unter dem Namen Hsiang-lin vierzig Jahre lang. Manche erklärten ihn für den größten unter Yün-mens Schülern. Achtzig oder mehr Jahre alt, als er sein Ende nahe fühlte, begab er sich zum Fürsten Sung, dem Präfekten des Bezirks, der sein Verehrer und ein Gönner des Klosters war, um ihm zu danken und

Abschied von ihm zu nehmen, denn, sagte er, er habe sich entschlossen, wieder auf Pilgerschaft zu gehen. Darüber spöttelte einer von den Beamten des Fürsten und meinte, der Herr Abt sei wohl altersblöde geworden; wie sollte er denn, uralt und hinfällig, noch auf Wanderung gehen können? Der Fürst aber nahm den Meister in Schutz, enthielt sich eines Urteils, nahm höflich Abschied von ihm und begleitete ihn persönlich hinaus. Der Alte kehrte ins Kloster zurück, ließ alle seine Mönche zusammenrufen, setzte sich nieder und sagte zur schweigenden Versammlung: «Der alte Mönch hier – vierzig Jahre nun schlägt er zu Einem Blatt zusammen.» Und damit ging er schmerzlos und friedlich in die Verwandlung ein.

Addio, Carlo.

Dein J.K.

SONDERABDRUCK AUS «CIBA-SYMPOSIUM»

BAND 8

HEFT 5/6

DEZEMBER 1960

Ein paar Erinnerungen an Ärzte

Besuch bei einem Dorfarzt / Das Haus Rosengart /
Ein Arzt großen Stils / Großvater Hesse

Von Hermann Hesse, Montagnola (Tessin)

Das einzige Komfortable im Hause war ein schöner alter Kachelofen mit «Kunst», von der Küche her heizbar, Wasser gab es nicht, das mußte vom Brunnen in der Nähe geholt werden, Gas oder elektrisches Licht gab es in der ganzen Gegend nicht, und es war auch nicht ganz einfach, das Dörfchen zu erreichen oder zu verlassen; außer dem Dampfschiff, das nur sehr selten und bei Eis oder Sturm oft gar nicht fuhr, gab es nur einen Pferdepostwagen, mit dem man in stundenlanger Fahrt, mit langen Aufenthalten in jedem Zwischendorf, eine Bahnstation erreichen konnte. Es war aber gerade das, was wir uns gewünscht hatten, ein verwünschtes, verborgenes Nest ohne Lärm, mit reiner Luft, mit See und Wald, und die Miete für unser ganzes Haus mit fünf Stuben kostete, glaube ich, etwa 150 Mark im Jahr. Wir hatten unsere Sachen schon vor manchen Tagen vorausgeschickt, aber als wir jungen Eheleute nun in unserem Dorf ankamen und einziehen wollten, standen wir vor einem leeren Haus, außer meinen Bücherkisten war noch nichts angekommen, weder Möbel noch Betten, es blieb uns nichts übrig als zu warten und vorerst irgendeinen Gasthof aufzusuchen. Es wurde uns einer drüben am Schweizer Ufer empfohlen, wir ließen uns über den See rudern und fanden gute Aufnahme und Unterkunft. Immerhin, der Beginn unseres Unternehmens war etwas enttäuschend: meine Frau hatte sich auf den Einzug und auf das Einrichten gefreut, ich auf das Aufstellen meiner Bibliothek und das Einweihen des großen neuen, aus München bestellten Schreibtisches, an dem ich noch heute arbeite. Statt dessen saßen wir untätig in einem fremden Dorf und Gasthaus, konnten auf das andere Ufer und «unser» Dorf hinüber blicken, fuhren immer wieder mit dem kleinen Dampfer übers Wasser und sahen uns jedesmal enttäuscht: unser Hausrat war nicht eingetroffen. Irgend etwas schien da nicht zu stimmen bei unserem Sprung ins neue Leben, das ich mir knabenhaft halb als Idylle, halb als Robinsonade vorgestellt hatte, irgendein Kobold schien da zu spuken. Doch waren wir jung, vergnügt und neugierig genug, um nicht schon damals solche Gedanken zu hegen, man ist ja nachher immer scheinbar klüger als in der lebendigen Gegenwart und trägt,

wie die leidigen Geschichtsphilosophen es tun, im erinnernden Nachzeichnen des Erlebten Zusammenhänge, Entwicklungslinien und Deutungen hinein, die man dann gern schon dazumal gehabt zu haben sich einbildet. Wir waren im großen ganzen recht vergnügt auf Ausflügen, Schiffs- und Ruderbootfahrten, studierten den üppigen Flor in den gepflegten Bauergärten und die Mundart der Thurgauer, und für mich waren namentlich die Fischerdörfer und die Ufergebiete mit ihren tausend Pfählen, ihren heimlichen Strömungen und ausgehenden hohen Schilfwäldern von hoher Anziehungskraft.

Etwas wie Beängstigung aber empfand ich, als an einem dieser heimlosen Ferientage meine Frau mir gestand, daß sie ernsthafte Schmerzen beim Bücken und manchmal auch beim Gehen habe. Ich kannte sie als zäh und tapfer, das Gegenteil von wehleidig, ich wußte sie, furchtlose und ausdauernde Bergsteigerin und groß beim Klettern im Fels, mir an physischer Konstitution und Leistungsfähigkeit überlegen, und konnte mir wohl denken, sie habe schon eine gute Weile sich mit diesen Schmerzen geschleppt und sie erst eingestanden, als sie nicht mehr zu verheimlichen waren. Darum erschreckte mich ihre Klage. Sofort erkundigte ich mich, ob es einen Arzt am Ort gebe. Richtig, es gab einen, die Wirtsleute rühmten ihn sehr, er sei unmenschlich gescheit, habe schon manchem wunderbar geholfen und nehme von armen Patienten wenig oder nichts, schenke ihnen sogar manchmal die Arzneien. So ließen wir uns denn das Haus des Dorfarztes zeigen, fanden ihn auch zu Hause und wurden gleich empfangen.

In einem altmodisch-behaglichen Studierzimmer saß hinter einem breiten, mit allerlei Zeug vollgestapelten Schreibtisch ein gut und freundlich aussehender Herr, er hätte etwa ein Pfarrer oder Gelehrter sein können, an den Arzt erinnerte in dem dämmerigen Zimmer einzig eine Reihe von Flaschen und Fläschchen, die in Griffnähe neben ihm standen. Wir waren jung und empfanden beide noch dem Medizinmann gegenüber eine gewisse respektvolle Schüchternheit, er war auch erheblich älter als wir und befand sich nicht wie wir in einer ungewohnten Situation, er strahlte vielmehr

eine heitere Sicherheit aus, übrigens auch ein natürliches Wohlwollen, und empfing uns gutgelaunt und zu angenehmer Konversation bereit, während wir, klein und etwas ängstlich, seiner Einladung folgten und Platz nahmen. Und so blieb es über die ganze Zeit unserer Unterhaltung: wir die Schwachen saßen gespannt und mit gezwungener Höflichkeit auf unseren Stühlen und er, der Starke und Joviale, saß bequem und väterlich einige Meter von uns entfernt in seinem Armsessel und blieb trotz aller unserer Versuche, die Distanz zu durchbrechen, der Führende in der Konversation. Es war vom Wetter, von der Landschaft, vom Gasthaus, von Sehenswürdigkeiten in der Umgebung, von Fischerei und Obsternte die Rede, zwischenhinein auch von den Schmerzen im Rücken meiner Frau, die er jedoch nicht besonders ernst nahm. «Ja ja, so junge Frauen haben recht oft solche Beschwerden, man darf es nicht tragisch nehmen, immerhin gebe ich Ihnen dann etwas zum Einreiben mit, es kann nichts schaden.» Und so weiter und weiter. Zu einer Untersuchung war er nicht zu bewegen, er blieb hinterm Schreibtisch thronen. Schließlich mußten wir Abschied nehmen, er stand auf, reichte uns eine Flasche Opodeldok und seine letzten Worte waren: «Fahren Sie doch gelegentlich nach Konstanz und fragen Sie nach Engstlers Biergarten, da bekommen Sie ein gutes Pilsener und können unter den Bäumen im Schatten sitzen, und da singen die Vögel, das ist so schön wie ein Militärkonzert und kostet keinen Rappen.» Wir fragten, was wir schuldig seien, und bezahlten für Konsultation samt Arznei fünf Franken. Bald darauf wurde an anderer Stelle die Krankheit meiner Frau als Ischias erkannt, sie lag viele Wochen damit in Basel und hatte noch jahrelang mit heftigen Rückfällen zu tun.

DAS HAUS ROSENGART

In einem der drei Jahre, die ich im alten Bauernhaus am Untersee wohnte, tauchte eines Tages ein Besucher auf, der seine Ferien in dem einzigen, recht primitiven Gasthäuschen unseres Dorfes verbrachte. Er kam aus Frankfurt, war Arzt und hieß Josef Rosengart. Ein Mann mit einem Vogelgesicht, dem zwei Eigenschaften den Charakter verliehen, die man sonst selten

nebeneinander auf einem Gesicht antrifft: Klugheit und Verwundertsein. Daß ich es als Vogelgesicht im Gedächtnis behalten habe, mag von dem Haarschöpfchen herühren, das stets über der Mitte seiner Stirn emporragte und mich an den Federhalm des Hähers erinnerte. Diese Stirn und das ganze Gesicht, obwohl damals noch jung, trug tiefe Runzeln, es war da viel Haut vorhanden, weit mehr als der Knochenbau zur Bedeckung bedurfte hätte, und die Bewegungen, Wülste und Faltungen dieser Haut gaben dem Gesicht für den ersten Blick etwas Kauziges, erwiesen sich aber als Mittel zu sehr differenzierten Ausdrucksmöglichkeiten, an denen Mund und Augen lebhaft teilhatten. Hinter diesen Wülsten und Falten konnten die Augen trauernde Weisheit, genau beobachtende Aufmerksamkeit, warme Teilnahme, aber je nachdem auch eulenspiegelische Schelmerei und Spaßfreude bekunden.

Während dieses kurzen Aufenthaltes in unserem Dörfchen kam Doktor Rosengart mir noch nicht eigentlich nahe, doch immerhin soweit, daß er mich viel später, da in seiner Stadt ein Vortrag von mir angekündigt wurde, als Wohngast in sein Haus am Reuterweg einlud. Ich nahm an, wurde abgeholt, bekam ein Gastzimmer, bekam einen sehr schönen Moselwein vorgesetzt und lernte nun erst den Doktor, und mit ihm seine stille gute Frau und seine beiden Knaben kennen, zwei lebhaft und von einander sehr verschiedene Brüder, der eine mehr intellektuell aussehend und geistig und humanistisch interessiert, der andere mehr lebenswürdiger Spielkamerad und Charmeur. Die Familie, in der eine angenehme, leise von der stillen Mutter kontrollierte Temperatur herrschte, brachte des öfteren ihre Ferien in Tremezzo am Comersee zu: kein zufällig gewählter Ort etwa, sondern die Heimat der berühmten genialen Familie Brentano, deren Andenken in Frankfurt nächst dem von Goethe noch in hohen Ehren stand. Überhaupt: das damalige Frankfurt! Ich habe diese Stadt in ihrem damaligen wohlbehaltenen Zustand sehr geliebt, sie war so behaglich wie ehrwürdig mit den reizvollen altertümlichen Gassen, Gäßchen und Winkeln voll origineller kleiner und großer Giebel- und Fachwerkhäuser, dem herrlichen Goethe-

haus, dem Römer, dem breiten heiteren Main. Stattlich und stolz, aber längst noch keine Großstadt, beherrscht von einem demokratischen, kunstfreundlichen und kulturwilligen Bürgergeist mit stark jüdischem Einschlag, war sie mir schon von weitem, noch eh ich sie mit Augen sah, dadurch sympathisch, daß sie vom Berliner Kaiserhaus abgelehnt und gemieden wurde. An der Aversion der Majestät gegen eine so alte und ehrwürdige Stadt war nicht nur deren Stolz und Unabhängigkeitssinn als gewesene freie Reichsstadt, war nicht nur die Judenschaft und wohl auch das geringe Verständnis der Hohenzollern für Goethe schuld, sondern auch in hohem Maß die liberale und bürgerstolze Frankfurter Zeitung. Zu ihr hatte die Familie Rosengart nahe Beziehungen. Es gefiel mir in diesem Frankfurt überaus gut, und dazu trug das Doktorhaus und meine beginnende Freundschaft mit ihm vieles bei. Ich lernte die Stadt ein wenig kennen, war des öfteren in Goethes Vaterhaus am Hirschgraben, im Städelschen Museum, in der Oper, und wenn die Söhne meines neuen Freundes schulfrei waren, spielte ich mit ihnen Boccia hinterm Hause, sie hatten eine Vorliebe für dies Spiel aus Tremezzo mitgebracht. Auch machte ich bei meinen mehrmaligen Frankfurter Aufenthalten manche wertvolle Bekanntschaft, so mit dem frommen alten Maler Steinhausen und seiner Familie, mit der Malerin Ottilie Röderstein, einer der unabhängigesten und gediegensten Frauen, die mir je begegnet sind, ich saß ihr zu einem Porträt in ihrem Atelier im Städelschen Institut und besuchte sie auch in ihrem Haus am Fuß des Taunus.

Einige Jahre hindurch hatte ich Rosengart nur als Freund und Gönner, als guten und witzigen Gesprächspartner und lieben Gastgeber gekannt. Dann kam der Tag, an dem ich ihn auch als Arzt und er mich als Patienten kennen lernte. Im Jahre 1909 hatte ich auf einer norddeutschen Reise, wie früher schon manchemale, Tage heftigen Unwohlseins, die ich als Blinddarmreizungen erkannte. Ich schrieb an den Freund, daß ich ihn auf der Heimreise in Frankfurt besuchen und diesmal auch konsultieren möchte, er lud mich ein, und kaum hatte er mich angeschaut, so riet er mir unbedingt zur Operation, die ein ihm

befreundeter Chirurg ausführen werde. Ich war einverstanden, ich wurde in ein Spital gebracht und operiert. Und jetzt, kurz nach dem Erwachen aus der Narkose, sah ich das Freundes- und Vogelgesicht schöner und unvergeßlicher als je. Ich lag dösig und passiv, und er beugte sich über mich und sah mich an mit einem Ausdruck der Besorgnis, des Wohlwollens, ja der Zärtlichkeit, der nicht mehr freundschaftlich oder väterlich, sondern geradezu mütterlich war und den ich mit in die Genesung und ins weitere Leben nahm.

Als Freund Rosengart starb, war Hitlers braune Knabenarmee schon stattlich, aber noch nicht an der Macht, er ist in Ruhe und Ehren als beliebter Arzt mit dem Titel Sanitätsrat dahingegangen. Aber ich muß nun auch seines Sohnes Paul gedenken, den ich als Knaben kennen lernte und der als Gymnasiast oder Student in den Krieg von 1914 ziehen mußte. In französische Gefangenschaft geraten, landete er nach dem üblichen Hin und Her in einem der größten Kriegsgefangenenlager, in Nevers, und als am ersten Morgen dort die neu Gekommenen antreten mußten, um sich in die Listen eintragen zu lassen, schritt ein französischer Reserveoffizier die Front ab, blieb plötzlich überrascht stehen und rief: «Rosengart!» Der Offizier war bis zum Sommer 1914 in Frankfurt am Gymnasium Lehrer des Französischen und Rosengart sein Schüler gewesen. Ich aber war damals in Bern Leiter einer «Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene» und konnte den Jüngling einigermaßen mit Lektüre versehen. Nun, er überstand den Krieg, kehrte heim, studierte Medizin, wurde Arzt und heiratete eine sehr liebenswerte arische Frau, übernahm nach des Vaters Tod dessen Haus und Praxis, ich war dort noch einmal zu Gast. Wenige Jahre später kam Hitler zur Macht, der junge Arzt mußte Praxis, Haus und Frau dahinten lassen und fliehen, machte böse Zeiten des Elends durch, trat beim Beginn des zweiten Weltkriegs in die französische Armee ein, es hätte ihm passieren können, diesmal als Franzose in deutsche Gefangenschaft zu kommen. Doch kam es glücklicherweise dazu nicht. Heute hat er in Strasbourg eine große Praxis, und wenn er gelegentlich in die Schweiz kommt, besucht er mich, und wir sprechen von Frank-

furt und seinen Eltern und von vielem anderen, was uns verbindet.

EIN ARZT GROSSEN STILS

Der bedeutendste aller Ärzte, mit denen ich bekannt und deren Freund ich wurde, war Albert Fränkel. Die Geschichte der Medizin kennt ihn als den Initiator der intravenösen Strophanthin-Injektion in der Zeit um 1900. Seine beiden Heimatorte, Heidelberg und Badenweiler, verdanken ihm die Gründung großer Sanatorien und die Heranbildung einer Elite von jungen Ärzten. In der kurzen Zeit, in der ich ihm nahetrat und einigemal sein Gast war, es waren die letzten paar Jahre vor dem ersten Weltkrieg, war Fränkel der König von Badenweiler. Die Patienten, Tuberkulöse und Herzranke, kamen von allen Seiten, in Luxuswagen aus dem Elsaß, aus Luxemburg, dritter Klasse aus dem deutschen Osten, aus Polen und Rußland, manche trugen, des Deutschen nicht mächtig, Papptäfelchen angehängt mit Aufschriften wie «Badenweiler, Dr. Fränkel» oder «Badenweiler, Villa Paul». In den paar Jahren meiner Besuche hatte Fränkel zwei ständige Mitarbeiter. Einer von ihnen leitete die Villa Paul, ein Sanatorium für Lungenranke, der andere, Dr. M. Hedinger, wohnte wie der Meister in eigenem Hause, und in Fränkels nächster Nähe wohnten und arbeiteten stets ein oder zwei junge Assistenten. Fränkel empfing und beriet die zuströmenden Patienten teils in seiner hübschen Villa, teils in den beiden kleinen Sanatorien, teils in privaten Wohnungen im Dorf, wo man ihn täglich vielemale in seiner leichten Pferdekutsche antreffen konnte. Zwei seiner Mitarbeiter habe ich näher kennengelernt und beide in schöner und dankbarer Erinnerung behalten: den Dr. Hedinger und Dr. Heineke. Hedinger, der später in Baden-Baden eine eigene große Praxis hatte und durch seine Arbeiten über Ischias bekannt ist, hat mir einst eine nicht vergessene Wohltat erwiesen. Ich war einmal nicht als Fränkels Freund und Hausgast, sondern als Patient oder doch Erholungsbedürftiger in Badenweiler und wohnte einige Wochen in der Villa Hedwig. Manches, was mich damals drückte und erst später zur Klärung kam, hatte mich von Hause weg in die anregende und heilsame

Atmosphäre von Badenweiler getrieben, wo außer der zentralen Person des großen Arztes manches mich wohltuend ansprach: die herrliche Lage am Fuß eines waldigen Schwarzwaldberges mit dem weiten Blick übers Rheintal auf die Vogesen, der an meine Heimat erinnernde Tannenwald mit Lichtungen, in denen Weiderich und Fingerhut in großer Üppigkeit wuchsen, die Nähe Basels und Freiburgs, auch der alemannische Charakter der Dörfer und ihr Dialekt, die Mundart Hebels. Trotz alldem war ich in jenen paar Wochen, mit Ausnahme der vielen höchst angeregten und heiteren Stunden in Fränkels Haus und Familie, nicht eben frohgemut. Außer privaten Sorgen empfand ich auch mit wachsender Stärke das politische Unbehagen in der überheblichen, protzigen Gesellschaft des wilhelminischen Deutschland, ein Unbehagen, ähnlich dem, das heute nahezu jedermann angesichts der Machtanhäufungen und Rüstungen in Ost und West empfindet. Mich führte es, noch zwei Jahre vor dem Ausbruch des Krieges, aus Deutschland und aus vielen Bindungen und Traditionen hinaus. Doch war es damals noch nicht ganz so weit, ich hatte noch an vielem zu kauen, was schlecht schmeckte und nicht zu verdauen war. Und so gab es denn Stunden und Tage der Depression und des Mißmuts. An einem solchen Tag lief ich finstern Gesichts dem Dr. Hedinger in die Hände, der fragte mich, was mir fehle, und als ich nichts andres als ein allgemeines Taedium vitae nennen konnte, lud er mich ein, mit in sein Haus zu kommen, da führte er mich ins Musikzimmer, wo ein schöner Flügel stand, bot mir einen Sessel und spielte mir eine halbe Stunde Bach. Es war eine vorzügliche Therapie.

Und jener andere Fränkel-Schüler, der ganz junge Assistent Heineke, später Leiter des Sanatoriums Waldeck, der für Brahms schwärmte und mit einer sehr liebenswerten Tochter der «Villa Hedwig» verlobt war, hat mir ebenfalls einmal einen wertvollen Dienst erwiesen. Ich war mit meinem Roman «Roßhalde» beschäftigt, in dem Krankheit und Sterben eines begabten und lebenswürdigen Knaben zum Gleichnis wird für das Welken und Sterben einer Ehe. Über diese Krankheit, eine Meningitis, und ihre Symptome erbat ich mir von

Heineke medizinische Auskünfte. Er verstand genau, woran mir gelegen war, und schilderte mir einige Details mit großer Eindringlichkeit, man findet sie alle treu in meinem Buche verwendet.

Aber zurück zu Fränkel! Die Arbeitskraft des sehr zarten, durch eine frühe Tuberkulose geschwächten und zu vorsichtigem Leben gemahnten Mannes war ein reines Wunder, ich habe schon damals über dieses scheinbare Perpetuum mobile einer übermenschlichen, jeden Tags sich erneuernden Energie viel nachgedacht. Zwar sah ich den Verehrten an manchem Abend nach zwölf- und mehrstündiger intensiver Arbeit vollkommen erschöpft und zusammengesunken, im bleichen Gesicht auch das Hellblau der Augen wie erblaßt und erloschen, aber am nächsten Morgen zu früher Stunde stand er den schon auf ihn wartenden Assistenten und Kranken wieder ganz zur Verfügung. Was mich an ihm am meisten in Erstaunen setzte, war seine seelische Offenheit, ein grenzenloses, scheinbar ganz passives Offenstehen für alles, was der Tag und die Stunde ihm vor die Augen und Ohren stellten, die Berichte und Fragen der Mitarbeiter und der Pflegerinnen, die Klagen und Leidensgeschichten der Patienten, der klugen und der dummen, der geschwätzigten und der gehemmten, der cholерischen und der geduldigen. Kam er mittags aus diesem anspruchsvollen Vielerlei nach Hause zu Tische, so ging er mit der gleichen Bereitschaft, Sorgfalt und Genauigkeit auf die Gespräche der Familie und Gäste ein, all dies mannigfache Leben, alle diese vielen Gestalten und Anliegen, Geschichten und Schicksale schienen in ihn einzuströmen, ohne den geringsten Widerstand anzutreffen, er nahm sie wie Atemluft in sich auf und hatte Aufmerksamkeit und Gedächtnis nicht nur für das Bedeutende oder das medizinisch Interessante, sondern auch für eine Menge kleiner Züge, rührender oder drolliger, er hätte drei Theaterdichter stets mit Stoff versehen können. Es sah so aus, als sei dies beständige Aufnehmen und Offenstehen ganz ungewollt und passiv. Doch war es das natürlich nicht, und im Gespräch merkte ich sehr bald, daß er das Wahrgenommene auch nach Merkmalen ordnete, siebte und in Kategorien brachte. So konnten wir hei-

tere Gespräche über die verschiedenen Typen von Patienten, von Hoteliers und Zimmervermietern, namentlich aber über die von Ärzten und von Pflegerinnen haben, die wir mit Vergnügen klassifizierten und etikettierten, etwa die damenhafte, die fromme, die sentimentale, die kaltschnäuzige, die neckische Schwester, der vergnügte Hebammen- und der mechanisierte Laborantinentyp usw. Fränkel war sehr weitherzig und duldsam, hatte aber doch auch seine kräftigen und dauernden Aversionen, z. B. gegen einen berühmten Kollegen, von dem er gern sagte: «Er sieht aus wie ein Theologe, und das ist er ja auch.» Und als ich bald nach jenem Aufenthalt in der Villa Hedwig eine kleine Sanatoriumsskizze schrieb, in der ich ihn und seine ärztliche Psychologie zu zeichnen versuchte, lachte er mich nach der Lektüre herzlich an und sagte: «Ich hatte geglaubt, ich hätte Sie erwischt. Aber jetzt bin ja ich es, den Sie erwischt haben.»

Nach Kriegsbeginn im Jahr 1914 schrieb er mir nach Bern, er könne sich meine Einstellung etwa als «Verstandesneutralität» denken, er dagegen mit den Seinen sei «stramm national». Er hat denn auch seinem Vaterland im Kriege und nachher im größten Maßstab gedient. Mit dem Kriege riß die Verbindung zwischen ihm und mir dann ab, und ich wußte sehr viele Jahre nichts mehr von ihm. Dann an einem Sommertag in den dreißiger Jahren saß ich mit meiner Frau und einem Gast hinter unserem Hause in Montagnola im Walde am Steintisch. Ein Besuch wurde gemeldet. Ich fragte nach seinem Namen. Es sei ein alter Herr, seinen Namen wolle er nicht nennen. Und schon kam er den Fußweg zwischen den Kastanien gegangen, ein hagerer Alter mit weißem Haar und Bart und ganz farblosem Gesicht und fragte: «Kennen Sie mich noch?» Es war Fränkel. Mehr als zwanzig Jahre hatten wir uns nicht mehr gesehen. Er sah dem jüngeren Fränkel sehr ähnlich, wenn er am Abend eines strengen Arbeitstages so blaß und erloschen bei Tische saß. Die Braunen hatten ihn nicht umgebracht, aber seiner Titel, seiner Funktionen, seiner Ehre und Würde beraubt. Er verlor nicht viele Worte darüber. Den zweiten Krieg hat er nicht mehr erleben müssen.

Arzt war auch einer meiner Großväter, der baltische. Im Jahr 1802 in Dorpat geboren, früh vaterlos geworden, war er nach der Mutter und nach eigenem Willen zum Theologen bestimmt. Hochbegabt, lustig und leichtsinnig absolvierte er ohne viel Mühe das Gymnasium, spielte aber im letzten Schuljahr so heftig den Studenten und flotten Burschen, daß einer seiner Lehrer ihn dafür zu strafen beschloß. Er hatte bei der Maturitätsprüfung in Griechisch zu prüfen und nahm den Jüngling mit ungewöhnlicher Schärfe ins Gebet. Dieser war ein guter Schüler, was die Kenntnisse betraf, aber bekanntlich ist Griechisch eine reiche und komplizierte Sprache, und ein gerissener Examinator wird auch einem gut beschlagenen Prüfling diese oder jene seltene Vokabel, diesen oder jenen verzwickten Aorist oder Dualis abzufragen finden, bei denen er versagt. Und so bekam Großvater im Griechischen nicht eine Eins, sondern eine Zwei. Für die Zulassung zum theologischen Studium aber war die Eins unerläßlich, und als der Junge gleich von der Prüfung weg zur Universität lief, um sich immatrikulieren zu lassen, mußte der Rektor ihm sagen, daß er ihn nicht als Theologen einschreiben könne. In seinen ein halbes Jahrhundert später geschriebenen Erinnerungen heißt es: «– und ich empfang in Eile meine Matrikel als Mediziner, und es kam in dieser leichtsinnigen Weise die wichtige Berufsentscheidung für mein ganzes Leben zustande ... In Sprüngen eilte ich nach Hause, zog den längst fertig gelegenen neuen grünen Sommerrock mit den goldenen Litzen an und stellte mich Mutter und Schwester als Studiosus vor.»

Im Jahr 1826 legte er sein medizinisches Examen ab, es war einfacher als heutzutage. Es begann mit einer mündlichen Prüfung, zu der die Studenten in ihren Wohnungen feierlich vom Pedellen geladen wurden. Die mündliche Prüfung dauerte einen Nachmittag von zwei bis zehn Uhr, bei zweien der Professoren mußte Latein gesprochen werden, dazwischen wurden aber auch Erfrischungen gereicht, «– ein und das andermal nahm ich einen Schluck Wein». Nachher gab es noch schriftliche Arbeiten, eine chirurgische Operation, eine

anatomische Demonstration, «– alles wurde mit Freuden geleistet, das Examen war bestanden. Ach, das war so gut, und das Beste die Freude der guten lieben Mutter». Und nun mußte die gute Mutter sofort Geld aufnehmen, denn der Sohn hatte beschlossen, ins «Vaterland» zu reisen und es zu durchwandern. Das Vaterland war Deutschland, für ihn wie für alle Balten jener Zeit. Auf kleinem Segelschiff bei Sturm und Kälte kam er in vier Tagen nach Dänemark. Das prächtige und elegante Kopenhagen imponierte ihm zunächst sehr, doch wurde er, im schlechten Wanderkleid mit Ränzel wie ein Handwerksbursch aussehend, von den dortigen Professoren, an die er Empfehlungsbriefe aus Dorpat bei sich hatte, kühl und verächtlich empfangen. «Ich ließ sie stehen», schreibt er, «warf die übrigen Empfehlungsbriefe ins Feuer, packte meine Illusionen ein, ließ mir eine feine Kleidung machen und zog davon.» Er sieht und besteigt das erste Dampfschiff, in Kiel und Hamburg kann er Krankenhäuser besuchen und Operationen beiwohnen, er sucht Ärzte und Theologen auf, an die er empfohlen ist, wandert zu Fuß, den Ranzen auf dem Rücken, durch das halbe Norddeutschland. Im Bad Pyrmont sieht er die Spielbank und wird von der fixen Idee besessen, hier könne er sich Reisegeld bis nach Italien gewinnen, verliert aber nur und marschiert weiter, nach Göttingen und dann dem Harz entgegen. Im berühmten Brocken-gasthaus findet er viele Touristen. «Wir gingen schlafen, aber schon um drei Uhr wars damit aus, es galt, den Sonnenaufgang zu sehen. Aber ich habe nie was Koddrigeres gesehen: alle voll Schlaf, in den desperatsten Nachttoiletten drängten sich ins Freie, da wars aber bitter kalt, und an Pelzen war kein Vorrat da. Nun, die Sonne ging auch auf, da wo Halle an der Saale liegt, aber es war im Nebel so wenig schön ihr Angesicht, als wäre sie auch leidend von Frost und Müdigkeit.»

Ich besitze in einer genauen Abschrift Großvaters Memoiren. Dieser feurige, ebenso enthusiastische wie burschikose Jüngling, dessen Lebenslust und Lebensmut auch eine kindlich vertrauensvolle Frömmigkeit umfaßte, ist der Arzt, Wohltäter, gelegentlich auch Tyrann einer kleinen Stadt in Esthland und eines weiten Um-

kreises mit seinen herrschaftlichen Gütern geworden. Er ist jung, feurig, lustig, fromm und burschikos geblieben bis ins höchste Alter, ist mit 83 Jahren noch auf einen seiner Bäume gestiegen, um einen Ast abzusägen, und samt der Säge abgestürzt, doch ohne Schaden zu nehmen. Er hat seiner Stadt Weißenstein ein Waisenhaus gegründet, hat Feste mit Rheinwein gefeiert und Stegreifreden in Versen gehalten, aber auch Erbauungsstunden, hat allen Armen gegeben – er hieß «der Doktor, der alles weg-schenkt» – und zum Kummer seiner Familie immer wieder arme Patienten mit nach Hause gebracht und wochen- oder monatelang im eigenen Hause gepflegt. Als Arzt war er nicht zimperlich, er brach kranke Zähne «mit dem Schlüssel» und operierte kühn ohne Narkose und Assistent, er hatte sich durch ein rauhes Leben in primitiven Verhältnissen zu schlagen. Er hat drei Frauen gehabt und begraben, hat als russischer «Kronsarzt» und Staatsrat sich den Teufel um Vorschriften oder Mahnungen der Regierung gekümmert, wenn sie ihm unnütz oder schädlich zu sein schienen. Bis ins hohe Alter hat dieser Mann Lebenskraft, Lebensfreude, Gottvertrauen, Autorität und Liebe ausgestrahlt, er wurde 94 Jahre alt und hat erst in den letzten Jahren das Leben als mühsam und traurig empfunden. Eine Nichte von ihm, Monika Hunnius, hat im Jahr 1921 ein sehr liebes und herzswarmes Büchlein mit dem Titel «Mein Onkel Hermann» erscheinen lassen (bei Salzer in Heilbronn, es hat viele Auflagen erlebt, ist aber leider jetzt vergriffen). Darin erzählt sie, die ein Liebling meines Großvaters war, ihre Erinnerungen an ihn und sein Haus. Ich habe als Schüler in Maulbronn noch ein paar Briefe von dem damals 89jährigen bekommen. Sein Leben zu erzählen würde ein ganzes Buch fordern, ich will nur noch eine Episode beifügen.

Die große deutsche Reise, die ihn bis Zürich und bis Wien führte, hat fünfzehn Monate gedauert. Zur Rückfahrt von Lübeck bis Riga brauchte das kleine Segelschiff zwölf Tage. Dort in Riga stand ihm Großes bevor. Er berichtet darüber: «Auf den Sonnabend früh hatte ich die Post-Telega bestellt, die Abreise war bestimmt, da kam am Freitag Abend meines Gastfreundes Schwager aus Kurland und

brachte die jüngste Schwester der Hausfrau mit, Jenny Lass. Mein präpariertes Feuer war von ihrer Erscheinung in lichten Flammen ... Jenny, 1807 geboren, war die jüngste von fünf Schwestern ... Was soll ich noch beschreiben? Ich bestellte meine Postpferde ab. Am Sonntag waren wir auf einem Höfchen bei guten Freunden. Am Montag suchte ich die Einsamkeit, um meinem Herzen Luft zu machen. Ich weinte mich aus, weil ich nicht wußte, wie mir geschehen war. Sollte ich? – Durfte ich? und doch konnte ich nicht von ihr lassen, ich hatte keinen anderen Gedanken als Jenny. Aber wie sollte ich mit ihr allein zusammenkommen? Das war eine quälende Geschichte, denn aufschieben und abwarten konnte ich ja nicht, ich war in der Fremde und mußte nach Hause, später hatte ich mit Riga keine Möglichkeit des Verkehrs. Es galt ein Entweder – Oder, womöglich im Augenblick. Ruhiges Erwägen war mir nicht möglich. Kennenlernen? Dazu ist Zeit und ruhiger Verkehr nötig – und ich hatte nichts als Liebesfeuer und Eile. Endlich am Mittwoch Abend kam's zu einem Spaziergang. Therese, ein paar Kinder, Jenny und ich gingen in den schönen Wörmannschen Garten. Da bestiegen wir einen Schneckenberg, und oben machte ich Jenny den Vorschlag, hinunter zu laufen und zu sehen, wer von uns beiden schneller sei. Jenny rannte voraus, ich ihr nach, und sehr bald standen wir uns in einer dunklen Grotte gegenüber, der Höhlung des künstlichen Berges. Wunderbar! Ich faßte ihre Hand und fragte: «Jenny, willst du mein Weib sein?» – aber wo war es hier möglich, ein ruhiges Reden und eine Antwort zustande zu bringen? Wir mußten zu den anderen, die uns schon auf dem Fuß folgten, und taten, als sei nichts vorgefallen. So ging es nach Hause, dort nahm ich Platz auf dem Balkon und hatte Dünastrom und Brücke und Stadt im Licht der sinkenden Sonne vor mir und starrte darauf hin – ein Melancholischer! Derweil hatte Jenny mit der Schwester gesprochen, kam leise mir nach und legte mir den Finger auf die Schulter, ich nahm sie in den Arm und hielt sie fest und ließ sie nicht den Mund auf tun. Ich war im ganzen vollen Liebesglück und damit auf dem Gipfel meines bisherigen Lebens, Sehnsens und Strebens.»



AR 25314

Stein, Gisela

Gisela Stein Collection

LEO BAECK INSTITUTE
Center for Jewish History
15 West 16th Street
New York, NY 10011

Phone: (212) 744-6400
Fax: (212) 988-1305
Email: lbaeck@lbi.cjh.org
URL: <http://www.lbi.org>

Date: 7/6/2009

Sys #: 000348186

Box: 1

Folder: 18



Hermann Hesse:
Dichter und Weltbürger

Bearbeitet von
GISELA STEIN

Brooklyn College

HOLT, RINEHART AND WINSTON-NEW YORK

AR 25314

Gisela Stein Collection

**The book “Hermann Hesse:
Dichter und Weltbuerger”
edited by Gisela Stein, has
been removed to the
library.**



AR 25314

Stein, Gisela

Gisela Stein Collection

LEO BAECK INSTITUTE

Center for Jewish History

15 West 16th Street
New York, NY 10011

Phone: (212) 744-6400

Fax: (212) 988-1305

Email: lbaeck@lbi.cjh.org

URL: <http://www.lbi.org>

Date: 7/6/2009

Sys #: 000348186

Box: 1

Folder: 19

SAMPLE COMMENTS ABOUT

THE HESSE VOLUME

(received by the publisher)



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

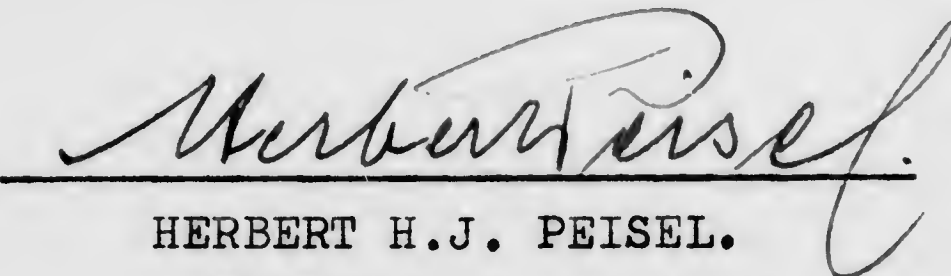
By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

A book of this type was long overdue! The careful selection made of Hesse's numerous writings tends to help students get -- with the proper guidance -- a splendid understanding of the man's thinking power! This seems to be Gisela Stein's main concern -- a quality rarely found in present-day readers for class instruction. 'Advanced' students could use the book for supplementary readings, to great advantage! --

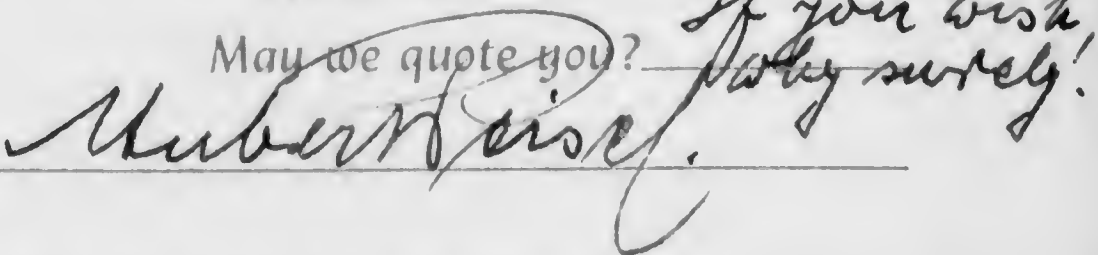
February 24, 1962.


HERBERT H. J. PEISEL.

HERBERT H. J. PEISEL
GERMAN DEPARTMENT
SYRACUSE UNIVERSITY
SYRACUSE 10, N. Y.

P.S.: Two of my advanced students would very much like to have this Hesse-edition in their own library. Would you mind sending me two copies? Kindly enclose invoice in package. Thank you!

HERBERT H. J. PEISEL
GERMAN DEPARTMENT
SYRACUSE UNIVERSITY
SYRACUSE 10, N. Y.

May we quote you? *If you wish, please surely!*
Signature: 

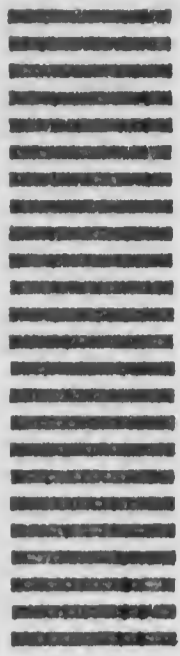
TURN 'N TOP FLAP • SEAL AND MAIL • NO ENVELOPE OR STAMP NECESSARY

Foreign Language Department

HOLT, RINEHART AND WINSTON, INC.
383 Madison Avenue
New York 17, N. Y.

Postage will be paid by—

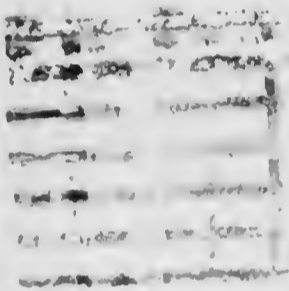
B U S I N E S S R E P L Y M A I L
No postage stamp necessary if mailed in the United States



MAIL SERVICE
FOR BETTER
USE PERMIT NO. 296
ZONE
FIRST CLASS



HERBERT H. J. PEISEL
GERMAN DEPARTMENT
SYRACUSE UNIVERSITY
SYRACUSE 10, N. Y.



HOLT, RINEHART AND WINSTON, Inc.
383 Madison Avenue
New York 17, N. Y.



Prof Herbert H J Peisel
Dept. of German
Syracuse University
Syracuse, N.Y.

If incorrect, please correct
your name and address.



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE

Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

Excellent - I do hope to be
able to use it in the future

May we quote you?
Signature: Fredrick H. Willers



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

Carefully prepared and well edited book.
The arrangement of notes is a particularly
measuring feature.

May we quote you? Yes

Signature: August E. Star



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

February 27, 1962

Gentlemen,

I have read your volume with great interest and can certainly praise it highly, not only with reference to content selection and arrangement but equally so with reference to its external format — paper, print, cover design and color. It is definitely a book selected and edited with taste and I do hope I shall be able to adopt it for my reading course.

May we quote you? yes

Signature: Randolph Klawiter

TURN IN TOP FLAP • SEAL AND MAIL • NO ENVELOPE OR STAMP NECESSARY



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE

Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.

We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

The text is very excellent and I was
glad that Hesse was brought much
closer to the American student due
to this book.

H. Loh Jachsel.

May we quote you? Yes

Signature: Dr. H. Loh Jachsel



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBÜRGER

By

HERMANN HESSE

Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

This book has a number of excellent features, notably the fine introduction, the alternation of pages of text and pages of definitions or other notes, and the omission of an end vocabulary. With your abundant use of notes on facing pages and occasional reference to an inexpensive dictionary, most readers will probably find this the best possible arrangement. Surely such an arrangement makes possible the inclusion of more of the author's text than would be possible if there were an end vocabulary. Some will perhaps object to the blank spaces on the facing pages, but some of these spaces will be used by many readers for additional definitions, thus leaving the text pages free of explanations and consequently more challenging for translation; as one can cover the facing pages at least part of the time.

I have no immediate plans to change any of my German textbook adoptions, but this book is one I hope to use eventually, if only for supplementary reading by some extra capable students.

*Please note spelling:
Rathman,
not Rothman.*

May we quote you? *Yes*
Signature: *Richard F. Rathman*



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

*I have examined this text with great interest
and recommended it favorably to our text-book
committee*

May we quote you?
Signature: *Frank Braun*

TURN IN TOP FLAP • SEAL AND MAIL • NO ENVELOPE OR STAMP NECESSARY



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE

Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.

We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

A good reader, well edited.

Signature: *[Handwritten Signature]* May we quote you? *Yes*

TURN IN TOP FLAP • SEAL AND MAIL • NO ENVELOPE OR STAMP NECESSARY



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

Maybe it was only because I was just completing
my course in Mann-Kafka-Hesse that the
arrival of this book struck me just right.
But I rather think that it has a great
deal of intrinsic merit. The basic concept
is a very worthwhile one, and it is beautifully
realized and handsomely produced. I hope
it will be the first of a series presenting the
~~best~~ ^{foremost} modern German writers in depth. If such
a series comes about I should like to see
particularly Dichter und Weltbürger (an outgrowth
of Goethe's call for a Weltliteratur) represented
and in this connection the name of Stefan Zweig
immediately suggests itself.

May we quote you? Yes

Signature: Harry Zola



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE

Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.

We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

The text includes selections from Hesse's works that will prove an introduction to the author's typical charm as well as his penetration of universal problems. This brief encounter will surely lead the more ambitious student to read his chief works in their entirety.

May we quote you? Yes

Signature Sister M. Frances Therone



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE

Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

This text is very attractive in its format and composition.
The selections are carefully made and a broad sampling of
Hesse's work has been achieved here. The text fills a gap which
has existed for sometime in the area of college reading texts,
in which this Nobel prizewinner has been somewhat neglected.
A welcome new addition!

May we quote you? Yes
Signature: Richard O. Whitcomb

TURN IN TOP FLAP • SEAL AND MAIL • NO ENVELOPE OR STAMP NECESSARY



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:
DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

Although I did not yet use the above book in class, I am sure it will be a quite valuable text to adopt, since Hesse is one of our best modern poets and writers. I will gladly adopt the book in case I will have to teach a class where it will fit in. Thank you very much for your kind consideration.

Walter Ensslin, Ph.D.

May we quote you? Yes
Signature: W. Ensslin



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

This book should become rather popular. It is clean, precise and presents the material in a clear cut type for the student not yet fully equipped vocabulary-wise. My only objection is the size of the print on the left hand pages. It is too small for us old, thick glassed teachers. The questions are completely adequate and make sense. There seems to be sufficient material for those who want practice in the aural, oral method. It is a fine book with a mature look at literature.

May we quote you? Yes

Signature: Stuart A. Gallucci

TURN IN TOP FLAP • SEAL AND MAIL • NO ENVELOPE OR STAMP NECESSARY



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE

Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

This text gives us good
access to readable Hesse
at the level indicated; and
I certainly plan to use it
soon!

May we quote you? NO

Signature: S. Friebert

TURN IN TOP FLAP • SEAL AND MAIL • NO ENVELOPE OR STAMP NECESSARY



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:
DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

Since I consider Hermann Hesse the greatest living
German writer, this book came as a welcome gift
to me. The introduction is excellent, ~~and~~ ^{is} the
selection of excerpts from his prose works and his
poetry. Hesse is far too less known to the American
student. This text is a valuable addition to
the reading material for intermediate German.

May we quote you? Yes

Signature: D. Lucile C. Helkman



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:
DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

*Well-edited book with good ideas, such as the annotated
vocabulary on each page, and its plan to be used in
correlation with a separate dictionary to be owned by
the student.*

May we quote you? yes
Signature: J. V. Thomas



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:
DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

Hermann Hesse: Dichter und Weltbürger is delightful.
I think the selections in it are well-chosen from
the wealth of Hesse's writings. The format of the
text and the general appearance are quite inviting.
The Introduction, which, of necessity, gives a sketchy account
of Hesse's life and works, is quite adequate, considering
the purpose of the text. I would say that Gisela Stein
has prepared a fine, usable text.

May we quote you? _____

Signature: Sister M. Johannella, O.F.S.



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:
DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

Thank you very much for the copy
of the attractive text book listed above.
A cursory survey of this book indicates
that it should be a very ~~usable~~
one at the second year level. When we
review the textbooks for our second
year course next year, we shall certainly
consider this book.

May we quote you? Yes

Signature: J. Stu. F. McKeever



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

I consider this to be an excellent textbook. The introduction on Hesse's life and works at the beginning of the book presents a fine general picture of Hesse for students who are becoming acquainted with him for the first time. The selections, both in prose and poetry, taken as they are from the earlier and later periods of Hesse's writing, give the student a representative picture of the whole range of his creative work. The shorter introductions to the individual selections, the extensive visible notes, the well thought out Fragen serve as excellent aids for the study of the text.

I am pleased to say that the German division of Brooklyn College has adopted this text as one of its readings for our fourth semester courses.

May we quote you? Yes

Signature: Perry Matenko

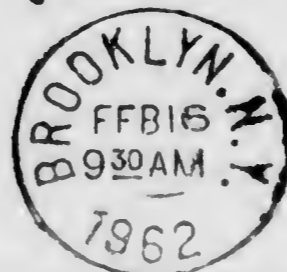
If incorrect, please correct
your name and address.

Prof. Percy Matenko
Dept. of Modern Languages
Brooklyn College
Brooklyn 10, N.Y.



HOLT RINEHART AND WINSTON, INC.
383 Madison Avenue
New York 17, N. Y.

P. Matenko - Dept. of Modern Languages
Brooklyn College
Bedford Avenue and Avenue H
Brooklyn 10, N. Y.

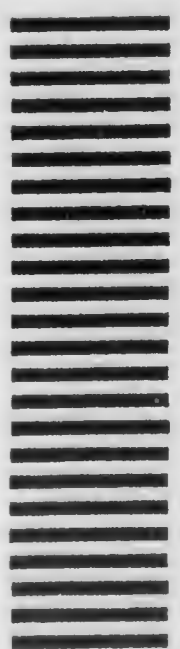


FIRST CLASS
VANDERVEER Bldg. 296
New York, N. Y.

B U S I N E S S R E P L Y M A I L
No postage stamp necessary if mailed in the United States

Postage will be paid by—

HOLT, RINEHART AND WINSTON, INC.
383 Madison Avenue
New York 17, N. Y.





HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:
DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

*I like this book very much. I hope to find a place
for it soon.*

May we quote you? no

Signature: Feng W. Hartzel



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE

Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

like the selection.

May we quote you? _____

Signature: _____

Gisela Stein



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBÜRGER

By

HERMANN HESSE

Edited by: **Gisela Stein,**
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

March 6, 1962

Gentlemen:

Hesse is one of my favorite modern German authors, and I'm happy to see an intermediate text designed to familiarize American students with him. However, I do not believe that we can use the book at Trinity, since we prefer anthologies for second-year use. Nevertheless, as long as the book is available, we will consider it as a possible text for next year.

Sincerely,

Carl V. Hansen
Associate Professor of German

May we quote you? Yes

Signature: C. V. H

TURN IN TOP FLAP • SEAL AND MAIL • NO ENVELOPE OR STAMP NECESSARY



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

Hesse collections appear to be quite popular with both students and teachers. This one is very attractive, though perhaps a bit too long. Reserving a page for vocabulary seems to be a good idea, but won't it make the book expensive? Maybe you could put it out in paperback.

I should expect to see this book widely adopted for Level IV in high schools, or third year in college. It entails the use of a dictionary, or very special techniques for vocabulary study.

May we quote you? yes

Signature: C. E. Reed

TURN IN TOP FLAP • SEAL AND MAIL • NO ENVELOPE OR STAMP NECESSARY



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:
DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

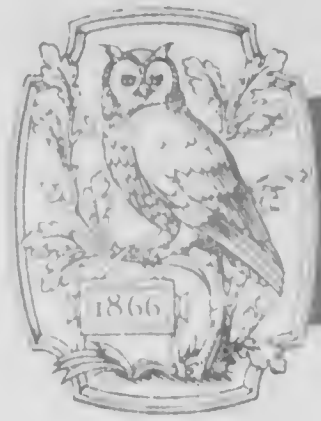
Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

Feb 20, '62

I find the anthology gives a very good summary of Hesse's art and the introduction is exceptionally short, but concise, enough (this is important since one tends to read introductions after reading the contents.) I am happy to see Hesse's world (poems) used as a German class text since he is ~~not~~ (unfairly so) given only cursory attention in the U.S. & is relatively unknown.

(Incidentally, I am a professor of music; however, comparative literature is my other field & I use sections of *Das Glasperlen-Spiel* (Magister Ludi) to illustrate aesthetic ideas in my "Structure and Aesthetics of Music" course -

May we quote you? Yes
Signature: Dr. R. Michalsky



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE

Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

*This is to acknowledge the receipt of the above
text for examination. In form and content I find
the text excellently suited for the purpose intended.*

May we quote you? _____

Signature: _____

Fred B. Gerstung

TURN IN TOP FLAP • SEAL AND MAIL • NO ENVELOPE OR STAMP NECESSARY



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE
Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.
We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

I find this is a worthwhile book with an interesting format. Thank you for sending me this copy.

May we quote you? _____

Signature: *Sister Charles Marie*

TURN IN TOP FLAP • SEAL AND MAIL • NO ENVELOPE OR STAMP NECESSARY
HOLT, RINEHART AND WINSTON, INC.



HOLT, RINEHART and WINSTON, Inc.

Foreign Language Books and Recordings

We recently sent you a copy of:

DICHTER UND WELTBURGER

By

HERMANN HESSE

Edited by: Gisela Stein,
Brooklyn College

Your opinion of this text is of great interest to us.

We will appreciate your letting us have your comments on it;
please return them on this convenient postage-paid reply form.

It is a well edited textbook about one modern German author. It is advisable to read an entire book from a German author but unfortunately not many German classes have enough time for it, and not many instructors like to do it.

On the other hand Hesse deserves to be read, and this book has ~~many~~ time-saving assets, like vocabulary on the opposite page.

May we quote you? Yes

Signature: John J. Ferris



AR 25314

Stein, Gisela

Gisela Stein Collection

LEO BAECK INSTITUTE
Center for Jewish History
15 West 16th Street
New York, NY 10011

Phone: (212) 744-6400
Fax: (212) 988-1305
Email: lbaeck@lbi.cjh.org
URL: <http://www.lbi.org>

Date: 7/6/2009

Sys #: 000348186

Box: 1

Folder: 20

(5)

P.S.

Copies of the HESSE volume and of BÖLL
I could let you have. As for the GRILLPARZER
"opus magnum" I would have to search
among family and friends. Anyway, I do not
know how much longer I can seek out
this material or find useful memories. Hence,
my haste in sending you what I have now!

gsg

Rabelais

Gargantua + Pantagruel

Bk 1 ch. 23

on education

CURRENT PROJECT

AN ANTHOLOGY DEALING
WITH THE FOLLOWING STAGES
OF CHILDHOOD AND YOUTH:

1. CHILDHOOD EXPERIENCES
2. SCHOOL
3. LOVE
4. TIMES OF CRISIS
(POLITICAL, ECONOMIC)

Gisela Stein

A PORTRAIT OF YOUTH - SELECTIONS OF MODERN GERMAN PROSE AND POETRY

KINDHEIT

Fussenegger
Seidel

FASTNACHT
DIES UND DAS

Schnurre
Bergengruen

"
JENO WAR MEIN FREUND
LETZTE EPIPHANIE

SCHULE

Carossa
Schnack

EINSTAND IN LANDSHUT
MEIN SOHN

Vegesack
Hesse

DER ENTEHRTE
ALLEIN

ERWACHEN UND LIEBE

Hausmann
Seidel

ZUM ERSTEN MALE
MITTAG IM WALDE

Hausmann
Hesse

WAS IST DAS LEBEN
EINE GEIGE IN DEN GÄRTEN

Glaser
Muhlinger

DIE BERÜHRUNG
GESPRÄCH

Waggerl
Hofmannsthal

GANG ZUM GELIEBTEN
TERZINEN ÜBER VERGÄNGLICHKEIT

ZEITEN DER NOT

Bernhard
Rilke

GROSZER UNBEGREIFLICHER HUNGER
DAS STUNDENBUCH

Fritsch
Brecht

ALI KHAN GEHT INS KLOSTER
SCHLUSZGESANG

The selections have not been arranged in the order of difficulty,
but a note about such a sequence will be included in the preface.

Gertrud Fussenegger

FASTNACHT

Vor meinem sechsten Lebensjahr wuszte ich noch nichts von Fastnacht und Mummerei; da zogen meine Eltern aus einer groszen Stadt im Osten Österreichs in eine kleine Stadt des Westens, dort begegnete ich zum ersten Male Maskengestalten und verkleidetem Volk. Zuerst erschrak ich und fürchtete mich; doch gleich darauf erwachte in mir das leidenschaftliche Verlangen, mich auch zu verummern, mich zu verwandeln und mich unter jene zu mischen, die mir so schreckhaft wie wunderbar, so schauerlich wie zauberhaft erschienen.

Ich bestürmte meine Mutter. Sie entsetzte sich über meine Wünsche und konnte nicht begreifen, dasz ich, ein sonst wohlgehütetes und wohlgeartetes Kind, auf einmal so unsinnig-ungebärdiges Verlangen zeigte. Endlich erlaubte sie mir, mich aus einer Mottenkiste für eine häusliche Feier herauszustaffieren. Aber mir stand der Sinn ganz woandershin.

Nach langem Wühlen und Stöbern in Winkeln und Rumpelkammern fand ich einen braunen fransenbesetzten, mit schwarzem Muster durchwirkten Theatermantel, den eine frühverstorbene Tante hinterlassen hatte, und einen seidenen Capuchon aus Goldbrokat mit riesigen, phantastisch flügelnden Bändern. Dieses Ding setzte ich mir auf den Kopf, den Mantel lud ich über meine schmalen Kinderschultern, band mir eine selbstgeschnittene Maske vor das Gesicht, so trat ich vor den Spiegel: Da sah ich aus wie ein groszer brauner, goldköpfiger Nachtfalter mit einer geisterhaft bleichen, kalkweisz grinsenden Larve, genug ausgestattet für die wilde Faschingslust, die Abend für Abend schattenhaft durch die Gassen des Städtchens geisterte.

Nun fehlte mir noch die Begleitung zum Fluge hinaus. In unserem Hause diente eine kleine, dicke Dienstmagd aus dem hintersten Wald, eine Zwergin von Gestalt. An die schlich ich mich an und heuerte sie mit Bitten und Schmeicheleien zu einem Ausflug an. Die Kleine war bald gewonnen. In einer alten Jacke, deren

buntgeflicktes Futter sie nach auszen wendete, mit einer Pelzhaube und einer Maske meiner Fabrikation, so entwich sie mit mir, hinaus in die stille Nacht.

Es war, ich kann mich ihrer genau erinnern, eine sehr milde, friedliche, frühlingatmende Nacht. Wir begegneten kaum einem Menschen. Aber wohlgenut strebten wir in die Mitte der Stadt und erfüllten das Schweigen des Marktplatzes mit unserem Gelächter. Mit lichtglänzenden Fenstern standen die Häuser ringsum, wunderbar sprudelten die Brunnen, mir klang ihr Laut, als lachten sie mit uns. O wilder Rausch, trunkene Erdenseligkeit, die damals mein Kinderherz übermächtig ergriffen! In meiner Vermummung war ich mir selbst wie entrückt. War ich nicht ein kleiner Kobold, ein Zwerg, der aus den Spalten des Gebirges geschlüpft war, oder ein dunkelgefärbtes Nachttier, das mit bärenhaft tanzenden Schritten über das Pflaster tappte? Die verkleidete Zwergin, kindisch wie ich, lachte als wäre sie trunken. Wir riefen und winkten zu den Häusern empor, wir taumelten und hüpfen Arm in Arm und sprangen, zeigte sich irgendwo eine menschliche Gestalt, unter endlosem Gelächter um sie herum.

Am anderen Tag wollte ich sogleich abermals hinaus und das herrliche Spiel wiederholen. Aber meine Mutter verbot es mir und vertröstete mich auf den Fastnachtsdienstag: Sie werde mir, sagte sie, ein hübsches Kostümchen schneidern, das dürfe ich anlegen und mit ihr dann durch die Stadt spazieren. Das jedoch wollte ich nicht. Ich hatte Kameradinnen gesehen in weisz gepuderten Haarperücken, in rosagemusterten Reifrockkleidchen: Nie und nimmer wollte ich in einer solchen zahmen Robe Fastnacht feiern. Ich wollte unerkannt, als wildzusammengestückelte Lumpenscheuche mein Wesen in den nächtlichen Strassen treiben. Mit leidenschaftlichen Bitten und Beschwörungen fiel ich meiner Mutter um den Hals; kopfschüttelnd, mit kummervoller Miene betrachtete sie ihr entfremdetes Kind.

Im anderen Jahr konnte ich die Fastnacht kaum erwarten. Längst hatte ich meinen Anzug wieder hervorgewühlt, eine Maske geschnitten und mit Wasserfarben

bemalt: - Da eben, an dem Tag, da der lange ersehnte Ausflug stattfinden sollte, kamen meine Eltern mit ernst verschatteten Gesichtern aus der Stadt nach Hause. Der alten Großmutter, sagten sie, die schon eine lange Zeit krank gewesen, gehe es schlecht, und vielleicht werde sie sterben.

Ich erschrak. Ich hatte die alte, halbtote Frau immer mehr gescheut als geliebt, sie war mir fremd geblieben, unheimlich in ihrer Bresthaftigkeit. Nun sollte sie sterben, und ich durfte nicht auf die Maschkra gehen. Meine schüchterne Frage wies meine Mutter streng zurück. An so etwas nur zu denken heute, sei Sünde; an die Großmutter möge ich denken, die in ihrem Bette liege und sterben müsse.

Ach ja, ach ja. Ich dachte an die Großmutter, aber ich musste noch viel mehr an die Fastnachtslust denken, die ich so nah und bezaubernd - wie ein hüpfendes Feuer - vor mir gesehen, und die mir nun entschwinden und erlöschen sollte, für heute, für morgen, für ewig. Was konnte es der alten Großmutter frommen, wenn ich zu Hause blieb? Was konnte es ihr schaden, wenn ich dennoch ging?

Die Eltern brachten uns Kinder zu Bett und gingen wieder fort; sie wollten Nachtwache halten bei der schwerkranken Frau. Wir hörten sie die Wohnung verlassen, hörten sie das Haustor öffnen und wieder schlieszen. In derselben Sekunde hoben mein Bruder und ich die Köpfe aus den Kissen: „Hörst du, sie sind fort. Und auf der Strasse sind die Maschkra.“

Wir sprangen auf und liefen zum Fenster. Durch die feuchtbeschlagenen Scheiben starrten wir hinab auf die erhellte Strasse. Ein Trupp Masken zieht singend vorbei, und von fernher erklingt der uralte Gesang derer, die zum groszen Feuer sammeln:

„Fifa, fifa, foh -
Buschler oder Stroh
machen's Feuer hoh!“

„Du!“ ruft mir mein Bruder zu, „wenn wir doch gehen könnten -“

„Können wir nicht?“

„Wird uns niemand erkennen?“

„Komm, komm rasch. Wir gehen.“

Vor Eile und Aufregung zitternd schlüpfen wir in unsere Kleider, knüpfen uns gegenseitig die Vermummungen fest. Mein Bruder, vier Jahre älter als ich, hatte sich als Nachtwächter maskiert; ich, in meinem alten schleppenden Theatermantel, war bereit, ihm wie ein ungestaltetes Schattentier zu folgen.

Durch die Tenne entkamen wir. Schaudernd vor schlechtem Gewissen traten wir auf die Strasse hinaus.

Ich dachte, nun würde sie wiederkehren, die süsse, rauschende Lust meiner ersten Fastnacht. Aber sie kehrte nicht wieder. Wir liefen die Gassen hinab, unheimlich klapperte uns der eigene Schritt. Wir hatten keine Zeit zu verweilen, keine Zeit, unser verwandeltes Wesen zu genießen. Wir liefen hinter etwas her, was wir daheim gelassen hatten, wir liefen unserem schlechten Gewissen davon, aber es lief mit uns, es irrte mit uns durch die nächtliche Stadt. Andere Masken, die des Weges kamen, erschreckten uns, sie schienen uns so ungeheuer, uns feindlich gesinnt. Wir wichen zur Seite, duckten uns ängstlich, krochen zitternd hinter Zäunen dahin. Manchmal verlor ich das Licht aus den Augen, das der Bruder in seiner Laterne trug. Dann schrie ich, jede Vorsicht miszachtend, gellend seinen Namen.

Niemand erkannte uns, aber wir glaubten uns von allen erkannt. Aus allen Höfen und Fenstern, so schien uns, erschollen drohende Rufe; und endlich geschah es: Eben, als wir verschnaufend innehielten, klirrte hoch über mir eine keifende Stimme und ein Gusz eiskalten Wassers schosz auf mich herab.

Nun wollte ich heim. Aber mein Bruder bestand darauf: Er wollte in einer der Herbergen sein Nachtwächterlied singen. „Geh nicht“, flehte ich frierend.

„Komm mit mir nach Hause.“ Aber er ging doch. Angstlich blieb ich zurück in dem düster erleuchteten, von mir ungewohnten scheusslichen Gerüchen durchwitterten Flur. Der Bruder tappte die Treppe hinauf, hob sein Sprüchlein zu singen an. Da fallen ihm, rohe Stimmen ins Wort, ein wildes Lärmen erhebt sich, Trampeln, Poltern und Geschrei. Quer über den Flur fliegt mein kleiner Bruder gegen die Stiege; der Larve beraubt, prallt er mit dem Gesicht gegen den Geländerbalken, schwarz schießt ihm das Blut aus der Nase über Mund und Kinn. Die Laterne kollert scherbend und erlischt, die hölzerne Hellebarde fegt splitternd hinterdrein. Ich schreie laut, sinnlos vor Entsetzen, und laut schreiend rennen wir beide aus dem ungastlichen Haus.

Wie der Abend endete, weisz ich nicht mehr. Gewisz kamen wir nach Hause, krochen in unsere Betten, kleinlaut, bestürzt. Gewisz auch, dasz die Grossmutter nicht starb in jener Nacht und auch in den folgenden Tagen nicht, sondern erst ein oder zwei Jahre später, als ihr das hohe Alter die letzte Lebenskraft weggezehrte hatte.

Auch erfuhren unsere Eltern nichts von unserem Abenteuer. Als wir es ihnen später einmal gestanden, nahmen sie unser Geständnis nicht ernst und glaubten, wir hätten uns ein Märchen zusammengereimt. Aber es vergeht keine Fastnacht, ohne dasz ich daran denke, wie es uns damals ergangen ist. Wenn ich die erleuchteten Fenster sehe, hinter denen die groszen Feste rauschen, wenn ich die verwehten Fetzen Musik höre, die mir die Luft aus fremden Häusern zuträgt, da frage ich mich oft: Ist dort die süsze Lust, die ich auch einmal empfunden habe, das Pulsen und Quellen, aus denen die Freude sprudelt; die wunderbar heilige Trunkenheit der reinen Verwandlung? Oder ist dort das andere, das ängstliche Jagen und Flüchten, das Flüchten vor sich selbst, das heimliche Schaudern und Grausen, der feindliche Gusz aus dem Finstern, das

Fastnacht (Cont'd.)

blasse Gesicht des Bruders, blutig hingeschlagen auf den schwarzen Boden?

Denn immer liegt wo ein Mensch im Sterben. Immer spricht eine Stimme:
Gedenke! Gedenke! - Selige Unschuld, die nicht hören musz, Unschuld der
Freude, des Lebensverlangens, Unschuld der Erde, der Blindheit, des hoffenden
Lebens.

DIES UND DAS

Ina Seidel

Du und ich, wir hatten dies und das:
Blanke Kiesel, Muscheln, Vogelnester,
Kugeln auch aus bunt gestriemtem Glas,
Und du warst der Bruder, ich die Schwester,
Und wir stritten uns um dies und das:
Um Kastanien, Kolben aus dem Röhricht,
Und wir wurden grosz, und es schien töricht,
Es schien uns alles als ein Spiel,
Als ein Nichts erschien uns dies und das.

Heute nun, da du vor mir des Balles
Müde wardst, und er in meiner Hand
Liegen blieb wie ein vergessnes Pfand,
Weisz ich: dies und das, ach, es war viel!
Lieber Bruder, das und das, war a l l e s. -

JENÖ WAR MEIN FREUND

Wolfdietrich Schnurre

Als ich Jenö kennenlernte, war ich neun; ich las Edgar Wallace und Conan Doyle, war eben sitzengeblieben und züchtete Meerschweinchen. Jenö traf ich zum ersten Mal auf dem Stadion am Faulen See beim Grasrupfen; er lag unter einem Holunder und sah in den Himmel. Weiter hinten spielten sie Fuszball und schrien manchmal „Tooooooor!“ oder so was. Jenö kaute an einem Grashalm; er hatte ein zerrissenes Leinenhemd an und trug eine Manchesterhose, die nach Kokelfeuer und Pferdestall roch.

Ich tat erst, als sähe ich ihn nicht und rupfte um ihn herum; aber dann drehte er doch ein bisschen den Kopf zu mir hin und blinzelte schläfrig und fragte: Ich hätte wohl Pferde. „Nee“, sagte ich, „Meerschweinchen.“ Er schob sich den Grashalm in den anderen Mundwinkel und spuckte aus. „Schmecken nicht schlecht.“ „Ich esz sie nicht“, sagte ich; „dazu sind sie zu nett.“ „Igel“, sagte Jenö und gähnte, „die schmecken auch nicht schlecht.“ Ich setzte mich zu ihm. „Igel?“ „Tooooooor!“ schrien sie hinten. Jenö sah wieder blinzelnd in den Himmel. Ob ich Tabak hätte. „Hör mal“, sagte ich; „ich bin doch erst neun.“ „Na und“, sagte Jenö; „ich bin acht.“ Wir schwiegen und fingen an, uns leiden zu mögen. Dann musste ich gehen. Doch bevor wir uns trennten, machten wir aus, uns möglichst bald wieder zu treffen.

Vater hatte Bedenken, als ich ihm von Jenö erzählte. „Versteh mich recht“, sagte er, „ich hab nichts gegen Zigeuner; blosz -“ „Blosz-?“ fragte ich. „Die Leute“, sagte Vater und seufzte. Er nagte eine Weile auf seinen Schnurrbartenden herum. „Unsinn“, sagte er plötzlich; „schlieszlich bist du jetzt alt genug, um dir deine Bekannten selbst auszusuchen. Kannst ihn ja erst mal zum Kaffee mitbringen.“ Das tat ich dann auch. Wir tranken Kaffee zusammen, und Vater hielt sich auch wirklich hervorragend. Obwohl Jenö wie ein Wiedehopf roch und sich auch sonst ziemlich komisch benahm - Vater ging drüber weg. Ja, er machte ihm sogar ein

Katapult aus richtigem Vierkantgummi und sah sich obendrein noch alle unsere neu erworbenen Konversationslexikonbände mit uns an. Als Jenö weg war, fehlte das Barometer über Vaters Schreibtisch.

Ich war sehr bestürzt; Vater gar nicht so sehr. „Sie haben andere Sitten als wir; es hat ihm eben gefallen. Auszerdem hat es sowieso nicht mehr viel getaugt.“ „Und was ist“, fragte ich, „wenn er es jetzt nicht mehr rausrückt?“ „Gott --“, sagte Vater, „früher ist man auch ohne Barometer ausgekommen.“ Trotzdem, das mit dem Barometer, fand ich, ging ein biszchen zu weit. Ich nahm mir jedenfalls fest vor, es ihm wieder abzunehmen.

Aber als wir uns das nächste Mal trafen, hatte Jenö mir ein so herrliches Gegengeschenk mitgebracht, dasz es unmöglich war, auf das Barometer zu sprechen zu kommen. Es handelte sich um eine Tabakspfeife, in deren Kopf ein Gesicht geschnitzt worden war, das einen Backenbart aus Pferdehaar trug. Ich war sehr beschämt, und ich überlegte lange, wie ich mich revanchieren könnte. Endlich hatte ich es; ich würde Jenö zwei Meerschweinchen geben. Es bestand dann zwar die Gefahr, dasz er sie aufessen würde, aber das durfte einen jetzt nicht kümmern; Geschenk war Geschenk.

Und er dachte auch gar nicht daran, sie zu essen; er lehrte sie Kunststücke. Innerhalb weniger Wochen liefen sie aufrecht auf zwei Beinen, und wenn Jenö ihnen Rauch in die Ohren blies, legten sie sich hin und überkugelten sich. Auch Schubkarrenschieben und Seiltanzen lehrte er sie. Es war wirklich erstaunlich, was er aus ihnen herausholte, Vater war auch ganz beeindruckt.

Ich hatte damals auszer Wallace und Conan Doyle auch gerade die zehn Bände vom Doktor Dolittle durch, und das brachte mich auf den Gedanken, mit Jenö zusammen so etwas wie einen Meerschweinchenzirkus aufzumachen. Aber diesmal hielt Jenö nicht durch. Schon bei der Vorprüfung der geeigneten Tiere verlor er die Lust. Er wollte lieber auf Igeljagd gehen, das wäre interessanter. Tatsächlich,

das war es. Obwohl, mir war immer ziemlich mulmig dabei. Ich hatte nichts gegen Igel, im Gegenteil, ich fand sie sympathisch. Aber es wäre sinnlos gewesen, Jenö da beeinflussen zu wollen; und das lag mir auch gar nicht. Er hatte sich für die Igeljagd einen handfesten Knüppel besorgt, der unten mit einem rauhgefeilten Eisenende versehen war; mit dem stach er in Laubhaufen rein oder stocherte auf Schutthalden unter alten Eimern herum. Er hat so oft bis zu vier Stück an einem Vormittag harpuniert; keine Ahnung, wie er sie aufspürte; er musz sie gerochen haben, die Biester.

Jenös Leute wohnten in ihren Wohnwagen. Die standen zwischen den Kiefern am Faulen See, gleich hinter dem Stadion. Ich war oft da, viel häufiger als in der Schule, wo man jetzt doch nichts Vernünftiges mehr lernte. Besonders Jenös Großmutter mochte ich gut leiden. Sie war unglaublich verwahrlost, das stimmt. Aber sie strahlte soviel Würde aus, dasz man ganz andächtig wurde in ihrer Nähe. Sie sprach kaum; meist rauchte sie nur schmatzend ihre Stummelpfeife und bewegte zum Takt eines der Lieder, die von den Lagerfeuern erklangen, die Zehen. Wenn wir abends mit Jenös Beute dann kamen, hockte sie schon immer am Feuer und rührte den Lehmbrei an. In den wurden die Igel jetzt etwa zwei Finger dick eingewickelt. Darauf legte Jenö sie behutsam in die heisse Asche, häufelte einen Glutberg auf über ihnen, und wir kauerten uns hin, schwiegen, spuckten ins Feuer und lauschten darauf, wie das Wasser in den Lehmkugeln langsam zu singen begann. Ringsum hörte man die Maulesel und Pferde an ihren Krippen nagen, und machmal klirrte leise ein Tamburin auf, oder mit einer hohen, trockenen Männerstimme zusammen begann plötzlich ein Banjo zu schluchzen. Nach einer halben Stunde waren die Igel gar. Jenö fischte sie mit einer Astgabel aus der Glut. Sie sahen jetzt wie kleine, etwas zu scharf gebackene Landbrote aus; der Lehm war steinhart geworden und hatte Risse bekommen, und wenn man ihn abschlug, blieb der Stachelpelz an ihm haften, und das rostrote Fleisch

wurde sichtbar, Man aaz grüne Paprikaschoten dazu oder streute rohe Zwiebelkringel darauf; ich kannte nichts, das aufregender schmeckte.

Aber auch bei uns zu Hause war Jenö jetzt oft. Wir sahen uns die sechs Bände unseres neuen Konversationslexikons an; ich risz die Daten der nationalen Erhebung aus meinem Diarium und schrieb rechts immer ein deutsches Wort hin, und links malte Jenö dasselbe Wort auf Rotwelsch daneben. Ich habe damals eine Menge gelernt; von Jenö meine ich, von der Schule rede ich jetzt nicht. Später stellte sich auch heraus, es verging kein Tag, dasz sich die Hausbewohner nicht beim Blockwart über Jenös Besuche beschwerten; sogar zur Kreisleitung ist mal einer gelaufen. Weisz der Himmel, wie Vater das jedesmal abbog; mir hat er nie etwas davon gesagt.

Am meisten hat sich Jenö aber doch für meine elektrische Eisenbahn interessiert; jedesmal, wenn wir mit ihr gespielt hatten, fehlte ein Waggon mehr. Als er dann aber auch an die Schienenteile, die Schranken und die Signallampen ging, fragte ich doch mal Vater um Rat. „Lasz nur“, sagte er, „kriegst eine neue, wenn Geld da ist.“ Am nächsten Tag schenkte ich Jenö die alte. Aber merkwürdig, jetzt wollte er sie plötzlich nicht mehr; er war da komisch in dieser Beziehung. Und dann haben sie sie eines Tages doch abgeholt; die ganze Bande; auch Jenö war dabei. Als ich früh hinkam, hatte SA und SS das Lager umstellt, und alles abgesperrt, und sie scheuchten mich weg. Jenös Leute standen dicht zusammengedrängt auf einem Lastwagen. Es war nicht herauszubekommen, was man ihnen erzählt hatte, denn sie lachten und schwatzten, und als Jenö mich sah, steckte er zwei Finger in den Mund und pfiff und winkte rüber zu mir.

Nur seine Groszmutter und die übrigen Alten schwiegen; sie hatten die Lippen zusammengepreszt und sahen starr vor sich hin. Die anderen wuszten es nicht. Ich habe es damals auch nicht gewuszt; ich war nur traurig, dasz Jenö jetzt weg war. Denn Jenö war mein Freund.

DIE LETZTE EPIPHANIE

Werner Bergengruen

Ich hatte dies Land in mein Herz genommen.

Ich habe ihm Boten um Boten gesandt.

In vielen Gestalten bin ich gekommen.

Ihr aber habt mich in keiner erkannt.

Ich klopfte bei Nacht, ein bleicher Hebräer,
ein Flüchtling, gejagt, mit zerrissenen Schuhn.
Ihr riefet den Schergen, ihr winktet dem Späher
und meintet noch Gott einen Dienst zu tun.

Ich kam als zitternde geistgeschwächte
Greisin mit stummem Angstgeschrei.
Ihr aber sprachet vom Zukunftsgeschlechte,
und nur meine Asche gabt ihr frei.

Verwaister Knabe auf östlichen Flächen,
ich fiel euch zu Füßen und flehte um Brot.
Ihr aber scheutet ein künftiges Rächen,
ihr zucktet die Achseln und gabt mir den Tod.

Ich kam als Gefangener, als Tagelöhner,
verschleppt und verkauft, von der Peitsche zerfetzt.
Ihr wandtet den Blick von dem struppigen Fröner.
Nun komm' ich als Richter. Erkennt ihr mich jetzt?

EINSTAND IN LANDSHUT

Hans Carossa

Nach abgelegter Aufnahmeprüfung am humanistischen Gymnasium zu Landshut wurden sämtliche Neulinge noch einmal in die Heimat entlassen, doch nur für drei Tage, dann fing der Unterricht an. Die meisten hatten in der Stadt Bekanntheit bei denen sie wohnen durften; ich dagegen rückte mit mehreren anderen in die staatliche Erziehungsanstalt ein, die jener Schule angebaut ist. Zur Prüfung hatte mich die Mutter begleitet; nun aber, zum ersten Male im Leben, reiste ich allein, fand mich auch anfangs in den freundlichen Strassen wohl zurecht, verlor aber am Ende doch die Richtung zum Jodoksplatz, wo hinter alten Kastanien und Akazien die Studiengebäude liegen. Während ich, die Reistasche in der Hand, zur mächtigen Burg Trausnitz auf sah, die mir zwischen sonnigen Wolken überall folgte, sprach mich eine Dame an, bezeichnete sich als gute, beim Herrn Rektor wohlangeschriebene Gymnasiastenmutter und empfahl mir, falls ich Unterkunft suchte, ein Zimmerchen.

Ein Blick in ihr Gesicht genügte mir, um sie für die schönste Frau der Welt zu halten, und was ich jemals von unmittelbaren himmlischen Eingriffen in irdisches Geschick vernommen, schien mir aufs erfreulichste bestätigt. Ich verhehlte nicht, dass zwar ein Platz im königlichen Institut für mich bestellt wäre, dies hätte aber nichts zu sagen, tausendmal lieber ginge ich mit ihr, und gleich würde ich es meinen Eltern schreiben. Zu meiner Betrübnis erschrak die Herrliche bei meinen Worten sehr; das könnte eine nette Geschichte geben, meinte sie, es tue ihr leid, aber unverzüglich müsse ich den Weg zum Seminar--so nannte sie die Anstalt--fortsetzen. Mein Enttäuschtsein bemerkend, gab sie mir wenigstens das Geleit und beschenkte mich sogar mit einer Tüte voll dunkelroter Erdbeeräpfel, die sie von einer Obstfrau kaufte.

Als wir endlich vor dem ⁶¹gorszen graugrünen Hause standen, in welchem ich künftig mein Leben zubringen sollte, zog sie selbst mit grausam fester Hand für mich die Glocke. Dann gab sie mir, Glück wünschend, einen leichten Schlag

auf die Wange, und gleich darauf stand ich in einem unübersehbaren Gang, dessen linke Wand von vielen quadratischen Fenstern durchbrochen war. An der Gegenwand reihten sich dicht aneinander die hellbraunen, schwarz bezifferten Schränkchen der Zöglinge. Nur wenige Knaben gingen auf und ab; einer, nahe dem Eingang, durchkramte gerade seine Sachen, ihn beschloß ich anzureden:

„Kannst du mir sagen, wo die von der ersten Klasse hingehören?“

Er antwortete nicht sofort, sondern sperrte erst umständlich seinen Kasten ab und steckte den Schlüssel ein; dann trat er, die Hände in die Hüften stemmend, vor mich hin und musterte mich:

„Erlauben Sie mir, - haben wir eigentlich schon einmal zusammen Schweine gehütet?“

Er war ein hübscher schmalwangiger Junge mit hohem blondem Schopf und ungewöhnlich scharfem Blick, als blauer Matrose gekleidet, mit überaus flottem Schlips. Ich mußte gestehen, daß ich mich nicht erinnerte, worauf er, die Hände ringend, noch näher trat:

„Entartung frisst um sich, es brüllt zum Himmel! Ein windiger Erstklassist, noch mit Heimwehtränen beschmutzt, hat kaum seine lächerliche Prüfung bestanden, da geht er her und spricht einen Zweitklassisten mit „du“ an. Wissen Sie, welche Strafe darauf steht?“

Niedergedrückt und zugleich angemutet von der Sicherheit und Geprägtheit seiner dialektfreien Rede, schwieg ich zuerst, wollte aber doch die kränkende Heimwehverdächtigung nicht auf mir sitzen lassen und versicherte ihm, daß ich nichts dergleichen verspürte. Ja, da er zweifelte, bat ich ihn ans Fensterlicht und hielt ihm die weitgeöffneten Augen entgegen, um deren völlige Unverweinheit zu beweisen. Sein Zorn schien gelindert. Ich bückte mich nach meinem Reisesack, um weiterzugehen; dabei entfielen mir die dunkelroten Erdbeeräpfel der fremden Frau und rollten weit im Gang umher.

„Persönlich habe ich übrigens durchaus nichts gegen die Erstklassisten“, fuhr der Blaue fort. „Im Gegenteil. Sie können mich sogar zu Hilfe rufen, wenn Ihnen jemand etwas tut. Auch gestatte ich Ihnen, dasz Sie sich bei Ihren Hausaufgaben an mich wenden. Aber machen Sie sich bald mit unseren Gebräuchen bekannt; Sie könnten leicht an einen weniger Groszmütigen geraten.“

Seine Stimme war weich geworden; er bückte sich sogar und half die ausgestreuten Äpfel sammeln. Als ich ihm dankbar schüchtern einige hinreichte, sah er angewidert wie auf Spinnen darauf nieder, nahm dann freilich doch und bisz kräftig zu. Aber etwas Unerwartetes geschah. Ein breitgebauter schwarzhhaariger Schüler in grauer Jägerjoppe mit grünem Kragen und Hirschhornknöpfen brauste daher:

„Wo ist er, der feine Hecht, der feuchtnasige Zweitklassist? Glauben Sie, man erfährt nichts? Einem schon am ersten Tag das Brot im Speisesaal umzutauschen! Zugegeben, dasz drei bayrische Knödel als poena verwirkt sind?“


Der Blondkopf suchte noch mit bezaubernd schönen Sätzen Verhandlungen einzuleiten, war aber schon herumgedreht, von hinten an den Schultern gepackt und mit dem Knie dreimal ins Gesäß gestoszen, wobei ihm wie dem scheinbaren Schneewittchen ein Apfelstückchen aus dem Munde sprang. Mit peinlichem Gefühl sah ich den stolzen Knaben, der mir noch eben höchst gebieterisch begegnet war, so schmähhlich behandelt und nahm eilig abermals die Reisetasche auf; aber nach vollbrachter Züchtigung wandte sich der Graurock zu mir und erkundigte sich nach Namen und Herkunft. Ich hatte schon erraten, dasz nichts Geringeres als ein Drittklassist vor mir stand, und machte mich auf etwas Ungeheuerliches gefaszt, empfing aber die gemütliche Versicherung, dasz ich von ihm nichts zu befürchten habe, er sei der Dickelhuber aus Geiselhöring und freue sich, einen Landsmann zu begrüßen, das ganze Seminar kenne ihn als den besten Menschen von der Welt, freilich, die grausige Anmaszung, die sich neuerdings unter den Zweitklassisten zeige, die könne sogar ihn aufregen, gegen diese

habe er leider soeben einschreiten müssen.

Jetzt begann ich etwas Gesetzhaftes zu ahnen, wonach jede Klasse ängstlich darauf achtete, dasz ihr die nächstniedrige, die sie noch eben selbst gewesen war, ja nicht zu nahe komme; aber nun trat von der Treppe her ein junger Priester auf mich zu, fragte nach Namen und Nummer, führte mich nach oben in den Studiersaal an mein Pult und wieder hinab zu Schränkchen 15, damit ich meine Sachen einordne. Dies war kaum geschehen, da rief eine Glocke zum Abendessen, und ich überliesz mich der groszen Strömung, die zum Speisesaal trieb. Dieser gewaltige Raum enthielt neun lange Tische für die neun Klassen des Gymnasiums. Nahe dem Eingang, zwischen den Reihen der Kleinsten, die noch am meisten der Aufsicht bedurften, stand ein Tischchen für den Herrn Direktor und die zwei Präfekten. Fern gegenüber, bei den höheren Klassen, schimmerte und plätscherte etwas nie Gesehenes, ein ungeheurer Pokal, aus dem sich königskerzenhoch ein blütentragender Kolben erhob; diesem entsprangen zwei Röhrrchen, die unaufhörlich Wasser spendeten. Dieses metallene Wunder war mit blauer Farbe frisch angestrichen, der Flor der Kolbenblumen sogar mit etwas Gold bemalt. Der Direktor, ein kahlköpfiger, halbblinder Mann, der schon um seinen Abschied eingekommen war, hatte den Brunnen als dauerndes Wahrzeichen seiner Herrschaft erst in den letzten Ferien gestiftet; so stand er auch den schon einsässigen Schülern zur Überraschung da, und immer wieder nahm irgend einer sein Steinkrüglein, scheinbar um Wasser zu holen, in Wahrheit aber, um das blaue Rund betrachtend zu umkreisen.

Nachdem abgegessen war und zwei Diener das Geschirr durch ein verschiebbares Fenster in die Küche hinausgereicht hatten, ging die angelehnte Tür auf, und herein mit schweren, lässigen Schritten kam ein Bernhardinerhund. Wedelnd grüszte er den alten Herrn, duldete einige Liebkosungen der Präfekten, ging dann weiter und legte sich genau in der Mitte zwischen den Vorgesetzten und dem

blauen Brunnen ruhig nieder, den Kopf auf den Vorderpfoten, das Gesicht seinem Gebieter zugewandt. Später entdeckte ich, dasz er zweierlei Augen hatte, ein kleineres braunes, träumerisch verschattetes und ein groszes hellgrau klares, dem nichts entging.

Wir Neulinge saszen indessen ziemlich einsilbig beisammen; keiner wuszte noch, was er vom andern erwarten durfte, und auch mir begegnete zunächst kein Gesicht, von dem eine Verständigung zu hoffen war. Wiederholer des ersten Kurses, die ganz oben saszen, stellten mit Genugtuung unsere Gedrücktheit fest; weit entfernt, sich ihres Miszerfolges vom vorigen Jahr zu schämen, spielten sie sich als Bevormunder auf, weissagten uns nichts Gutes und suchten bald den einen, bald den andern zu überführen, dasz es ihn innerlich vor Heimweh schüttele was die meisten kaum in Abrede stellten; ich aber leugnete zum zweiten Male und wies mit wildem Lachen die  Bezichtigung zurück. Denn wirklich war mein Mut im Steigen; schon die edeltönenden lateinischen Tischgebete, für mich noch Geheimformeln, zogen einen schön verpflichtenden Kreis um die Versammelten, und auch von Barry, dem Hunde, kam Beruhigung; sein helleres Auge schien sogar im Schlaf darüber zu wachen, dasz einem nichts allzu Schlimmes widerfahre.

War ich auch noch lange nicht fähig, die wundersame Monarchie zu überblicke die neun stolz gesonderte Republiken in sich dulden muszte, so glaubte ich die Grundfigur des Ganzen doch zu ahnen. Wie weitete sich schon der Saal! Niedrigkeit und Höhe wohnten in ihm beisammen; immer in der Tiefe zu bleiben, war jedoch niemand verdammt, ein Chor löste den anderen ab, jeder Schüler hatte Aussicht, einstens auf die höchste der sichtbaren Stufen zu gelangen, die aber noch lange kein Ende war, sondern sich ins Unbegreifliche, Geisterhafte, wer weisz, wie weit, fortsetzte.

So war es vielleicht entschuldbar, dasz ich an diesem Abend, über meine nächsten Genossen weg, immer wieder zu den Glücklichen hinspähte, die schon

jenseits des blauen Brunnens wohnten, gelassen plaudernd oder in Büchern blätternd, durch nichts mehr gähngstigt. Während ich mich aber in die Seligkeit vorausversetzte, die mich vielleicht nach acht Jahren erwartete, weilte ganz nah ein treuer Gefährte für den langen Weg.

Bevor wir die Speisehalle verlieszen, um den Gang zum Schafsaal anzutreten muszten wir unsere zusammengerollten, ringumschlossenen Servietten in die nummerierten Fächer eines Behälters legen, der an der Wand befestigt war. In der starken Andrang, der dabei entstand, ward ich am Arm gezupft und, als ich mich umsah, von einem feinen Stimmchen befehlend angeredet:

"Schieben Sie, bitte, meine Serviette in das vierte Fach! Ich reiche nicht so weit."

Der dies sagte, war so zwergisch klein und verhielt sich in dem allgemeinen Ungestüm so still, dasz man ihn übersehen konnte. Gekleidet war er mit Sorgfalt; zu dunklem Anzug mit kurzer Hose trug er eine braune Seidenbinde um den Kragen, dazu auffallend hohe Lackstiefelchen. Das Gesicht war krankhaft weisz, mit ganz wenig Wangenröte, das kurze Haar steil emporgebürstet, die Augen freundlich, aber etwas müde.

"O, Sie brauchen zu mir nicht Sie zu sagen; ich bin auch nur Erstklassist". beeilte ich mich zu versichern, während ich das Tuch in seine Höhle schob. Er aber erklärte sich als Zweitklassisten und fügte leicht gähmend hinzu, dasz er wenig Wert auf diese Würde lege, nachdem er durch Kränklichkeit ein ganzes Jahr verloren habe und eigentlich schon in die dritte Klasse gehöre. "Übrigens: Hugo Mott ist mein Name. Sorgen Sie von heute an, dasz ich jeden Mittag die Serviette neben meinem Teller finde, und nehmen Sie sich auch am Abend ihrer an! Es ist einige Mühe für Sie; aber dafür stehen Sie unter meinem Schutz. Wenn ein Stärkerer Sie angreift, rufen Sie mich zu Hilfe, und nun gute Nacht!"

Zum zweiten Male schon vernahm ich nun das wunderliche Angebot, das zugleich tröstlich und besorgniserregend, ja diesmal sogar ein biszchen komisch klang; denn falls ich mich ernstlich bedroht sah, welche Hilfe wollte mir der leidende, verkümmerte Knabe gewähren, der nicht einmal seine Serviette selbst in das Fach legen konnte? Dennoch, während ich mich entkleidete und auf das harte Lager streckte, begriff ich, dasz der kleine Dienst, der nun mein tägliches werden sollte, für mich ehrend war; schon stand ich nicht mehr völlig sinnlos in der bedeutenden Körperschaft; und als die Szenen des Tages an dem Einschlafenden vorübergingen, regte sich auch ein dankbares Gefühl für die schöne fremde Frau, die mit einer solchen Entschiedenheit für mich die Klingel gezogen hatte.

MEIN SOHN

Friedrich Schnack

Dich liebt der Frühling mehr als mich,
dem schon die Sonne leiser funkelt:
Ich sehe, wie der Schatten dunkelt -
mein Kind, auf Erden freue dich!

Mein Kind, auf Erden freue dich!
Hier reifen Früchte, Zeit und Bäume,
süßester Schlaf und Schlummerträume -
im Frühling, Kind, erneue dich!

Mit jedem Lenze erneue dich,
So wie ich mich in dir erneure,
aus deinem Wesen mich befeure -
geliebtes Kind, ich freue mich!

Dein Auge lacht, ich freue mich.
Der Frühling hat dich mir gegeben,
ich ahnte nicht dein frohes Leben,
nur Gottes Weisheit wuszte dich.

Nur Gottes Liebe wuszte dich:
Er hat die Bäume hochgeartet,
die Wiese hat auf dich gewartet,
das Licht umglänzt, die Bläue dich.

Das Laub umströmt, die Bläue dich:
Du Blume, Frucht, die höchste Gabe,
die ich im Sein gefunden habe -
mein Kind, auf Erden freue dich!

DER ENTEHRTE

Siegfried von Vegesack

"Unser Gymnasium war noch eins von der alten Art -- mit viel Latein und Griechisch, und unser Lateinlehrer lehrte nicht nur Latein, sondern lebte darin. Mit seinem glattrasierten Kopf und der scharf geschnittenen Nase glich er mehr einem alten Römer als einem deutschen Oberlehrer. Schon seit vielen Schüler-Generationen hieß er der "alte Cato", und dieser Spitzname hatte sich so eingebürgert, dass er sogar ausserhalb des Gymnasiums im Städtchen ganz allgemein so genannt wurde. Wir liebten und verehrten den alten Cato wie keinen anderen Lehrer, weil er von unbestechlicher Gerechtigkeit war und uns wie Erwachsene, nicht wie Schüler behandelte. Jede Woche einmal liess uns der alte Cato ein "Ex-temporale" schreiben, einen lateinischen Aufsatz, den wir aus dem Stegreif, ohne jede Hilfe und Vorbereitung, bewältigen mussten. Ich war ein guter Lateiner, und so fielen mir diese Extemporalia nicht schwer. Aber wir hatten in der Klasse einige, die in Latein ganz hilflos waren und denen deshalb heimlich geholfen werden musste; von Platz zu Platz wanderten kleine Zettel hin und her, mit Fragen und Antworten. Diese Zettel wurden gewöhnlich unter den Löschblättern versteckt und mit dem Löschblatt dem Nachbar zugeschoben, der sie dann auf die gleiche Art weiterbeförderte. Nach der Stunde wurden alle Hefte eingesammelt, der alte Cato nahm sie mit, um sie zu Hause zu prüfen.

Doch einmal passierte dabei ein Malheur. Ich weiss nicht, wie das Unglück geschehen konnte, aber es geschah: ein kleiner Zettel mit den sorgfältig aufgeschriebenen Antworten unseres Primus, den ich hatte weiterleiten sollen, war auf irgendeine verhängnisvolle Weise unter meinem Löschblatt liegen geblieben. Wahrscheinlich hatte mein Nachbar mir die Post zugeschoben, als ich, in meine Arbeit vertieft, nicht aufgepaszt hatte, und so war der verräterische Zettel mit dem Löschblatt in mein Heft hineingeraten.

Die Folgen waren schrecklich. Schon als der alte Cato am nächsten Morgen unser Klassenzimmer betrat und den Stos der Hefte auf dem Katheder auftürmte, merkten wir, dass etwas nicht in Ordnung sei. Denn er hatte einen hochroten Kopf, und

aus seinen kleinen, lebhaften Kulleraugen schossen böse Blitze. Und dann brach der Sturm los. So etwas sei ihm noch nie vorgekommen. Ein Schüler, dem er bisher immer vertraut habe, von dem er nie dergleichen erwartet hätte, habe ihn in gröblicher Weise betrogen: die Arbeit nicht selbst, sondern nur mit Hilfe eines anderen zustande gebracht. Doch er wolle diesmal noch Gnade vor Recht walten lassen, wenn der Schuldige wenigstens den Mut aufbrächte, sich freiwillig zu melden.

Aber niemand meldete sich.

Da trat der alte Cato auf mich zu, schleuderte mir mein Heft hin, zeigte auf den Zettel, der darin lag, und sagte verächtlich: "Das nächstemal vergessen Sie nicht, den Zettel wieder herauszunehmen!"

Ich war so verblüfft, dasz ich zunächst gar nichts erwidern konnte. Dann stotterte ich, dasz ich den Zettel nicht hineingetan und jedenfalls nicht benutzt hätte. "Was?" schrie mich der alte Cato an, "Sie lügen noch?! Das ist das Schlimmste; denn wer lügt, ist ein ehrloser Lump!"

Alle meine Beteuerungen, dasz ich unschuldig sei, halfen mir nichts: der unglückliche Zettel sprach gegen mich. Und ich konnte auch nichts weiter erklären und mich rechtfertigen, weil ich dadurch meine Kameraden blozgestellt hätte. So musste ich alles auf mir sitzen lassen. Dasz der alte Cato mich für einen Lügner hielt, kränkte mich tief. Und meine Verzweiflung wurde mit jedem Tag grösser. Ich konnte nachts nicht schlafen und wälzte ernsthaft Selbstmordpläne. Denn wie sollte ich als "Lügner" und "ehrloser Lump" weiter leben? Kein Mensch würde mir jemals wieder Glauben schenken. Der alte Cato beachtete mich in den nächsten Stunden überhaupt nicht. Und das war noch schlimmer, als wenn er mich bestraft hätte. Wartete er, dasz ich meine Schuld eingestehen würde? Aber wie sollte ich das tun, wenn ich völlig unschuldig war?

Nein, es blieb mir nichts anderes übrig, als mich vor einen Zug zu werfen oder, noch besser, von der hohen Eisenbahnbrücke in den Flusz zu stürzen -- und einen

einen Brief zu hinterlassen. Dieser Brief war aber fast noch schwieriger als der Selbstmord. Ich schrieb nächtelang an ihm und zerrisz ihn immer wieder. Und so war ich noch am Leben, als die nächste Extemporal-Stunde kam..."

"Ja, ich war damals so verzweifelt, wie es nur ein Gymnasiast sein kann, der da glaubt, nicht länger leben zu können. Mit fünfzehn Jahren trägt sich ja fast jeder mal mit Selbstmordgedanken: aus Weltschmerz oder Liebesgram. Aber bei mir war die Sache diesmal doch noch ernster. Ein Lehrer, und dazu ein Lehrer, den ich wie keinen anderen verehrte, hielt mich für einen Lügner, hatte mich vor der ganzen Klasse einen "ehrlosen Lump" genannt, und ich konnte mich nicht rechtfertigen. Die tollsten Ideen schwirrten mir durch den Kopf. So dachte ich ernstlich daran, den alten Cato in seiner Wohnung aufzusuchen und ihn zu ohrfeigen, falls er seine Beleidigung nicht zurücknehmen sollte.

Oder seine Fragen nicht mehr zu beantworten, ihn einfach wie Luft zu behandeln. Oder das Gymnasium zu verlassen. Denn wenn er mich für einen Lügner hielt, wie konnte ich dann noch sein Schüler bleiben? Schliesslich kam ich auf den geistreichen Gedanken, beim nächsten Extemporale in mein Heft nur die stolzen Worte zu schreiben: "Ich bin kein Lügner, und wer das behauptet, ist selbst ein Lügner!"

Als dann aber die Stunde kam und der alte Cato wieder vor mir auf dem Katheder sass und mich, wie es mir schien, besonders streng ansah, brachte ich doch nicht den Mut auf. Und so, schreib ich das Extemporale und gab mir sogar besondere Mühe, keine Fehler zu machen, um zu zeign, dasz ich die Aufgabe auch ohne Hilfe gut bewältigen könne. Nur ganz am Schluss wollte ich auf lateinisch hinzufügen: "Ich bin kein Lügner!"

Doch ich war noch nicht so weit, als plötzlich der alte Cato vom Katheder aufsprang und wie ein Rasender auf mich losstürzte - hatte er meine Gedanken gelesen? Nein, er lief an mir vorbei, auf den Schüler zu, der hinter mir sass, und schrie ihn an: "Was war das für ein Zettel, den Sie eben in der Hand hielten!"

Der Schüler musste den Zettel abliefern und gestand, dass er ihn vom Nachbarn bekommen hätte, um ihn weiter zu leiten. So kam der alte Cato hinter unsere Zettel-Post. Der Absender, ein schwacher Lateiner, wurde festgestellt.

"Und beim letzten Extemporale war es auch Ihr Zettel?" fragte Cato den Schüler.

"Ja, aber ich hab ihn nicht zurückbekommen!"

Der alte Cato ging nachdenklich auf und ab. Dann blieb er auf einmal vor mir stehen und sah mich ernst an.

"Ich habe mich geirrt, als ich Sie einen "Lügner" nannte. Das tut mir leid. Auch wir Lehrer sind Menschen und können uns irren. Ich bitte Sie um Verzeihung!"

Und damit reichte er mir die Hand, und ich drückte sie heftig. Am liebsten hätte ich ihn umarmt. Die Schande war von mir genommen. Nun konnte ich wieder allen grade ins Auge sehen, frei atmen und leben.

Ja, das war wohl der schönste Tag, den ich im Gymnasium erlebte, als der alte Cato mich um Verzeihung bat und mir wieder die Hand gab!

Ich habe ihn später als Student noch einmal aufgesucht. Wir kamen auch auf diese Geschichte zu sprechen. Und ich höre noch, wie der alte Cato beim Abschied sagte:

"Unrecht und Ungerechtigkeit sind das Schlimmste, was ein Mensch dem andern zufügen kann. Denn jedes Unrecht verletzt uns im Innersten. Und fällt immer auf uns selbst zurück!" Der alte Cato ist längst gestorben, aber seine Worte habe ich behalten.

ALLEIN

Hermann Hesse

Es führen über die Erde
Straszen und Wege viel,
Aber alle haben
Dasselbe Ziel.

Du kannst reiten und fahren
zu zwein und zu drein,
Den letzten Schritt muszt du
Gehen allein,

Drum ist kein Wissen
Noch Können so gut,
Als dasz man alles Schwere
Alleine tut.

ZUM ERSTEN MALE

Manfred Hausmann

Es musz im Jahre 1912 gewesen sein, am 23. Dezember. Wir fuhren von Göttingen bis Eichenberg mit der Bahn, ein Dutzend Jungen, die dem Alt-Wandervogel angehörten, und wateten dann durch den hohen Schnee querfeldein auf die Burgruine Hanstein zu. Noch war sie nicht in Sicht. Wir zogen über Berg und Tal, durch Wälder, durch Schluchten und an Hängen hin. Manchmal gab es kleine Raufereien, der eine und andere wurde im Schnee herumgewälzt und "gewaschen". Wenn das Gelände es erlaubte, faszten wir Tritt und sangen. Schweigend lagen die Dörfer im Grunde. Höchstens, dasz einmal ein Hundegebell an unser Ohr drang. Wir zogen dahin, sangen und waren guten Mutes.

Damals hatte das Wanderwesen gerade begonnen, die Jugend zu verlocken. Jede Fahrt bedeutete noch ein Abenteuer. Jugendherbergen gab es noch nicht. Und wenn es sie gegeben hätte, wären wir an ihnen vorbeigegangen. Noch lag der Glanz des Neuen, ja des Unerhörten über allen Unternehmungen. Man entdeckte die Landschaft, die Freiheit, die Lieder, die Spiele, die Tänze, die Freunde, sich selbst, die Welt, alles. Ich war damals vierzehn Jahre alt und erst wenige Wochen bei der Gruppe. Wir dachten nicht viel über das Leben nach, aber wir lebten. Gerade weil wir nicht über das Leben nachdachten, lebten wir. Wir waren ein Teil des Lebens. Ich fürchte, die klugen jungen Menschen von heute würden nicht viel von uns gehalten haben. Wir von ihnen übrigens auch nicht.

Um die Abenddämmerung trafen wir auf der Ruine ein. Und alsbald begann im Saal, den eine Balkendecke, verglaste Fenster und ein offener Kamin bewohnbar machten, eine bewegende und erregende Weihnachtsfeier. Für mich war sie deshalb so bewegend, weil fast alles, was geschah, unter dem verklärenden Zeichen des "Zum ersten Male" stand. Zum ersten Male sah ich einen Weihnachtsbaum, der keinen anderen Schmuck als einige wenige Kerzen trug und mit seinem weit ausladenden, stark duftenden Gezweig so walddhaft, so unberührt wirkte. Zum ersten Male vernahm ich die Weihnachtsgeschichte in der groszen, männlichen

Sprache des Heliand-Dichters. Zum ersten Male liesz die unbegreiflich süsze, von Geigen und Blockflöten umjubelte Melodie des „Susani Susani“ mein Innerstes erbeben. Zum ersten Male erfuhr ich, was das ist, eine Gemeinschaft. Zum ersten Male war ich nicht mehr allein.

Und dann kam noch ein anderes, ein unvergeszliches „Zum ersten Male“.

Ehe wir uns im aufgeschütteten Stroh schlafen legten, tastete ich mich die dunkle Stiege im Turm empor. Als ich oben ins Freie trat, flimmerte ein winterlich klarer Sternenhimmel über mir. Ich erkannte den Orion, den Fuhrmann, den Groszen Bären, ich erkannte Perseus, den ich vor allen anderen liebte, Andromeda, Kepheus und Kassiopeia. Zu meinen Füszzen lagen die verschneiten Bergrücken und Wälder. Dahinten im Tal strömte die Werra. Jenseits erhob sich der Ludwigstein, damals noch eine unbekante Burg. Nahebei dunkelten die Häuser des Dorfes. Unmittelbar unter mir dämmerte hinter den Fenstern des Saales ein rötlicher Kerzenschein. Dort summten und sangen die Kameraden. Und da überkam mich plötzlich ein Glücksgefühl von geradezu mystischer Tiefe. Wie traumverloren war das mattsilberne Bergland mit seinen Schatten, wie geheimnisvoll die Grenzenlosigkeit der Nacht mit den strahlenden Sternbildern! Wie abgründig das Schweigen ringsumher! Wie liebte ich dies alles! Wie liebte ich die Welt!

Aber seltsamerweise brachte das Glück, das Übermasz von Glück, das Übermasz von Glück, keinen Frieden in meine Seele, sondern Unruhe und Traurigkeit. Es war das Glück, ohne Frage. Ich glaubte sogar zu wissen, dasz ich nie wieder so glücklich sein könne wie in dieser Stunde. Und doch war es nicht genug. Es fehlte etwas. Ich zitterte gleichzeitig vor Ungenügen und Sehnsucht. Eine Ahnung überkam mich, dasz nichts, was ein Mensch auf Erden erlebt, imstande sei, die Ruhelosigkeit in ihm zu stillen. Auch in ihrer schönsten Schönheit war die Welt nicht vollkommen, nicht heil, nicht tröstlich im Letzten. Es gab etwas in mir, in meinem bebenden Knabenherzen, das sich über den flimmernden

Glanz der Welt, über jedes Maß an irdischer Seligkeit hinaus nach einer Seligkeit und Schönheit und Wahrheit verzehrte, die ohne den Hauch von Schwermut, ohne die Gebrochenheit, ohne das Ungenügen sein sollte.

In jener Nacht auf dem Turm der Burg Hanstein erfuhr ich zum ersten Male, unbestimmt nur und jungenhaft, wie es ist, wenn ein Mensch vom Verlangen nach Gott überwältigt wird.

MITTAG im WALDE

Ina Seidel

Ich höre nicht, ich sehe nicht,
Ich liege unbewegt im Kraut,
Mich badet weisses Mittagslicht,
Der Grund ist warm wie meine Haut.

Ich bin das Gras, das silbern glänzt,
Ich bin der Birke Flüstersang,
Ich bin, von Heideblühen umkränzt,
Bienenumschwarm der Waldeshang.

Ich fühle, wie im Boden tief
Ein ruhig Herz an meines schlägt.
Trägt mich die Erde - oder rief
Ein Gott mich, dass mein Herz sie trägt? —

WAS IST DAS LEBEN?

Manfred Hausmann

Habe ich mich tatsächlich so schlimm benommen? fragte Corinna.

Abel sagte, er selbst sei auch so aufgeregt gewesen. Es war ja auch eine furchtbar aufregende Sache, Fräulein Storm.

In Wirklichkeit handelt es sich aber um ganz etwas anderes.

Ja? sagte Abel.

Sie hustete und setzte sich hoch. Dann hustete sie noch einmal, warf sich wieder zurück und lag eine Zeitlang still da, und dann holte sie tief Atem und sagte: Es handelt sich um folgendes...Sie kommen aus Berlin?

Ja. Und früher war ich in Spandau.

Was halten Sie von der Treue?

Wovon?

Von der Treue?

Wie kommen Sie denn gerade darauf?

Das ist ja gleich. Gibt es Ihrer Meinung nach Treue oder nicht?

Ooch, sicher, sagte Abel vorsichtig. Treue? Wie soll ich das verstehen?

Sie sollen es gar nicht weiter verstehen. Gibt es Treue?

Ja.

Wissen Sie das so genau?

Das braucht man doch nicht noch besonders zu wissen. Es gibt eben Treue.

In meiner Klasse haben wir mal...

Ne, ich sehe schon, Sie haben auch keine Ahnung. Sie auch nicht. Sie reden einfach ins Blaue hinein. Noch weniger als ich.

Abel sagte: So?

Glauben Sie wirklich, fuhr Corinna fort, dasz es das alles gibt, was sie einem so sagen?

Ich? Was sage ich Ihnen denn?

Nein, klein geschrieben, sie, die Menschen, die Lehrer, die Eltern, die Pastöre und so.

Abel wurde nicht klug daraus. Sie sollten man nicht soviel darüber nachdenken, sagte er, über so'n Zeugs. Haben Sie schon die ganze Zeit über dagelegen und über so'n Zeugs nachgedacht?

Zeugs? Das ist kein Zeugs. Das ist mein Leben. Mein ganzes Leben. Darum habe ich auch so viel geheult. Ich kann nichts anderes mehr denken. Irgendwas musz es doch geben auf der Welt, woran man sich halten kann. Verstehen Sie mich?

D...och, sagte Abel unsicher.

Es musz doch...es müssen doch...Nicht wahr?

Ja.

Aber wissen Sie was?

Nein.

Wissen Sie was? Ich glaube, sie belügen uns, die Groszen, sie belügen uns von einem Ende bis zum anderen.

Sie meinen doch nicht das mit dem Kinderkriegen und diesen ganzen Schwindel?

Du bist verrückt. Aber vielleicht hängt das auch damit zusammen. Bestimmt sogar. Es ist alles dieselbe Leier. Liebe...was habe ich wunder gemeint, was Liebe wäre! Das Heiligste auf Erden hiesz es überall, das Glück des Glückes, die ewige Harmonie der Seelen. Und ich glaubte das alles auch. Ich war so dumm, dasz ich es glaubte. Und dann mit einem Male in Wirklichkeit. Ha!

Was war denn in Wirklichkeit los? sagte Abel.

Haben Sie das denn noch nicht erlebt?

Ich weisz nicht,..Er ruckelte auf dem Sofa hin und her. Sprechen Sie erst mal weiter!

Ganz was anderes! Ganz entsetzlich was anderes. Sie ist von Anfang an anders,

die Liebe, gar keine Harmonie und so, das ist ja der grösste Unsinn. Ich musz das mal aus mir herausprechen. Liebe, das ist direkt eine Qual, Peitschenhiebe, man stöhnt und kriecht hin und her.

Unwillkürlich fing Abel an, auch ein biszchen zu stöhnen.

Corinna stockte. Wie meinen Sie?

Nein, sagte Abel und schwieg.

Aber es hört nicht auf, es hört Tag und Nacht nicht auf, und nicht in der Schule und nicht im Kino und nie.

Abel kreuzte die Arme vor der Brust und drückte seine Rippen zusammen.

Und dann Treue..., fuhr Corinna fort. Da reden sie: Ah, wunderbar, Treue, wunderbar! Aber das ist ja auch ganz anders, ist ja blosz ein Wort. Wir Kinder, wir sind vielleicht treu, weil wir...ich weisz auch nicht, warum. Aus Dummheit. Aber die Groszen haben ganz was anderes in ihrem Kopf als Treue, die lachen darüber. Ganz was anderes.

Was denn? sagte Abel.

Wenn ich das wüszte! Wenn ich nur wüszte, was sich da in seinem Kopf abgespielt hat! Aber ich bin jazu ahnungslos dazu. Ich weisz nur: keine Treue. Und so verhält es sich mit allem: Liebe, Treue, Anständigkeit, das gibt es in Wirklichkeit gar nicht.

Doch! rief Abel leise.

Ja, das glauben Sie wohl. Es ist genau so wie mit dem Weihnachtsmann oder mit dem Engel, der die Kinder vom Himmel bringt. In Wirklichkeit ist es ganz anders. Was ist das denn für eine Welt, in der die Groszen leben? Wissen Sie denn darin Bescheid?

Abel blieb halb aufgerichtet: So meinte ich das ja nicht, ich glaube schon, dasz Sie etwas Tolles erlebt haben, ich glaube Ihnen jedes Wort, ich glaube auch, dasz Sie mehr wissen als ich. So meinte ich es ja nicht, Fräulein Storm. Denken

Sie mal an: was Sie da sagen, das habe ich nämlich schon immer so dunkel geahnt. Ich auch. Ich habe mich schon viel damit beschäftigt. Nein, lassen Sie mich mal ausreden! Sie machen sich ja keinen Begriff, Fräulein Storm, wie Ihre Worte in mich eingedrungen sind. Vielleicht sieht es so aus, als läge ich hier ganz ruhig. Aber wenn Sie hören könnten, wie mein Herz klopft...Das ist es ja, was Sie zum Ausdruck bringen, genau das. Wenn ich mir so überlege: das Leben, was ist das Leben denn? Mein Vater, was ist das eigentlich für einer, was denkt er abends, ehe er einschläft? Wenn ich mir das so überlege, es ist wahnsinnig unheimlich. Ich habe mir schon eingeredet, ich wäre krank, aber nun höre ich ja, dasz es Ihnen ganz ähnlich ergangen ist. Sie wissen ja auch nicht, was nun eigentlich mit dem Leben los ist. Ach, Fräulein Storm, lassen Sie uns doch mal ganz offen zueinander sein!

Als Corinna nach einer Weile antwortete, hatte ihre Stimme einen anderen Klang: Ob es wohl allen Menschen in unserem Alter so geht? sagte sie verzagt. -- Wie alt sind Sie denn schon?

Fünfzehn. Und Sie?

Ich werde siebzehn.

Dachte ich wohl, sagte Abel.

So? Die meisten halten mich aber für älter.

So? Ne, ich dachte eigentlich gleich siebzehn. -- Allen Menschen in unserem Alter? Das glaube ich beinahe, das glaube ich sicher. Sie haben nun schon Ihre Erfahrung, Fräulein Storm, aber die meisten haben noch nichts Diesbezügliches erlebt. Man...man...ahnt es nur. Und das ist eigentlich noch unheimlicher. Wissen Sie, man tappt doch ganz mutterseelenallein in das Dunkel hinein. Wir wollen uns ja nichts vormachen. Man hat einfach Angst.

Manchmal hat man Angst, sagte Corinna.

Und was ist das Leben denn, Fräulein Storm, so die Zukunft, die einen erwartet? Man hat doch bei kleinem gemerkt, dasz es jedenfalls nicht so ist, wie

man es gelernt hat. Viel roher wahrscheinlich und ekelhafter. Aber es verrät einem ja keiner, was er wirklich erlebt hat. Darüber sprechen die Menschen ja nicht.

Corinna sagte, andererseits hiesze es auch, dasz alles schon im voraus bestimmt sei.

Nicht wahr, fiel Abel sofort ein, und das ist nun das allerunheimlichste. Wenn ich darüber erstmal zu grübeln anfange, dann ist es überhaupt aus. Vielleicht steht es jetzt schon fest, dasz einem mit zwanzig Jahren ein Bein abgefahren wird oder dasz man durchs Abitur fällt. Das musz man sich nur mal richtig vorstellen.

Ja, meinte Corinna, da haben wir die Tragödie der Jugendlichen. Aber was wollen Sie dagegen machen? Es kommt, wie es kommen soll.

Das ist wahr, Fräulein Storm. Wenn man nur nicht so oft daran denken müszte! Manche leben ja blindlings drauflos. So bis vierzehn Jahre, bis dreizehn Jahre, da war ich auch glücklich. Wenn ich mir da so überlege: was war man damals glücklich und ahnungslos! Aber das kommt nie wieder. Ob es die Sünde ist? Das kommt nun nie wieder. Man könnte weinen vor Traurigkeit. Wissen Sie, was ich manchmal glaube? Es ist alles in uns selbst drin.

Wieso?

Wieso? Ja, Gott, wieso? Er wälzte sich auf die Seite und liesz seinen Arm zum Bett hinaushängen. Ich stelle mir manchmal vor, dasz es gar nicht das Leben auszen ist. Wir haben nur Angst vor uns selbst, vor all dem Dunklen und Schlimmen in uns selbst, ganz da innen.

Jaa...nein, Corinna war anderer Ansicht. Das ist doch wieder ganz was anderes.

Abel wuzzte es ja auch nicht bestimmt, aber in gewisser Hinsicht...er wollte ihr mal was erzählen: Wie ich noch keine sieben Jahre alt war, da hatte ich eine wahnsinnige Angst vor Gespenstern, nicht wahr? Und da sagte meine Mutter eines Tages ganz eindringlich zu mir, bei allem was ihr heilig wäre, es gäbe keine Gespenster.

Ob ich ihr das nun glaubte? Und da habe ich geantwortet, schön, ich glaubte es ihr, aber sie könne reden, was sie wollte, irgend etwas gäbe es doch, wovor ich Angst hätte. Da konnte sie nichts gegen sagen. Sehen Sie, da konnte sie einfach nichts gegen sagen. Und dann merkte ich allmählich, weil es beinahe jeden Abend vor dem Einschlafen wiederkam, dann merkte ich, dass die Unheimlichkeit überhaupt in meinem eigenen Innern sass. Sie sass da und lauerte wie so ein dunkles Tier. Und heute ist es noch ganz genau so. Es gibt so Stunden, da weisz ich vor Unruhe nicht aus noch ein. Ich gehe umher, ich lese, ich sause mit dem Rad los. Aber das hilft alles nichts. Es ist was da, mit dem ich nicht fertig werde. Aber ich weisz nicht, was es eigentlich ist. Ich will es auch gar nicht wissen. Ich habe Angst davor. Auf diese Weise habe ich das Spielen auf meiner Mundharmonika gelernt. Nämlich, wenn ich mich in eine Ecke setze und Musik mache... ich kann gar nicht besonders spielen, keine Spur, denken Sie das blosz nicht... aber so die verschiedenen Töne, die aus einer Mundharmonika herausströmen, die weiche Musik, und wenn ich dann zufällig eine Melodie finde, die so ziehend und süsz ist, aah...das tut mir dann so weh, das ist dann so süsz, das ist dann wie Vergessenheit und Traum. Dann vergeht alles, was mich ängstigt. Ich träume und singe nur so vor mich hin mit meiner Harmonika. So ist das.

Corinna äuszerte sich nicht dazu.

EINE GEIGE IN DEN GARTEN

Hermann Hesse

Weit aus allen dunkeln Talen
Kommt der süsße Anselschlag,
Und mein Herz in stummen Qualen
Lauscht und zittert bis zum Tag.

Lange, mondbeglänzte Stunden
Liegt mein Sehnen auf der Wacht,
Leidet an geheimen Wunden
Und verblutet in die Nacht.

Eine Geige in den Gärten
Klagt herauf mit weichem Strich,
Und ein tiefes Müdewerden
Kommt erlösend über mich.

Fremder Saitenspieler drunten,
Der so weich und dunkel klagt,
Wo hast du das Lied gefunden,
Das mein ganzes Sehnen sagt?

Die Berührung

Es war ein Jahr vor dem ersten jener schrecklichen Kriege, die Europa bis zur Ohnmacht erschütterten, als mein Vater an einem Novembermorgen des Jahres 1913 nach dem Empfang der Post plötzlich ein Kuvert hochhielt, das mit fremden bunten Marken beklebt war. Bevor ich es erraten konnte, woher der Brief sei, hatte er ihn schon geöffnet; seine Augen wurden immer vergnüglicher, während sie das Papier überhuschten, schon stürmte er, immer noch lesend, über den Korridor auf die offene Tür der Küche, wo meine Mutter hantierte. »Sie kommen Weihnachten aus Baltimore«, rief er und schwang das Papier wie ein Los, das gewonnen hat. Alles, was unverhofft kam und womöglich von weit her, machte ihn glücklich. Der Atlas war sein Lieblingsbuch, und in seiner Bibliothek waren die berühmtesten Reisebeschreibungen gesammelt von Herodot bis Sven Hedin. Meine Mutter schüttelte lächelnd den Kopf: »Das tut auch nur jemand aus deiner Familie... Mitten im Winter über den Ozean...« Es entging mir nicht, daß mein Vater diese Worte nicht ohne Stolz zur Kenntnis nahm, ja sie sogar mit einem geschmeichelten Nicken beantwortete.

Von jenem Tage an waren die Abende, besonders die Stunden der Dämmerung, von langen, erregenden Gesprächen erfüllt. Ich saß auf einem Hocker neben dem Schreibtisch meines Vaters, das milde Licht der Petroleumlampe streifte mit seinem Rund die gepreßten Rücken der Bibliothek, ein schwebender Duft alten Tabaks durchzog den Raum; wenn ich die Hände um meine Knie faltete und nach oben sah, erblickte ich den überlebensgroßen Schatten meines Vaters an der dunkelgetäfelten Wand. Die Worte, die er sprach, galten einer Vergangenheit, die damals im deutschen Bürgertum verpönt war, sie umkreisten voll nachsinnender Geduld die längst verblaßten

Bilder einer zerstreuten Familie, und es geschah sehr bald, daß die bedächtige Erzählung meines Vaters durchtränkt wurde von den Farben meiner jungen Phantasie. Barrikaden in Frankfurt, Freischärler in Bürgerblusen, unter Salven vorrückendes Militär in Tschakos und Pickelhauben, darüber das Läuten der Glocken und der Flammenschein aus den Fenstern und Dächern öffentlicher Gebäude. Dann das vergilbte Bild eines kaum dreißigjährigen Handwerkers, des Großvaters meines Vaters, der bei diesen Kämpfen fiel, die Ausweisung seiner Frau mit ihren fünf Kindern aus der Stadt, ihre Rückkehr in die Heimat, nach Sterbfritz in der Rhön, ihr unablässiger Kampf mit der Kargheit der Äcker und der Diffamierung durch die Nachbarn, ihr jahrelanger Stolz und Trotz gegen die Feindseligkeiten des Dorfes und schließlich jener dunstige Morgen im März, als sie, vier unmündige Kinder an der Hand, heraustrat aus dem zwangsversteigerten Haus und einen alten Bauernkarren bestieg, der sie herunterbrachte zur Stadt, von wo sie nach Bremen fuhr und von dort nach Baltimore. Sie soll sich nicht umgeblickt haben, als das Schiff losmachte von der Reede. Ihr ältester Sohn, der Vater meines Vaters, blieb zurück. Er war Hofkutscher bei einem oberhessischen Fürsten und mußte immer die Peitsche hochhalten, steil vorbei an der Krempe seines steifen Huts, bis der Fürst eingestiegen war und durch ein Schnalzen die Abfahrt befahl.

Die Tage bis zur Landung der Amerikaner wurden damals in unserer Familie mit einer geradezu abenteuerlichen Spannung erwartet. Meine Mutter hielt Hausputz, ließ zwei Gänse stopfen und bestellte für die Weihnachtstage eine Köchin. Mein Vater beschäftigte sich mit dem Studium der Seekrankheit und den Möglichkeiten ihrer Verhinderung. »Es ist mit der Seekrankheit wie mit allem im Leben«, rief er eines Abends aus, »immer unentwegt in die Ferne sehen...« Meine Mutter ließ sich derweil ein Taftkleid richten, der blaue Anzug meines Vaters kam in die Dampfreinigung, ich selbst erhielt zu meiner Matrosenjacke die ersten langen Hosen und Halb-

schuhe aus Chevreauleder. Als zwei Tage vor dem Weihnachtsabend das Telegramm aus Bremen eintraf, wurde der Treppenflur mit Tannenreisern geschmückt, unter der altdeutschen Lampe im Vorplatz schwebte ein riesiger Mispelzweig, die ganze Wohnung roch nach Gebäck und Bohnerwachs.

Sie kamen unter einem heftigen Schneegestöber. Wir waren zu ihrem Empfang mit einer Pferdedroschke zum Bahnhof gefahren, aber bald zeigte es sich, daß wir für das Gepäck, das sie mitbrachten, noch eines Fuhrunternehmers bedurften. Onkel John, der auf uns zutrat und die Sperre durchschreiten wollte, als existiere sie nicht, rief aus seinem hochgeschlagenen Pelzmantel heraus: »Glückliche Weihnacht!«, die einzigen Worte Deutsch, die er, wie sich später herausstellte, beherrschte. Hinter ihm folgte Evelyn, seine Frau, und Harriet, ein Mädchen von schweigsamer Schönheit. Sie bestiegen nach einigen verlegenen Hallos die Droschke, ich setzte mich neben den Kutscher auf den Bock, manchmal hörte ich meinen Vater »Oh, yes!« rufen. Es klang, als fürchte er, morgen in der Schule sitzenzubleiben. Zehn Minuten später stiegen wir alle in einem unartikulierten Gespräch die Treppe zu unserer Wohnung hinauf. Mutter, die uns die Tür öffnete, umarmte Tante Evelyn. Harriet, die etwas abseits stand in ihrer schwarzen Kapuze und dem weitflauschigen Cape, wandte sich plötzlich in vollendetem Deutsch zu mir: »Nimm mir den Mantel ab.« Und dann sagte sie, als ich es vorsichtig und unbeholfen tat: »Wie alt bist du?« »Elf«, antwortete ich, und sie sagte: »Dreizehn.«

Unser Gespräch wurde jedoch durch einen rumpelnden und knarrenden Lärm unterbrochen. Unten vom Hof schleppten die Träger des Fuhrunternehmers die Koffer und die Kisten Onkel Johns die Treppe hinauf. Vater und Mutter schoben Kokosläufer über das Parkett, dort wurden die Kisten niedergestellt, und Onkel John begann sofort, mit einem unerhört praktischen Instrument, das er zusammengeklappt aus der Hose zog, sie zu öffnen. Bevor er jedoch die Deckel sprengte,

sprach er einige unverständliche Worte mit seiner Frau, diese wiederum wandte sich leise lächelnd an meine Mutter, die Harriet und mich in das Kinderzimmer führte, das ich damals schon längst meine »Bude« nannte. Wir setzten uns an den weißlackierten Tisch. An den Scheiben klebte der Schnee, eine erregende Stille stand in dem Raum, der plötzlich ganz von Harriets dunklen Augen erfüllt war. Ich holte ein Schiffsmodell von dem Sims, das ich in Erwartung der Amerikaner während der Winterabende erbaut hatte. Ich nahm den Lederstrumpf aus dem Tannenregal und legte ihn neben das Schiff, dann, als Harriet immer noch schwieg, holte ich einen kleinen Tomahawk aus meinen längst vergangenen Indianerzeiten und hieb ihn neben Harriets Hand scharf in den Tisch. Sie lächelte mich an und sagte: »Du mein deutscher Cousin . . .« Ich wollte ihr antworten, daß ich ihr Vetter sei und daß ich neulich im Fußballspiel gegen die Untertertia der Oberrealschule zwei Tore geschossen hatte, als sich die Tür öffnete und das Mädchen zwei dampfende Tassen Schokolade vor uns hinstellte. Mit einer zierlichen Bewegung, wie ich sie noch niemals gesehen hatte, führte Harriet die Tasse an ihren Mund, der geöffnet war wie eine rote Frucht. Der zarte Schwung ihrer Lippen zeichnete sich ab an dem mattweißen Porzellan, und er blieb dort, als sie die Tasse zurückstellte auf das Tablett. Ich erhob mich, um Harriet mein Luftgewehr zu zeigen. Ich hatte es bereits mit einem roten Bolzen geladen und wollte es auf die neue Scheibe mit dem Reh anlegen, die an die Zimmertür geheftet war, als Harriet aufsprang und rief: »Du nicht . . . , du nicht töten . . . , auch nicht Reh aus Papier . . .« Erschrocken senkte ich das Gewehr, das mein Stolz war, schlug den Bolzen heraus und setzte mich mit lang ausgestreckten Beinen quer auf den Stuhl. Wir schwiegen. Aus den Tassen stieg in süßen Säulen der zarte Dampf der Schokolade. Unter der Lampe vermählte er sich.

Ich weiß nicht, wie lange wir so gegessen haben, bis endlich das Glöckchen erklang. Als wir auf den Flur traten, stand

Onkel John dort, und neben ihm mein Vater, und auf der Anrichte eine Whiskyflasche, deren Inhalt sich noch bewegte. Hinter der schmal geöffneten Tür begann im zarten Anschlag des Klaviers das Lied von der stillen und heiligen Nacht, begleitet von Mutters Gesang und dem Gesumm Tante Evelyns. Die Männer schluckten ein wenig und richteten ihre Krawatten. Als die Melodie verklang, entschlüpfte Onkel John ein zärtliches Hallo. Ich fühlte, wie Harriet mich bei der Hand hielt und wie dünn und pochend ihre Haut war. Wir traten in den Glanz des Raumes. Die Erwachsenen umarmten sich, dann strichen sie uns Kindern über die Köpfe. Die Tische bogen sich vor Gaben, als sei die arme Urgroßmutter aus Sterbfritz zurückgekehrt wie ein Engel, der sich durch Güte rächt. Onkel John sang ein amerikanisches Liedchen. Er sah dabei so fromm aus, daß man hätte glauben können, er sei es immer. Meine Eltern waren gerührt und entzückt, und mein Vater sagte, als er auf die beladenen Tische deutete, man könnte fast glauben, das Christkind sei in Amerika geboren.

»Wird es auch noch!« rief Onkel John, aber Tante Evelyn, die sich bereits um den Eßtisch, der im Nebenzimmer gedeckt würde, bemühte, winkte ärgerlich ab. Ich trat neben Harriet, die schweigend, mit dem Rücken zu allen, vor dem glänzenden Baume stand. Als ein Haar von ihr, durch den Sog der Kerzen bewegt, meine linke Backe berührte, gelang es mir, langsam und unauffällig den Raum zu verlassen. Ich schlich ins Kinderzimmer zurück, ergriff dort Harriets Tasse, deren Rand von dem zarten Halbrund ihrer Lippen gezeichnet war, und trank sie, von einer ungeahnten Welle des Glücks getroffen, heimlich und auf den Fußspitzen stehend, leer.

GESPRACH

Doris Mühringer

Gang durch die Nacht.

Lautloser Gang durch der Dunkelheiten
riesige Eintracht.

Lasz mir die Hand!

Letzter Erreichbarkeit
stillste Gebärde.

Ist denn Gemeinsameres zwischen Liebenden,
als die einsame Weisheit
geduldigen Abstands?

GANG ZUM GELIEBTEN

Karl Heinrich Waggerl

Aus dem Hause tritt das Mädchen aus dem strohgedeckten Haus am Wasser. Das Haus ist alt und armselig, nicht mehr als eine Hütte, aber die Fischertochter ist jung und stolz, eine Prinzessin, wie jeder im Dorf weisz, der die Augen nach ihr verdreht.

Das Mädchen heiszt Veronika, was für ein schöner Name ist das! Die Fischertochter könnte leicht einen weniger hübschen haben, das würde nichts ausmachen. Es ist ohnehin fast zu viel, so prächtig dunkles Ringelhaar über der Stirn, so himmelfarbene Augen, solch eine Fülle und Glätte hintern Mieder und unter den schwingenden Röcken und noch dazu dieser Name, der so zärtlich klingt, wie gesungen, ein Vogel könnte ihn erfunden haben.

Gleichviel, so heiszt das Mädchen nun einmal. Und jetzt ist es Abend, die sachte Stunde um die Dämmerzeit, und die Luft schon klar und die Erde noch sonnenwarm. Und Veronika tritt aus dem Haus mit einem Korb in der Hand.

In dem Korb liegt ein Fisch unter saftigen Ampferblättern und obenauf ein Stück süssen Brotes. Das alles wird sie nun der Jungfer Gertraud bringen, kein Mensch weisz es anders. Die Jungfer Gertraud hat zwar auch einen hübschen Namen, aber sie ist schon alt, es hilft nichts mehr. Und darum lebt sie auch nicht bei den andern Leuten im Dorf, sondern ihre Hütte steht einsam drauszen hinter der Schafweide, und sonst wohnt dort niemand mehr. Nur noch der junge Jäger mit seinem Hund, aber schon weiter oben im Wald. Wer dächte an den?

Veronika geht am Wasser entlang durch das kühle Spätsommergras, sie hat keine Eile, nein. Drüben steht der Vater in seinem Kahn und ordnet die Netze, und der Vater ist streng und argwöhnisch, er hat schon lange vergessen, wie es einst zuging, dass er eine Tochter bekam.

Aber ein wenig weiter unter den Bäumen verliert er sie aus den Augen, unter den Apfelbäumen am Ufer. Hier steht das Wasser tief und schwarz im Schatten des

Laubes, kaum von der Strömung bewegt. Und auch sonst ist alles still und schweigsam und lässt den Abend kommen, die Sträucher am Zaun und das Korn auf dem Feld und das ruhlose Schilf. Manchmal löst sich ein Apfel aus dem Gezweig und klatscht in das Wasser, als sei er dem Baum im Schlaf entfallen, und dann erwacht der Baum und rührt beschämt die Blätter ein wenig. Aus der Tiefe aber schieszen erschreckte Fische und gleiten ins Helle hinaus, ihre Leiber blitzen silbrig im Widerschein des Himmels.

Nach einer Weile kommt der Wind über die Acker heran, der Feierabendwind, gleich versucht er einen Spas mit dem Mädchen. Er faszt ihre Röcke und blättert sie auseinander, einen rotgeblühten zuerst und einen weiszgestärkten darunter, das ist ein frecher Wind. Niemand braucht zu wissen, dasz Veronika so festliche Unterröcke trägt, wenn sie zur Jungfer Gertraud geht, niemand weisz es, auch der Vater nicht.

Veronika fängt ein biszchen zu trällern an, sie versucht ein paar Tanzschritte auf dem schmalen Weg. Der Vater ist viel zu alt und zu mürrisch. Der begreift nun einmal nicht, wie es tut, wenn man so ganz mit dem Glück des Jungseins angefüllt ist, so mit lauter Erdenfreude, dasz man gleich wie von Küssen schauert, wenn einem nur ein Halm die Wange streift. Lachen hilft nicht, man möchte viel lieber weinen, und Tränen sind doch auch wieder kein Trost. Ach, oft sas Veronika im Garten und umschlang ihre eigenen Kniee und lieb koste sie, blosz um etwas Lebendiges an die Brust zu drücken, sie hatte nichts Besseres. Im letzten Sommer war es noch so, heuer schon nicht mehr, darum trällert sie ja und tanzt auf dem Weg.

Nun aber musz sie wieder sittsam gehen, denn sie kommt an die Brücke und dort steht ein Mann. Sie kennt ihn, es ist der Bauer, dem die vielen Schafe auf der Weide gehören. Er lehnt auf dem Geländer, auch alt und mürrisch, und starrt in das Wasser hinein.

Guten Abend, sagt Veronika.

Guten Abend, Mädchen, sagt der Bauer.

Was tust du hier allein? fragt sie und schaut auch in die Tiefe. Was suchst du da unten?

Meine Tochter, sagt der Bauer.

Rabenschwarz ist das Wasser und grabestief, und es weht kalt herauf.

Veronika sieht ihr eigenes Spiegelbild auf der glatten Fläche, da erschrickt sie bis ins Herz hinein und flüchtet ans Ufer hinüber.

Drüben auf der Weide ist der Spuk bald wieder verflogen. Es duftet warm und würzig aus dem kurzen Gras, die Schläfe drängen sich heran und schnuppern an dem Korb, und hinterdrein kommt bedächtig der Schäfer gegangen. Sein Mantel weht ihm um die Beine, dann und wann steigt ein blaues Wölkchen Rauch aus seiner Pfeife.

Der Schäfer ist auch alt, aber nicht mürrisch. Darum fängt er ein Gespräch mit dem Mädchen an. Wohin des Abends, Veronika, wohin so spät?

Zur Jungfer Gertraud, antwortet sie, und darüber kann nur ein Mensch zu kichern haben, der so dumm ist oder so listig wie ein Schäfer.

Er geleitet sie auf ihrem Weg und schwatzt über allerlei, ja, wenn er nur jünger wäre! Das Herz hielte noch manches aus, aber die Beine, versteht sich, die Knochen sind morsch.

Höre einmal, fragt Veronika dazwischen, wie war es in deiner Jugend, hast du nie ein Mädchen gehabt?

Eines nur? sagt der Schäfer. Oho, ein Kerl, wie er einer war, in früheren Jahren!

Ach, schweig still! Veronika will wissen, ob er niemals eine wirklich geliebt hat, und sie ihn wieder, und so aus Leib und Seele, dasz sie gleich gestorben wäre, wenn er sie verlassen hätte?

Ja, sagt der Schäfer ein wenig stiller, einmal war es fast so. Aber es wurde doch nichts daraus.

Und warum? fragt Veronika ängstlich. Starbe sie denn wirklich? Muszte sie ins tiefe Wasser springen?

Nein, sagt der Schäfer wieder fröhlich, sie ist mir nur davongelaufen.

Und das lässt sich verstehen, wenn man den alten Burschen betrachtet, kahlköpfig und zahnlos wie er ist. Wer weisz, ob er in seiner besten Zeit um so viel stattlicher war, dasz man sich hätte viel um ihn grämen mögen.

Du hast eine Nelke auf deinem Hut, sagte Veronika zum Abschied. Schenk mir die Nelke!

Gern, wenn er sie selbst an ihr Mieder stecken darf.

Und nun zeigt es sich, dasz der alte Schäfer noch sehr gut Bescheid weisz, wie die Mädchen ihre Mieder knöpfen und wo dort Platz für eine Blume ist, und seine Augen sind mit einem Mal so voll Glanz und Feuer, dasz Veronika wirklich ein wenig schwach in den Knieen wird. Ein Glück, dasz sich der Mann jetzt um seine Schafe kümmern musz, ehe sie ausbrechen, sie haben ein Loch im Zaun gefunden.

Zu
Schönen Dank! ruft ihm Veronika nach. Und er winkt mit dem Hut zurück, nichts danken Mädchen, nichts zu danken!...

Es dämmert eben erst, aber die Jungfer Gertraud brennt schon Licht in ihrer Kammer. Vielleicht sind ihre Augen schwach, vielleicht wird ihr auch manchmal bang, wenn sie so allein in ihrem Lehnstuhl sitzen musz, es kommt nur noch selten Besuch zu ihr. Freilich, in diesem Sommer hat sie kaum zu klagen. Immer einmal in der Woche spricht Veronika bei der Patin zu und bringt ihr etwas zur Stärkung, einen Kuchen oder einen Fisch, wie diesmal. Sie bleibt dann auch gern ein Weilchen auf dem Schemel sitzen und fragt nach allerlei.

Jungfer Gertraud, fragt sie, warum hast du eigentlich keinen Mann genommen?

Ja, warum? Zuerst mochte sie nicht, sie dachte, es hätte keine Eile. Und als sie sich anders besann, fand sie keinen rechten mehr, da war es versäumt. Ach, versäumt? Dabei fällt Veronika ein, dasz sie noch ein paar Pilze obenim Wald

suchen könnte, die würden gut zu dem Fischgericht schmecken. Aber der Vater dürfte es nicht wissen, der dächte immer gleich an etwas Arges.

Geh nur zu den Pilzen, sagte die alte Gertraud, jetzt ist noch die Zeit dafür. Aber nimm nicht alle auf einmal, sagt sie, damit im andern Jahre auch noch welche wachsen.

Indessen ist es dunkel geworden, viel zu dunkel unter den Bäumen im Wald, Pilze kann man nicht mehr finden. Veronika verhält ein wenig auf dem Wege und schaut in das Tal zurück. Weit hinten liegt das Dorf mit seinen ärmlichen Lichtern, aus dem Flusz steigt schon der Nebel und wallt gespensterbleich über die Felder heran. Das Mädchen denkt an den Vater, dasz er wohl noch vor der Tür sitzt und auf die Tochter wartet. Vielleicht ist er im Grunde gar nicht so mürrisch, sondern er meint es gut, wenn er zuweilen seltsame Reden führt und sagt, wir stünden alle den Fischen gleich vor dunklen Netzen und spürten die Maschen und verfangen uns doch darin.

An den Bauern auf der Brücke denkt Veronika, an die Gespielin, die ihre Schande im tiefen Wasser ertränken musste. Und an den Schäfer auch, dem so viele Mädchen zuliefen, nur das eine nicht, das er am liebsten mochte, das lief ihm davon. Und endlich an die alte Gertraud, die so weise lächeln und so klug raten kann und doch allein in der Kammer sitzen musz. Ach, das alles ist sehr unheimlich und drohend und verworren. Vielleicht sollte Veronika jetzt lieber umkehren und nicht mehr tiefer in den Wald hineingehen.

Aber das Mädchen fragt zuletzt auch sein eigenes Herz, und das Herz klopft wild und jubelt laut auf, weil es doch noch gefragt wird. Es rät besser als das dürre Alter, es weisz nichts von Kummer und Tränen, und sogar der Tod, sagt das Herz, der Tod ist nur ein Trug.

Da wendet sich die Zögernde dem Walde zu, ein wenig später steht sie vor einer Tür und klopft. Schnell wird die Tür aufgetan, ja, und was geschieht dann, was weiter?

Ach, nichts weiter, ihr neugierigen Mädchen! Ihr wiszt es alle!

TERZINEN ÜBER VERGÄNGLICHKEIT

Hugo von Hofmannsthal

 " Noch spür ich ihren Atem auf den Wangen:
 Wie kann das sein, dasz diese nahen Tage
 Fort sind, für immer fort, und ganz vergangen?"

 Dies ist ein Ding, das keiner voll aussinnt
 Und viel zu grauenvoll, als dasz man klage:
 Dasz alles gleitet und vorüberirnt

 Und dasz mein eignes Ich, durch nichts gehemmt,
 Herüberglitt aus einem kleinen Kind
 Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd.

 Dann: dasz ich auch vor hundert Jahren war
 Und meine Ahnen, die im Totenhemd,
 Mit mir verwandt sind wie mein eignes Haar,
 So eins mit mir als wie mein eignes Haar.

GROSZER, UNBEGREIFLICHER HUNGER

Thomas Bernhard

Demals, in jener verlorenen und doch so unverlorenen Zeit, ging ich die Strasse entlang. Die Vögel auf den Dächern sah ich und die Menschen unter dem Himmel. Ich roch an den Türen und an den Fenstern, und ich dachte, wie ähnlich die Bäume hier wachsen -- wie in der fernen goldenen Stadt hinter den blauen Bergen. Langsam wandte ich mich der grauen Häuserfront zu, die in Musik gehüllt war, in die ferne heimliche Musik meiner Kindheit, in die Tage und Stunden unter den Bäumen meines Groszvaters und in die Gärten nahe dem grünen Flusz.

Die Toten sind gute Menschen, dachte ich. Dann suchte ich zwischen den abertausend Steinchen hier, auf dem feuchten Boden der Geisterstadt einen rötlich-braunen, wie es sie zu Millionen und Abermillionen in meiner Vaterstadt gibt.

Die schöne Stadt!

Es gibt Dichter, die sie besingen, ihren Glanz und ihre Sanftmut, ihren Windhauch und ihre Türme, die in den Sommernächten die goldene Sichel des Mondes berühren.

Die Geisterstadt!

Ich dachte an die Menschen, die ich am Tage gesehen hatte. Ich war nach Osten gewandert, nach Westen, nach Norden und nach Süden; immer waren ihre Gesichter aus den Schluchten der Einsamkeit aufgetaucht, vor meine Augen getreten mit dem Duft der Kastanienbäume, die Schmerz und tausendfache Trauer des Lebens verbreiteten ohne Ende.

Auf der Bank im Park kam mir die Einsamkeit meines Herzens zu Bewusstsein, die Einsamkeit meines Fleisches und meines Blutes, meiner Knochen, die Einsamkeit meines jungen Gemüts, das umherirrte Tag und Nacht und nicht Ruhe finden konnte.

Ich wusste nicht, ob ich die schöne Stadt hinter den blauen Bergen jemals wiedersehen würde. Mein Vater war in ihr aufgewachsen und in ihr gestorben, öfter als einmal, hundertmal und tausendmal. Mein Vater hatte dort geredet wie meine Mutter; der Pfirsichbaum vor unserem Haus war übers Jahr um zwei oder drei Äste gewachsen -- es war eine glückliche Zeit. Das, dachte ich, möchte ich alles noch einmal erleben: die Stimme meines Vaters und die Stimme meiner Mutter. Ich möchte erleben den Sonnenaufgang und den Sonnenuntergang, den freien Himmel über dem grünen Land, das immer mit dem Fluss im Westen endet, aber jeden Tag mit der Sonne im Osten beginnt.

Ich kramte den letzten Brief aus der schönen Stadt hervor und las darin. Immer wieder begann ich von neuem. Die großen Buchstaben meines Veters Michael hämmerten sich mir ins Gehirn, aber bald drückte mich wieder die große Sehnsucht nach meiner Wirklichkeit, nach den blauen Bergen und dem, was dahinter liegt.

"Wir haben jetzt Obsternte", las ich im Brief meines Veters. Die Äpfel sind schöner als voriges Jahr. Wir haben so große Freude. Sie sind rotbackig und groß wie nie zuvor. Heute morgen waren wir in der Kirche und haben gebetet..."

Ich hielt inne, schaute den Baum an.

Später las ich weiter: ". . . ich will dir etwas Schweineschmalz schicken. Du weißt ja, es geht uns auch nicht gut, aber Schweineschmalz, das haben wir noch, ja, Schweineschmalz...ich bete für dich...Dein Vetter Michael."

Ganz unten: "Nimm deinen Schal um in der Nacht. Du weißt, das ist wichtig. Die Mutter hat das immer gesagt."

Nachdem ich von der Bank aufgestanden war, nahm ich den Schilling, den ich am frühen Morgen gefunden hatte, aus der Rocktasche. Ich hielt ihn gegen das Sonnenlicht. Ich nahm mein Taschentuch heraus und polierte ihn. Ich sah den Sämann und den Acker und ich sah bis zu den blauen Bergen hin.

Langsam ging ich den Kiesweg entlang und schaute dem Parkwächter zu, der die Tauben fütterte, der immer mehr Brosamen ins Taubenvolk warf, das sich darum stritt, wie die Menschen sich streiten um jeden Atemzug von Anfang an.

Ich dachte, als ich auf der langen Strasse mit den gelben und roten Lichtern angekommen war, an Daheim. Aber dieses Denken in eine andere Welt, die unerreichbar schien, verschaffte mir nicht die nötige Kraft, den Augenblick zu bestehen. Nichts hatte ich -- nur den langen Weg, Stufen und Gemäuer, Wind und Einsamkeit, Bahnen, Frauen, Mädchen und Hunger, wie ihn ein Mensch haben kann, wenn er aus dem Schlaf aufschrickt und einen Namen ruft, von dem er weisz, dasz er gestrichen ist von der groszen Tafel, die sein Glück bedeutet, aufschrickt wie ein wildes Tier.

Ich hatte lange Zeit überlegt; dann endlich betrat ich ein „Feinkost“-Geschäft. Ich ging auf einen Mann zu, dessen Oberlippe leicht zitterte. Der ganze Mann war, so schien es, eine einzige, unheilbare Krankheit.

„Haben Sie nichts für mich zu tun?“ fragte ich. „Ich habe keine Arbeit, aber ich musz leben. Ich bin nicht anspruchsvoll. Haben Sie wirklich nichts zu tun?“

Und dann dachte ich, dasz es Augenblicke gibt, in denen man Schluss macht mit allem, auch mit den blauen Bergen, mit den Türmen der schönen Stadt, und nur eine Sehnsucht hat: fortgehen, möglichst rasch.

„Drüben füttert einer mit Weiszbrot die Tauben“, sagte ich zu dem Mann.

Ich blickte in das wässerige Gesicht, das sich auseinanderschob und wieder zusammen, stumpfsinnig, rund und weich, und in dem zwei Augen steckten, wie aus einer Augenfabrik.

Später, vor einem Gemüsestand, fragte ich wieder: „Haben Sie nichts zu tun? Ich bin nicht anspruchsvoll.“

Der Mann am Gemüsestand rollte die Augen. Er sagte: „Putzen Sie mir das Zeug da weg! Eine Menge fauler Blätter! Ich gebe ihnen was von den Tomaten. Sind nicht mehr ganz gut, aber auch nicht ganz schlecht. Wenn man Hunger hat, kann man sie essen -- sonst schmeisse ich sie weg.“ Er wandte sich einen Augenblick ab, um fortzufahren: „Ich habe immer was für einen armen Teufel übrig. Ich bin ein christlicher Mensch, verstehen Sie? Also gehen Sie schon und putzen Sie mir das Zeug da weg.“

Mit den schwammigen Fingern wühlte er in einer Tomatenkiste herum.

Jetzt wandte ich mich den angefaulten Tomaten zu, den braunen glitschigen Blättern. Ich sah das herausquellende Fruchtfleisch, das die stechenden Fliegen umkreisten. Einmal warf ich einen Blick auf den Menschen hinter der Tomatenkiste -- dann auf die fundlichen beweglichen Füße wohlbeleibter lachender Frauen. Ich sah wandernde Einkaufstaschen, wanderndes Brot, wandernden Schinken, wandernde Würste, Käse, Butter, Milchflaschen -- alles wanderte an mir vorüber, verschwand, ehe ich es in mir aufgenommen hatte. Der trostlose Mittag lag über der grossen Stadt und drückte auf die Häuser, aus denen Eszkesteck klirrte in die dicke Luft.

„Da haben Sie“, sagte der Dicke. Er schneuzte sich, rieb sich die Nase, verachtete mich, wie ich war, als Ganzes. „Verschwinden Sie jetzt“, sagte er, „wenn Sie meine Frau sieht, kriegen Sie eine auf den Kopf.“

Bald ging ich und ass Tomaten, Früchte des irdischen Paradieses, Früchte aus Tausend und einer Nacht, mit einem leichten Geruch der Fäulnis, mit dem Hauch des Südens, berührt von den wässerigen Händen des Mannes, gepflückt vielleicht von jungen, gesunden, kräftigen Mädchen Italiens. Ich stopfte meinen Bauch mit Früchten voll, eine nach der anderen verschluckte ich, überwürgte mich beinahe bis zum Schmerz. Bald hatte ich nur mehr ein paar der roten Halbkugeln in meinem Sack, der an vielen Stellen schon nasz und brüchig war und fast auseinanderfiel.

Meine Knie schmerzten. In dem groszen, augenblicklichen Glück der Tomaten fühlte ich mich plötzlich krank wie ein Mann, der den Krieg mitgemacht hat bis zum Ende und nun heimkehrt und nicht weisz, wohin, wie die Männer in den Uniformfetzen einer geschlagenen Armee, auf Stelzen kriechend, mit aufgedunsenen Bäuchen, mageren Brüsten, zerschundenen Armen, aufgebrochenen Herzen.

Es fiel mir ein, dasz ich ja noch den Schilling in der Tasche hatte. Um einen Schilling in der Tasche hatte. Um einen Schilling kann ich mir zwei Semmeln kaufen oder ein Glas Milch, dachte ich. -- Milch? Um einen Schilling? -- Aber ich wollte in der Groszstadt keine Milch trinken. Ich wollte nicht, weil sie nach Metall roch, nach Maschinerien und Zentrifugen. Ich wünschte mir Milch von den Eutern der heimatlichen Kühe, den Duft des Grases dazu und die Gesänge der Mägde. Und während ich die Tomaten in meinem Bauch spürte und das Leben, wie es die jungen Männer dieser Zeit alle trugen, sah ich meine Mutter, die gute, verstorbene, über den hohen Bäumen gehen, mit einem gütigen Lächeln auf ihrem Antlitz.

„Nimm dir den Schal um“, hatte sie immer gesagt.

Ich kam vorwärts.

Ich drückte den Klingelknopf einer städtischen „Mission“ in die Mauer. Ich sah ein straffes Frauengesicht, zwei stechende Augen, hörte eine Stimme. Ich trat ein. Bald sass ich in einem weiten Fauteuil vor einem groszen Schreibtisch. Irgendwo ging der Zeiger einer Uhr seinen Weg. Ich hörte Schreibmaschinengeklimper. Die Frau sagte immerfort in die Muschel eines Telephonhörers: „Ja... nein... ja ... nein ...ja ... nein ... ja ... aber ... nein...“

So ging es lange Zeit, und sie veränderte kaum ihr Millionengesicht.

Es war spät geworden, als sie mich fragte: „Was wollen Sie?“

Es war meine alltägliche Geschichte, die ich ihr erzählte.

Ich wuszte sie auswendig, brauchte nicht mehr nachzudenken dabei. Ich schämte mich nicht -- nein, ich sprach ruhig, aber in meiner Stimme war auch eine grosze Furcht.

Die Ältere Frau schien sehr misztrauisch.

Sie fuhr mit dem Bleistift über das weisse Papier: „Wann? Wie? Was? Warum? Das? Nein! Sie? Ach...Sind Sie verrückt? Sie verstehen mich doch... Verstehen Sie mich? Vielleicht...Nun passen Sie einmal auf ... Ich meine... Verstehen Sie mich nicht? Können Sie mich nicht verstehen?..." -- In dieser Wörterflut versank ich.

Niemand bemerkte in der groszen Stadt, dasz ich Hunger hatte und jung war. Wie oft habe ich es gesagt, aber sie hörten nicht. Wie oft habe ich an ihre Türen geklopft, aber sie haben nicht aufgemacht.

Es hungerte mich nach allem; nach Äpfeln und Birnen, nach Butter und Honig, nach Bergen und Kornfeldern, nach der Musik der Vögel, nach den Wassern des Flusses und nach dem Himmel über der Einsamkeit, nach mütterlichen Frauen und nach reifen Vätern, nach Gärten, Wegen, Weissagungen, nach allen Früchten der Erde.

Als ich in meinem Zimmer angekommen war, steckte ich die restlichen Tomaten in die Tischlade. Ich konnte sie nicht mehr essen, ich konnte nur den Blick durch das Fenster werfen, auf das steinerne Viereck, an dem sich meine Gedanken wundstieszen, an dem meine Seele langsam verblutete.

„Wo ist die schöne Stadt?“ fragte ich mich.

„Wo ist der grüne Fluss?“

Und niemand brachte mir Antwort.

Der Abend kam, die Nacht.

„Warum?“ fragte ich mich. „Wozu?“

Ich warf mich auf das Bett. Ich versuchte einzuschlafen. Aber immer wieder sah ich die vier Wände, ein Handtuch, einen alten Tisch, eine Schreibmaschine, ein paar alte Schuhe. Ich sah eine Tür und ein Fenster und dahinter das Nichts.

Ich schlosz die Augen. Niemand auf der Welt hatte einen solchen Schlaf wie ich, in dieser Stunde. Ich sah die Heimat der Heimatlosen, die Unendlichkeit der Endlichen, den Himmel der Irdischen und die ewig reifenden Ackerfelder der scheinbar fruchtlosen Menschen.

~~RECHENKUNDE~~

DAS STUNDEN-BUCH

Reiner Maria Rilke

Denn Herr, die groszen Städte sind
Verlorene und Aufgelöste;
wie Flucht vor Flammen ist die gröszte, -
und ist kein Trost, dasz er sie tröste,
und ihre kleine Zeit verrinnt.

Da leben Menschen, leben schlecht und schwer,
in tiefen Zimmern, bange von Gebärde,
geägnsteter denn eine Erstlingsherde;
und drauszen wacht und atmet deine Erde,
sie aber sind und wissen es nicht mehr.

Da wachsen Kinder auf an Fensterstufen,
die immer in demselben Schatten sind,
und wissen nicht, dasz drauszen Blumen rufen
zu einem Tag voll Weite, Glück und Wind, -
und müssen Kind sein und sind traurig Kind.

Das Stunden-Buch (cont'd)

Da blühen Jungfraun auf zum Unbekannten
und sehnen sich nach ihrer Kindheit Ruh;
das aber ist nicht da, wofür sie brannten,
und zitternd schlieszen sie sich wieder zu.
Und haben in verhüllten Hinterzimmern
die Tage der enttäuschten Mutterschaft,
der langen Nächte willenloses Wimmern
und kalte Jahre ohne Kampf und Kraft.
Und ganz im Dunkel stehn die Sterbebetten,
und langsam sehnen sie sich dazu hin;
und sterben lange, sterben wie in Ketten
und gehen aus wie eine Bettlerin.

ALI KHAN GEHT INS KLOSTER

(Die Tragödie von Mayerling)

Günther Fritsch

Ich kann seit langem nicht mehr richtig schlafen. Der Anstaltsarzt nennt es eine Haftpsychose und gibt mir Beruhigungsmittel. Da es aber nicht besser werden will, hat man mir diesen offenen Brief erlaubt. Es hat mich viel Mühe gekostet, den Arzt davon zu überzeugen, dass ich meine Ruhe erst dann zurückbekommen werde, wenn ich Sie, verehrter unbekannter Herr, gefunden habe. Ich weiß, Sie werden diese Zeilen bestimmt lesen. Ich habe nämlich-- verzeihen Sie die Täuschung-- Ali Khan und den Kronprinzen Rudolf als Blickfang verwendet, obwohl die beiden mit der Sache nicht das geringste zu tun haben. Doch ich bin in letzter Zeit sehr misstrauisch geworden und befürchte, Sie würden einer Überschrift wie „Zeuge gesucht“ oder „An einen unbekanntem fremden Herrn“ keine Beachtung schenken. Dann könnte ich Sie aber nicht finden. Und solange ich Sie nicht gefunden habe, kann ich nicht richtig schlafen.

Bitte, erinnern Sie sich: das erstemal trafen wir am Abend des zwölften März eintausendneunhundertachtunddreißig zusammen. Ich war damals zehn Jahre alt und stand mit vielen, vielen anderen am Rande der Mariahilferstrasse, um den Einzug des Führers zu sehen. Ich hatte vom „Führer“ nur eine unklare Vorstellung, die aus den Gesprächen der Erwachsenen resultierte. An jenem Abend wurden der Harrenden immer mehr, ich wurde von allen Seiten gedrückt und gestoszen, unzählige Sprechchöre schrien: „SiegHeil, ein Volk, ein Reich, ein Führer“, dass mir die Ohren dröhnten. Ausserdem verspürte ich schon Hunger und sagte daher zu meinem Freund Pepi: „Kumm, gemma ham.“

Da sagten Sie zu mir: „Jetzt wollts gehn, Buama, jetzt, wo glei der Führer kumma tuat“, und hoben mich auf und setzten mich auf Ihre Schultern.

Der Pepi ging allein nach Hause. Der Hochsitz erschloß mir eine ganz andere Aussicht und hob mein Selbstbewusstsein. Der Hunger war weg. Sie sagten: „Des ist eucher Zukunft, Bua, es sollts es amal besser ham wie mir -- Sieg Heil, Sieg Heil!“ Ich schrie mit.

Einige Wochen später traf ich Sie zum zweitenmal: Sie waren mit einer roten Armbinde versehen und gerade dabei, den Warenbestand von Sigi Rosenblatts Wäschegeschäft auf einen Handwagen zu verladen. Ich stand mit vielen, vielen anderen dabei und schaute zu, wie Sie und Ihre Kollegen die Waren aufluden und Sigi Rosenblatt mit einem Kübel Wasser und einer Reibbürste zwei Krukenkreuze vom Gehsteig entfernte. Als Ihnen eine Clothose herunterfiel und ich sie aufhob, sagten Sie: „Ghalt dirs, Bua, habts eh umadum nix.“ Es war ein guter Cloth und Sigi Rosenblatts Hose hat Stiefel und Drillichhosen überdauert.

Nach Jahren habe ich Sie, verehrter unbekannter Herr, das dritte Mal getroffen: Sie hatten Ihren Schrebergarten der Hitlerjugend als Schießstätte zur Verfügung gestellt (Ihnen genügte die kleine Parklage von Sigi Rosenblatts Villa, die Sie damals bewohnten) und waren bei einem Übungsschießen anwesend. Ich erinnere mich, dasz Sie nicht mehr wie bei unseren früheren Begegnungen einen Steireranzug, sondern irgend etwas anderes anhatten.

Ich schosz damals mit vielen, vielen anderen auf dem Bauche liegend nach Pappendeckel-Köpfen, die zwischen Paradeiserstauden und Grasbüscheln hervorlugten. Bei jedem Treffer fiel ein Pappendeckel-Kopf nach hinten. Sie hockten neben mir und sagten: „So ists guat, Junge (Sie sagten jetzt Junge und nicht mehr Bua), a jeder Schusz musz sitzen. Dann wirst a guater Soldat. Und die brauch ma jetzt.“

Als ich Soldat wurde, schrieb man Februar eintausendneunhundertvierundvierzig. Es war alles nicht mehr so wie früher. Es war kalt. Sie standen

damals am Bahnhof und klapperten mit den Knochen und einer WHW-Büchse. „Hauts es zruck, Bua (Sie sagten wieder Bua und nicht mehr Junge), den Krieg müss ma gwinna. Wenn nur schon die neuchen V-Waffen da warn.“ Sie hatten damals einen etwas verstörten Blick und ich kaufte Ihnen aus Mitleid um eine Mark fünf Wilhelm-Busch-Figuren ab.

Wir haben sie nicht zurückgehaut und die V-Waffen sind auch nicht gekommen. Als Kriegsgefangener habe ich das erste Mal eingehender über Sie nachgedacht.

Als ich zurückkam, wollte ich mit Ihnen sprechen. Doch Sie waren nach Salzburg gefahren und hatten Ihre schöne Villa im Stich gelassen, so dasz Sigi Rosenblatt junior, mit Sigi Rosenblatt senior in der Urne, wieder einziehen konnte.

Ich weisz nicht, ob Sie in Salzburg auch so viel Erbsen gegessen haben wie ich in Wien. Aber vor jenem Abend, als Sie mich auf die Schultern nahmen, haben Sie diese Hülsenfrucht sicher öfter gegessen und dann zur Hebung Ihres Lebensstandards eine verblüffend einfache Lösung gefunden. Daran erinnerte ich mich, als mir Erbsen und Silverhakes bis zum Hals standen, und fuhr mit einigen Kollegen und mit einem Handwagen zu Sigi Rosenblatts Wäschegeschäft. (Es war allerdings Nacht und wir trugen keine Armbinden.) Während des Aufladens erschienen einige Wachleute und lehnten jedes Clothhosenangebot ab.

Als Strafgefangener habe ich das zweite Mal eingehender über Sie nachgedacht.

Nach meiner Rückkehr bin ich Ihnen, verehrter unbekannter Herr, zum fünftenmal begegnet: Sie waren der Leiter des Betriebs, in dem ich arbeiten wollte und trugen wieder einen Steireranzug. Sie sagten: „Sans ma net bös, Herr, (Sie sagten Herr und nicht mehr Junge oder Bua) aber an Vurgstrafen nimm i net. Aber bemühs Ihna nur, Sie kriagn schon wo was.“ Ich wollte mich

auch damals mit Ihnen aussprechen, doch in meiner Aufregung stotterte ich nur etwas von Nachkriegszeit und Unbesonnenheit und Sie sagten: „Lieber Herr, des hättens Ihnen früher überlegen müssen. I hab a den Kriag mitgmacht und bin net ins Hefen kumma.“

Ich habe dann mit der Waleschek Mizzi vom Dreier Haus ein Verhältnis begonnen. Ich war nämlich so ausgehungert nach Frau und Liebe und die Waleschek Mizzi war jung und hübsch und meine Vorstrufe berührte sie nicht im geringsten, während andere Frauen mich deswegen verachteten. Die Waleschek Mizzi ging jede Woche auf das Gesundheitsamt. Sie war also eine Verworfenne.

In jener Zeit habe ich Sie, verehrter unbekannter Herr, öfters getroffen. Sie kamen häufig am späten Abend in unser Kaffeehaus, waren ein guter Gast und saszen meist bei der Waleschek Mizzi. Manchmal setzte ich mich dazu, dann stieszen Sie mit mir an, lachten, klopfen mir auf die Schulter und sagten: „So ists recht, Bua, (Sie sagten wieder Bua) machts euch das Leben nur leicht. Wer wass, wass kummt.“

Zum letztenmal begegnete ich Ihnen wieder im Gerichtssaal. Sie saszen mit vielen, vielen anderen im Auditorium, und als der Richter über mich das Urteil wegen Totschlages an der Waleschek Mizzi aussprach, murmelten Sie beifällig: „Recht so. Der Bandit gehört eini.“ Ich drehte mich um und erkannte Sie an Ihrem Steireranzug.

Ich habe nun sehr viel Zeit und denke über Sie eingehend nach. Aber ich finde keine klare Lösung, alles verwischt sich, läuft durcheinander und ich werde nicht fertig damit. Die Begriffe von Recht, Erziehung, Schuld, Schicksal und viele andere bilden eine Verwirrung in meiner Seele und ich kann nicht schlafen.

Darum schreibe ich heute an Sie, verehrter unbekannter Herr. Denn ich

habe ein Leben verpfuscht und es ist wahrscheinlich das einzige, was ich zu leben hatte.

Sagen Sie mir, warum Sie mich an jenem Abend auf die Schultern genommen und mir den Führer gezeigt haben. Warum Sie dem Sigi Rosenblatt die Sachen weggenommen und mir die Clothhose geschenkt haben. Warum Sie mich nicht bei Ihnen arbeiten lieszen, als ich von der Strafe zurückkehrte, die ich für Sigi Rosenblatts Sachen erhielt. Warum Sie meine Schieszkunst lobten und förderten, obwohl Sie doch bestimmt nicht erschossen werden wollen wie die Waleschek Mizzi. Und vieles andere, was mich nicht schlafen lässt, müssten Sie mir erklären können, verehrter unbekannter Herr. Denn Sie haben doch als erwachsener Mensch mein junges Leben beeinflusst.

Der Anstaltsarzt meint, auf meine Fragen könne niemand Antwort geben, und ich werde Sie, der Sie mich als Kind auf die Schultern hoben und mir als Mann den umgekehrten Daumen zedgten, niemals finden. Weil es in den verschiedenen Episoden gar nicht immer dieselbe Person war.

Vielleicht hat der Arzt recht, und ich mache aus einer Vielzahl von Individuen eine schemenhafte Spukgestalt, die mich durch zehn Jahre meines Lebens begleitet hat. Aber wenn Sie doch existieren sollten, so bitte ich Sie: Heben Sie keinen Knaben mehr auf die Schultern, um ihm den Führer zu zeigen. Räumen Sie Sigi Rosenblatts Geschäft nicht mehr vor Kinderaugen aus. Und wenn jemand mit bleicher Hautfarbe und naphthalinriechenden Kleidern zu Ihnen kommt, so schicken Sie ihn nicht gleich weg. Er hat vielleicht auf einen Kopf geschossen, wie früher, als Sie ihn dafür lobten. Nur dasz er diesmal nicht aus Pappe war.

Versprechen Sie mir, dasz Sie dazu beitragen wollen, dieses schöne, seltsame, in seinen Tiefen noch immer nicht erkannte Leben besser werden zu

lassen. Damit ich und die vielen, vielen anderen in den Nebenzellen die Jahre, welche wir noch hier verbringen müssen, immer weniger Neue kommen sehen. Dann werde ich auch wieder schlafen können.

SCHLUSZGESANG AUS DER DREIGROSCHEN - OPER

Bertolt Brecht

Verfolgt das kleine Unrecht nicht so sehr, in Bälde

Erfriert es schon von selbst, denn es ist kalt:

Bedenkt das Dunkel und die grosze Kälte

In diesem Tale, das von Jammer schallt.

Zieht gen die groszen Räuber jetzt zu Felde

Und fällt sie allesamt und fällt sie bald:

Von ihnen rührt das Dunkel und die Kälte

Sie machen, dasz dies Tal von Jammer schallt.



AR 25314

Stein, Gisela

Gisela Stein Collection

LEO BAECK INSTITUTE

Center for Jewish History

15 West 16th Street
New York, NY 10011

Phone: (212) 744-6400

Fax: (212) 988-1305

Email: lbaeck@lbi.cjh.org

URL: <http://www.lbi.org>

Date: 7/6/2009

Sys #: 000348186

Box: 1

Folder: 21

Überreicht vom Verfasser

Sonderdruck aus

DAS DEUTSCHE DRAMA

vom Barock bis zur Gegenwart

—

I. Vom Barock bis zur klassisch-romantischen Zeit

II. Vom Realismus bis zur Gegenwart

Herausgegeben von Benno von Wiese

AUGUST BAGEL VERLAG · DÜSSELDORF

ERICH HOCK

Grillparzer · Libussa

Keines von Grillparzers Werken darf so unbestritten als sein geistiges Vermächtnis gelten wie „Libussa“; keines aber auch hat so völlig gegensätzliche Auslegungen erfahren; und bei keinem seiner großen Dramen stellen sich künstlerische Bedenken so unabweisbar ein. Es scheint dem Stück an dichterischer Einheit zu mangeln. Wenn wir aus dem Munde Rudolfs im „Bruderzwist“ Grillparzers strenge Richtersprüche über den Geist der Gegenwart und die düstere Prophetie künftigen Unheils vernehmen, so ist das der tragischen Situation des Herrschers in heillosen Zeit gänzlich gemäß. Wenn solche – mit jenen eng verwandte – Stellen in „Libussa“ begegnen, so fragt man nach dem Zusammenhang mit dem dramatischen Geschehen. Denn der innerste Kern dieser Dichtung, der Puls ihres dramatischen Lebens, ist die Liebeshandlung, das Spiel zwischen Mann und Frau. Es ist ganz zeitlos gegeben. Keineswegs geht, wie bei Hebbel, das Besondere der historischen Lage mit ein in den Prozeß, der im Drama zwischen den Geschlechtern ausgetragen wird. Muß dann nicht um so mehr das Stadtgründungsmotiv, das den fünften Akt beherrscht, wie etwas neu und ohne innere Notwendigkeit Hinzutretendes empfunden werden? So möchte es denn scheinen, daß in „Libussa“ die Liebeshandlung, der Sagenstoff und das, was man die kultur- und geschichtsphilosophische Gedankenwelt nennen kann, der letzten künstlerischen Verknüpfung entbehren und das Drama „aus mehreren nicht in jeder Beziehung harmonisierenden Elementen sich zusammensetzt“.

Die Interpretation will versuchen darzutun, daß solche Einschätzung dem Werke nicht gerecht wird; daß vielmehr die Schichten sich durchdringen, die Elemente sich ineinander spiegeln, die Motive aufeinander verweisen und das Drama – welche Mängel ihm auch immer anhaften mögen – sich aus *einer* Wurzel entfaltet.¹

Die Sinnschichtung des Dramas ist von großer Klarheit. Es geht in der Liebeshandlung um die Urbegegnung der Geschlechter: um die Macht des Eros, um Verlangen und Scham, Werben und Sichversagen, „Stolz gegen Stolz“, um liebenden Sieg und liebende Niederlage, schließlich um die eheliche Liebe, von der Gattin besiegelt im Tode, und ihr zeichenhaftes Bleiben über den Tod hinaus. Alle Regungen in

dem Manne und in der Frau sind auf einen verschiedenen Ton gestimmt, der mit äußerster künstlerischer Sicherheit getroffen ist und den man als „das Männliche“ und „das Weibliche“ empfindet. So treten zwei Grundformen des Menschlichen hervor, aber sie deuten weit über den Bereich des Eros hinaus. Im Wesen des Mannes Primislaus und der Frau Libussa spiegeln sich gegensätzliche Weisen menschlicher Weltbegegnung überhaupt; alles Fühlen, Denken und Wollen, alle Beziehungen zur geistigen, naturhaften und mitmenschlichen Welt sind von daher geprägt. Es herrscht hier eine freilich durchaus schwebende Analogie, die man nicht verfestigen und pressen darf und deren dichterische Geltung man mit systematischen kulturhistorischen Begriffen eher verdunkelt als erhellt. (Überhaupt wird man sich davor zu hüten haben, in der Befürchtung, an der Oberfläche haften zu bleiben, die Interpretation in allzu tiefen Grund vorzutreiben, über das Gestalt-Dichterische – wo es vorhanden ist – hinaus; man würde dann den Gegenstand in gleicher Weise verfehlen: „Der Grund ist auch eine Oberfläche, / Nur nach unten.“ Wer etwa – wie Ernst Alker – Libussa ganz als „chthonisches Wesen“ sieht, verstellt sich den Blick für die dramatische Gestalt.)

Die aufgezeigte Sinnstruktur zu entfalten, bietet sich der urzeitlich-unbestimmte, von Märchenzügen durchsetzte Stoff. Die Verquickung mit den sagenhaften Vorgängen gibt der Liebeshandlung dramatische Kontur und läßt das seelische Geschehen sichtbar nach außen treten. Mit dem Ringen des Mannes um die Liebe der Frau verschränkt sich die Werbung um die Hand der Fürstin; der liebende Widerstreit von Mann und Weib verschärft sich durch den Gegensatz von Herrscherin und Untertan. Zugleich aber gibt der Sagenstoff die Möglichkeit, in der Ablösung der Herrschaft der Libussa durch die Herrschaft des Primislaus – des „weiblichen“ Zeitalters durch das „männliche“ – auch die obere Sinnschicht der Dichtung unmittelbar im dramatischen Spiel zu vergegenwärtigen.

Ein bedeutsames Leitmotiv durchzieht das Drama. Durch alle Schichten hindurchgehend, macht es ihre Bezogenheit deutlich und verweist auf die Einheit der künstlerischen Idee. Es ist das, was die Dichtung „das Hohe“ nennt und der Welt des Primislaus entgegenstellt, die folgerichtig in den meisten Bezügen mit dem „Niedrigen“ gleichgesetzt erscheint. Das „Hohe“ tritt Primislaus entgegen im Kreis des Eros als das Ehrfurchtheischende von Libussas Frauentum, dem er sich unterwirft; im Bereich der Sagenhandlung als Libussas Fürstentum, das sich der Liebesbindung störend entgegensetzt; im höchsten Sinnbezirk aber als das Numinose, die Welt des Ewigen und Göttlichen, der Libussa durch ihre Abkunft von der „göttergleichen“ Mutter verbunden ist und die Primislaus verschlossen bleibt.

Damit ist das Spannungsfeld bezeichnet, in dem die Personen des Dramas stehen und die Handlung sich begibt. Aber nur *eine* Gestalt vollzieht eine Bewegung in diesem geistigen Raum: Libussa. Sie löst sich aus der „hohen“ Welt der Schwestern und nähert sich der „niederen“ Welt der Menschen. In dieser Bewegung ist ihr tragisches Schicksal beschlossen. Ihr Versuch, als Fürstin das Hohe in der Menschenwelt zu verwirklichen, mißlingt, und der Gemahlin des Primislaus, die gelernt hat, *seiner* Weisheit zu vertrauen, schweigt der Geist der hohen Schau. Kaschas Wort: „Wer nicht wie Menschen sein will, schwach und klein, / Der halte sich von Menschennähe rein,“ wird an ihr erfüllt. Den starren Gegenpol zur Welt des Primislaus verkörpert im Drama das Schwesternpaar Kascha und Tetka. Dreimal treten sie bedeutsam hervor, die Stadien auf Libussas tragischer Bahn bezeichnend: zu Anfang, am Ende und auf halbem Wege, als Libussa, nach ihrem Scheitern als Herrscherin und vor dem Erscheinen des Primislaus an ihrem Hofe, den vergeblichen Versuch unternimmt, sich dem Zwange des Schicksals zu entziehen und in den Kreis der Schwestern zurückzutreten.

Die Rolle der beiden Schwestern Libussas ist von ungleich größerer Bedeutung als die der drei Wladiken. Grillparzer hat vorübergehend erwogen, deren Zahl auf zwei zu vermindern, offenbar aus Gründen der Symmetrie: so wie die beiden Schwestern neben Libussa, sollten sie neben Primislaus stehen. Es zeugt für sein sicheres Gefühl, daß er den Gedanken aufgegeben hat: die Zweizahl der Schwestern ist gestörte Dreiheit – die tragische Loslösung der Libussa wird darin spürbar; das Gegenüber der drei Wladiken macht dies um so sinnfälliger. Anders als die Schwestern sind die Wladiken ohne symbolische Bedeutung; sie gehen in der Rolle auf, die ihnen die Sagenhandlung zuweist, und können höchstens als Folie für die Gestalt des Primislaus angesprochen werden. Beide Figurengruppen aber sind (um einen Ausdruck Hofmannsthals zu gebrauchen) lediglich als Funktion, nicht als Personen behandelt. Weder die Schwestern noch die Wladiken treten jemals einzeln auf, sie sind keine Individualitäten, sondern schematische Differenzierungen nach jeweils *einem* Merkmal (wie im Märchen). Am deutlichsten ist dies bei den Wladiken: dem „starken“ Biwoy, dem „reichen“ Domaslav und dem „weisen“ Lapak, dessen „mut- und energielose Weisheit“ so wenig mit der Wesensschau der Schwestern wie mit der zielbewußten Klugheit des Primislaus verglichen werden kann. Tiefer geht die Unterscheidung bei dem Schwesternpaar. Tetka ist dem Reich des reinen Geistes, Kascha der in sich ruhenden Natur zugewandt. Diesen Abtönungen gemäß wird je nach der Handlungssituation jeweils der einen oder anderen Figur der beiden Gruppen die Sprecherrolle zuteil. Von den Schwestern ist Kascha die Wortführerin. Als diejenige, die das naturhaft-vergängliche, in sich

zwiespältige Leben erkennt, durchschaut und verwirft, ist *sie* es, die das tiefere Wissen hat von Libussas Geschick: für Kascha ist Libussa durch ihre Teilhabe am gemeinen Menschenlos in den Kreis des Lebendigen getreten, dessen Dasein Tod ist.

Als Charaktere durchgeführt sind nur Libussa und Primislaus – diese aber in vollendeter Weise. Sie sind bis in die geheimen Tiefen ihres Wesens erfüllt, nicht erdacht: keine Paradigmen des „Männlichen“ und „Weiblichen“, sondern Mann und Frau als *dieser* Mann und *diese* Frau. In ihnen beweist die menschenschöpferische Phantasie des Dichters jenen „Takt für die Zufälligkeiten des Lebendigen“, der einen wesentlichen Zug von Grillparzers psychologischem Realismus ausmacht. Ihr Individuelles ist nicht ableitbar, sondern überzeugt durch „Dasein“, durch „bloße Existenz“. Vor ihr muß jedes Schema, wie Gefühl – Verstand (das Äußerungen Grillparzers nahelegen könnten), versagen. So tritt das Gefühlsmäßig-Spontane der Frau in Libussa in einer ganz persönlichen Spielart zutage: in der ab und zu durchbrechenden Heftigkeit (bis zum zweimaligen Aufstampfen mit dem Fuß), die bald mehr ins Zornige, bald mehr ins Eigen-Sinnige spielt (zweifellos ist das Katharina Fröhlich abgemerkt), ohne doch der Würde Eintrag zu tun. Dem entspricht auf seiten des Mannes die ganz individuelle Form, wie sich seine Verständigkeit äußert: es ist die vorausschauende, beharrlich auf ein Ziel gerichtete Klugheit, die auch die List nicht verschmäht. Nicht Ritterlichkeit, aber jenes höchste Ritterliche, das an sich selbst nicht denkt, liegt Primislaus in seinem Verhältnis zu Libussa durchaus fern. Aber er bleibt eine edle Gestalt – zweimal nennt ihn Libussa ausdrücklich, und einen vorher erhobenen Vorwurf zurücknehmend, „klug... und auch edel“. Überhaupt ist das Komplexe des Charakters bei Primislaus schlechthin meisterhaft behandelt. W. Scherers Urteil: „Wenn man den Begriff der Regententugend in seine Merkmale auflöst, edel, klug, tapfer, stark, gerecht, vorsichtig, vor allem stolz, und diese nach der Reihe in Szene setzt an dem Verhalten eines einzelnen Menschen, so hat man Primislaus,“ wird ihm in keiner Weise gerecht. Der Dichter selbst hat sich, wie es scheint, schrittweise in die Seele der von ihm erschauten Gestalt hineingetastet. So sollte in der frühesten Niederschrift des ersten Aktes Primislaus das Erinnerungszeichen von Libussa beim Abschied als Geschenk erhalten. Erst die Kühnheit, den Liebeerfüllten mit Überlegung die eigenmächtige Aneignung ausführen zu lassen, ohne daß die Wärme seines Gefühls und seine Achtung vor der Frau fragwürdig erscheinen, bringt den Menschen Primislaus in seinem konkreten „Dasein“ vollkommen vor unseren Blick.

So wie Primislaus und Libussa, so ist auch ihr ständig sich wandelndes, von ihnen selbst lange mißdeutetes Verhältnis zueinander mit der

feinsten Sensibilität durchgeföhlt. In der Liebeshandlung bezeugt sich Grillparzers große Kunst differenzierter Seelenzeichnung und seine Meisterschaft, sich wechselseitig bedingende innere Vorgänge dramatisch zu vergegenwärtigen. Die Interpreten haben dem – bei diesem Drama – kaum Beachtung geschenkt und sich häufig einseitig der Erhellung des geistigen Gehaltes gewidmet. Damit ist die dichterische Intention verkannt.

Es ist bedeutsam, daß das Drama mit dem Liebesthema anhebt. Die Nachtszene im Walde, von dem Feuer vor Primislaus' Hütte erhellt, gehört zum Kostbarsten, was Grillparzer gedichtet hat. Primislaus ist das Wunder kaum faßbar, das in sein Leben eingebrochen ist. Der Mann, der bisher die Frau nur als Schwester gekannt hat, ist bis in die Gründe seines Daseins betroffen von der zum erstenmal erfahrenen sinnlichen Gegenwart des Weibes. Sein männliches Begehren ist geweckt, noch das Erinnern durchglöhlt von dem erregenden Gefühl leiblicher Nähe:

Ich eile hin und fasse sie, und trage
Die süße Beute, laue Tropfen regnend,
Hierher. . .

Das lebt in ihm bei all dem folgenden Geschehen und klingt im Worte wieder auf, wenn er später, bei bedeutsamer Gelegenheit, dieser Nacht gedenkt:

Und dennoch warst du mein, in meiner Macht,
Als Zeuge nur die Luft und jene Bäume.
Die Tat war ehrfurchtsvoll, doch die Gedanken,
Sie haben räuberisch an dir gesündigt.
Als ich aufs Pferd dich hob, bei jedem Straucheln
Dir Hilfe bot, da fühlt' ich deine Nähe. . .

Aber wie fern ist zugleich alles Zynische! Alles sinnliche Entzücken ist gezügelt von der tiefen Ehrfurcht vor der Frau. „Du Hohe, Herrliche!“ ruft er ihr entgegen. Er redet die Kleider der Schwester an: „Glückselige, . . . / Ihr werdet dieser Hohen Leib umhüllen.“ Das sinnlich Erregende und das sittlich Steigernde des Eros durchdringen sich unlösbar. Als „Bild der Schwester“ tritt Libussa ihm entgegen, „der Schwester heil'ges Erbe“ ihm erhöhend durch ihr höheres Sein. Das Achtungsvolle der brüderlichen Liebe geht in die Liebe des Mannes ein. Und in dieser Gefühlswelt nun, ohne Bruch, das Vorausschauend-Besonnene, womit er des Kleinods sich bemächtigt – und so dem Versagen der später geäußerten Bitte zuvorkommt. Ein „Zeichen“ soll das Kleinod sein, ein „Pfand“, daß das Wunder dieser nächtlichen Begegnung nicht wie ein Traum mit dieser Nacht auch endet. Schlau verbirgt er das Fehlen des Gliedes mit dem Umhängen der Kette – und doch ist das gleiche Tun

reiner Ausdruck innigsten Gefühls: „So zier ich dich, du Schöne, Hehre, Hohe; / Für wen? ich weiß nicht; ist's doch nicht für mich.“

Ganz verschieden die Berührtheit der Frau. „Verwandelt“ auch sie, aber in anderem Sinn und anderem Grad; darüber wird noch zu sprechen sein. In dieser Verwandlung enthalten ist auch das Dasein dieses Mannes. Der erste halbe Vers des Dramas – vor Primislaus' hinströmendem Monolog – gibt den klaren Zweiklang ihres Zueinander in diesem ersten Akt: sein drängendes Fragen, ihr knappes Verneinen. Die Knappheit ist nicht Kurzangebundenheit. „Da warst du mild und lebst mir so im Herzen“, sagt Primislaus später. Die Kargheit ihrer Rede ist Zeichen der Betroffenheit und jungfräulichen Scheu. (In der folgenden Begegnung mit den Schwestern bricht das angestaute Gefühl in ihrer Sprache durch.) Des Primislaus zweimalige unverhüllte Frage: „Du bist kein Weib, um das man werben könnte?“ verneint sie klar, aber ohne Schroffheit. Die zweimal vorausgehende, halb verschleierte, nach der Möglichkeit eines Wiedersehens, bleibt offen, wenn auch die Antwort mit scheinbarer Kühle den eignen keimenden Wunsch verbirgt. Das erbetene Zeichen aber, an dem sie ihn wiedererkennen soll, verweigert sie ausweichend-vielsagend: es sei „nicht nötig.“ Mit großem Feingefühl ist neben die heftige Erschütterung des Mannes dieses leise Sichöffnen der Frau gestellt, ganz behütet von dem keuschen Stolz noch halb mädchenhaften Wesens. Schon ein „Zeichen“ wäre zuviel an Selbstpreisgabe. So wird Primislaus denn auch auf die forschende Frage, was mit einem vielleicht zurückgelassenen Kleinod geschehen solle, statt der erhofften Antwort nur die Aufforderung zuteil (aus der seine späteren Bedenken erwachsen): „Bring es hierher, ich. . . lös es gern um Gold und jeden Preis.“

Der zweite Akt führt in den Widerstreit von Hoffnung und Zweifel. Durch die Werbung der Wladiken bedrängt, gesteht sich Libussa, daß die Erinnerung an Primislaus in ihrer Seele lebt. Wie ihr Bild für ihn mit dem der Schwester verschmilzt, so für sie das seinige mit dem des geliebten Vaters, der ihr „des Mannes ein so würdig Bild“ gewesen ist. Des Primislaus heiß begehrende und Libussas scheu verhaltene Liebe sind sich gleich in der Achtung vor dem geliebten Menschen. Aber jedes zweifelt am andern. „Zwar einmal schien's, doch es verschwand auch schnell.“ Primislaus, von Unruhe verzehrt, erwägt – wieder im selbstzergliedernden Monolog (während für Libussas nur flüchtig zugelassenes Gefühl ein kurzes Fürsich genügt) –, ob er mit dem zurückgehaltenen Kleinod ihre Erinnerung wach erhalten soll; aber er fürchtet, Lohn zu erhalten, wo er Liebe erschnt – für ihn „ist Gold kein Preis.“ In diesem Schwanken trifft ihn Libussas im Rätsel verschlüsselte Botschaft. Sie ist verhülltes Geständnis ihrer Liebe („das Kleinod teurer machte denn zuvor“); sie ist Aufforderung zur Werbung (nun ist sie ein Weib, um

das man werben kann); sie ist geheimes Versprechen: nur du (wenn auch umkleidet mit dem „Vielleicht“ des Stolzes, der sich nichts vergibt). Primislaus durchschaut den Sinn des Rätsels, Glücksgefühl durchströmt ihn, er scheint am Ziel seines Wunsches: „Ich will zu ihr!“ Da fällt ihn von neuem Zweifel an: wie, wenn der Zufall einem der Wladiken die Lösung in die Hand gespielt hätte? Damit mußte Libussa rechnen. (Die Logik der Stelle ist nicht gerade stark, aber es ist deutlich, worauf sie zielt.) So war er doch im vollen Ernste nicht gemeint? Zum erstenmal klingt fragend an, was sich später als der tiefste Grund des Zwistes erweist: das Gefühl des Primislaus, Gegenstand zu sein des Spiels der Fürstin. Seine Klugheit läßt alle Möglichkeiten offen: der geschickte Tausch des Kleinods gegen die Kette stellt die Torheit der Wladiken vor Libussa bloß, läßt ihn im Besitz eines anderen „Zeichens“ – „und Libussa, / Sie wird erinnert. Hoffnung bleibt wie vor.“ Doch als Werber stellt er sich nicht. Libussa spürt den Stolz des Mannes – „Gut, ich liebe Stolz.“ Aber auch sie muß zweifeln: schlägt er den Dank aus, der doch das Eingeständnis ihrer Liebe war? Seine Gegenwart soll die Lösung bringen. Sie sendet nach ihm; er soll der Richter werden, den das Volk beehrt. Das ist kaum mehr Liebesbotschaft, sondern fürstlicher Befehl. Auch *ihr* Stolz ist verletzt. Warum hält Primislaus sich beobachtend im Verborgenen? „Libussa ist kein Fischlein, das man fängt.“ Und doch lebt geheim auch in ihr die alte Hoffnung: „. . . und nahe stehn, wohl etwa nächst der Fürstin.“

Die erneute Begegnung enttäuscht die Hoffnungen beider. Der Monolog des Primislaus zu Beginn des dritten Aufzugs spricht mit aller Deutlichkeit aus, was bisher nur fühlbar war: das Trennende, das sich zwischen ihnen aufgerichtet hat. Zwar beglückt ihn der Gedanke, es könne eine Spur von ihm lebendig sein in Libussas Seele – aber in der Seele der Frau, nicht der Fürstin. Primislaus' männliche Liebe ist eine trennende Liebe: sie löst die Geliebte aus allen Bezügen außer dem des liebenden und geliebten Weibes. „Die Frau ist aller Wesen Krone.“ Aber ihre Hoheit kann nicht Herrschaft sein. Herrschaft gebührt dem Mann. „Die Königin erniedrigt den als Mann, / Den wählend sie als Untertan erhöht.“ Die Ladung, die an ihn ergeht, – für ihn ist sie die Ladung der Fürstin. Und so naht er ihr ganz als der Untertan – „Auf dein Geheiß erschein ich, hohe Fürstin. . .“ –, aber mit dem Stolze des Menschen, „der sich als niedrig weiß, obgleich nicht fühlt.“ („Das Höchste, wie beschränkt auch, ist der Mensch, / Im König selbst der Mensch zuletzt das Beste.“) Dieser Stolz muß Libussa, die ihn schon in der Art seines Nahens zu fühlen meint, aufs tiefste verletzen. Sie hat aus der Einheit ihres Daseins gehandelt, zugleich als Fürstin und als Frau: sie kennt die Trennung nicht, die Primislaus macht. Der Bedrängnis,

in die sie als Fürstin geraten ist, hofft sie zu entgehen und zugleich den geheimen Wunsch ihres Frauenherzens zu erfüllen. Aber mehr und mehr zwingt das Verhalten des Primislaus, das jene Trennung voraussetzt, sie dazu, gegen ihren Willen diese Trennung zu vollziehen: „Und schien die Frau ihm nicht des Kommens wert, / Soll ihm die Fürstin wert der Achtung scheinen.“

Immer durchsichtiger wird dabei die thematische Führung des Liebeszwists für die Thematik der oberen Sinnschicht des Dramas. „Dank“ hat Libussa Primislaus geboten, nicht „Lohn“. Dank ist der Gnade verwandt. Gnade ist, was liebend das All durchströmt. „Ich sehe üb'ral Gnade.“ Lohn ist eine Angelegenheit des bloßen Rechts, ein versachlichter Bezug. Dank wird geschenkt; auf Lohn erhebt man „Anspruch“. Wie könnte Libussas Stolz ihn anerkennen? Hat sie der Hilfe des Primislaus ernstlich je bedurft? „Ich half mir selbst, glaub nur! erschienst du nicht,“ heißt es im ersten Aufzug. Ihren Dank aber, der mehr ist als Lohn: Sprache des Innern, liebende Wendung des Ich zum Du – ihn, glaubt sie, hat Primislaus verschmäht. Er kann „Hohes“ nicht erkennen: sie, ihr Wesen, ihre Welt. Ganz nur noch Fürstin, will sie den stolzen Anspruch in seine Grenze weisen. Nur Anmaßung sieht sie in dem Rätselspruch, mit dem Primislaus die unter Blumen verborgene Kette überreicht – und der doch in Wahrheit seine Hingabe gesteht. Er fürchtet ja den „Lohn“,² er ersehnt ja den „Dank“: die Liebe der Frau.

Die Parabel am Schluß des Aktes zieht die Summe aus dem gegenseitigen Mißverstehen. Primislaus weist den Lohn zurück, weil er nichts als Lohn ist, dort geboten, wo er doch keinen Anspruch erhebt. Aber er schlägt auch die Gnade aus, weil sie nur Gnade ist, da gewährt, wo er (vom Fürsten) nicht Gnade erwartet, sondern Recht. Das Wort selbst bleibt hier noch ausgespart – aber unausgesprochen ist es vernehmlich genug. Das „Ich will mein Recht!“, an dem Libussas Liebesreich scheitert, nun klingt es ihr verhüllt auch aus dem Munde des Primislaus entgegen: „Dem Zufall dank ich nichts, noch eines Menschen Gnade.“ (Zu Beginn des Aktes klang es vor: „Das Brot der Gnade nur beengt und lastet.“) Seltsame Verwirrung: er war gerufen als der Mann des Rechts – nun wird er verworfen, weil er dem Recht sein Recht wahrte? Aber er wird verworfen nicht von der Fürstin, sondern von der Frau – wie könnte Libussas beides wirklich trennen? –, die aus allem nur die Zurückweisung ihrer Liebe vernimmt.

Die Situation der Liebenden am Schlusse des dritten Aktes hat etwas Lustspielartiges. Libussa will den Starrsinn des Primislaus brechen und ihn zur Herausgabe der Kette zwingen. Aber was sie fordert, hat sie schon erhalten, ohne daß sie es weiß; so wie auch ihm schon geschenkt war, wonach ihn verlangt, ohne daß er es begriffen hat. In Rätseln

haben sie, die sich ein Rätsel sind, zueinander gesprochen – sie hat es zurückgewiesen, er der Lösung nicht vertraut. Aber alles liegt nun bereit zur glücklichen Versöhnung. Zu ihr leitet der vierte Akt, über eine letzte Verschärfung des liebenden Streits.

Der Versuch, Primislaus in seiner männlichen Selbstsicherheit durch die Vorführung des Lebens in Libussas Schloß zu erschüttern, mißlingt. Es liegt etwas Weiblich-Naives in der Art dieser Prüfung. Die Absicht ist, daß er vor dem „höheren“ Dasein sich selbst und sein Wesen als das „niedere“ erkenne. Aber über Pracht und Reichtum setzt er Genügsamkeit und Selbstbesitz, über den Einblick in die Zusammenhänge des Werdens das klare Erfassen des Augenblicks, über die Ordnung der Liebe die Ordnung der Gerechtigkeit. Wieder erklingt das schon angeschlagene Grundthema; es erfährt an dieser Stelle des Dramas seine gedankliche Entfaltung aus der Sicht der Rechtswelt (wie im zweiten Akt durch Libussas Rede aus der Sicht der Liebe). Das „Hohe“ der Liebe, die Unbedingtheit ihrer Forderung, wird problematisch angesichts der bedingten „niederen“ Welt der Menschen. Sieht Libussa im Recht nur den Deckmantel für den Eigennutz des Rechtens, so deckt Primislaus durch seinen Lobpreis der Gerechtigkeit in der Liebe die Gefahr des eigenmächtigen Beliebens auf. Das klingt lehrhaft, erhält jedoch seine dramatische Rechtfertigung durch den untergründigen, aber genauen Bezug zur psychologischen Situation: Libussa ist gemeint und die Art, wie sie mit ihm „spielt“. Der Ausgang der Szene, die Episode mit Slawa, macht das deutlich:

Mir ist das Weib ein Ernst, wie all mein Zielen,
Ich will mit ihr, – sie soll mit mir nicht spielen.
Sagt das der Fürstin als den letzten Gruß.

Bisher war Libussa die Handelnde – aber wo immer sie handelt, scheitert sie. Nun ist es Primislaus, der das gemeinsame Liebesschicksal mit männlicher Klugheit und Beharrlichkeit aus der tödlichen Zone von Stolz und Trotz in die des menschlichen Verstehens zurückklenkt. Dies geschieht in der unvergleichlichen Turmszene mit Wlasta in Gegenwart der Dienerin, in der Primislaus die verkleidete Libussa ahnt. Alles, was sein Inneres erfüllt, kann er nun vor Libussa aussprechen, ohne die hemmende Schranke, die ein Sprechen *zu* ihr bedeuten müßte. Was er sagt, ist Liebesgeständnis und Rechtfertigung in einem. Auf Wlastas Wort, in dem sich für Libussa alles Mißverständnis erhellen muß: „Du dachtest dir das Weib und fandst die Fürstin“, entwirft er *sein* Bild der Frau, die Fürstin gar nicht sein darf, weil sie „das Höchste, was sie sein kann, nur als Weib“ ist: „so hold gefügt“, „der Schönheit holde Tochter“, „das Mittelding von Macht und Schutzbedürfnis“, „in ihrer Schwäche

siegender Gewalt." Es ist die Libussa jener Wundernacht, die hier erstet: die ihm „erschien als Königin der Weiber, / Nicht als das Weib, das selber Königin", die Hohe und die Liebliche zugleich, die dankbar seine Hilfe sich gefallen ließ. Und indem er solche Erinnerung wachruft, rührt er zugleich an Libussas schlafendes Frauentum mit Worten des Mannes, wie sie von ihr noch nie vernommen worden sind: „Der Glieder holder Reiz..."; das Kleinod, „ich trug's mit mir auf meiner warmen Brust, / Ich drückt es an das Herz, an meinen Mund, / Das Eigentum verwechselnd mit dem Eigner." Und dann, nachdem er gemerkt, wie tief er das Empfinden der Geliebten aufgeregt hat, das Äußerste des verwegenen Spiels: die Schmeichelworte zu Wlasta, die Zärtlichkeit – wie taktvoll vom Dichter gewählt mit dem Zurückstreichen des Haars! –, das vorwurfsvoll-sehnsüchtige, Libussa geltende Wort: „Begreifst du, daß ein Innres schmelzen muß, / Um eins zu sein mit einem andern Innern?“, und schließlich, herausfordernd, ihr, Wlastas, Bild als Gegenbild der Fürstin Libussa! Großartig dieses Berechnen der Wirkung bei der vollkommensten Reinheit des liebenden Gefühls! Und dazu noch, ähnlich wie in der Anfangsszene des Dramas, deren Echo gleichsam diese ist, der schlaue, vom Beginn des Auftritts an geplante Anschlag auf das Kleinod, um, bei der veränderten Lage, sich von neuem in den Besitz seines „Pfandes" zu setzen.

Kurz vor die Versöhnung ist der Höhepunkt des Zwistes gelegt. Libussa setzt Primislaus gefangen. (Der Übergang zu dieser wie zur folgenden Szene, die in Bewegung gesetzte Theatermaschinerie wie die Iphigenienreminiszenz, wirken wie Verlegenheitslösungen.) Ihr – ganz weiblicher! – Zorn bedient sich der Machtmittel der Fürstin. Und nun droht des Primislaus Liebe, wie zuvor die ihre, umzuschlagen fast in Haß. Was bei der Lösung der Parabelfrage und in dem Gespräch mit Dobromila über Liebe und Gerechtigkeit zugrunde lag, bricht in bitterer Ironie und Anklage aus ihm heraus: „O Güte, Güte, himmelsgleiche Güte!... / Ich aber nenn es Willkür, Weiberlaune... / Der Willkür fügt kein Freier sich, kein Mann." Und jetzt, zum ersten und zum einzigen Mal – im Zorn! –, spricht er von seinem „Anspruch" und von seinem „Recht" – und tritt ein in das falsche Bild, das Libussa von ihm hegt, so wie sie zuvor als zürnende Fürstin eingetreten war in sein unrichtiges Bild von ihr. Aber im vorweg ist diese Haltung des Primislaus widerlegt durch sein Liebesgeständnis vor Libussa in der Turmszene, durch die Bescheidenheit seines Hoffens:

Nicht daß ich glaubte, die Bedingung,
Die sie gesetzt den werbenden Wladiken,
Sie würde je zum Anspruch für mich selbst;
Allein der Schatten eines flücht'gen Eindrucks,...

So viel, ein Nichts, ein schwebendes Atom,
Dacht ich mir wach in eurer Fürstin Seele.

Libussa ist betroffen von der Erkenntnis, wie verzerrt die Bilder sind, die sie einander entgegengehalten haben. Sie kommt, sich zu rechtfertigen, sie kommt als Bittende, schließlich als Schutzbedürftige – nun erfüllt sie sein Bild der Frau. Da tritt auch er in die Wahrheit seines Wesens zurück, mit ausdrücklichem Widerruf der Zornesworte von „Recht" und „Anspruch", und unterwirft sich – nicht der Hoheit der Fürstin, sondern der Hoheit der Frau. Ihrer Beschämung kommt er zuvor, der Bittenden liefert er das Kleinod aus – „Was sie nicht fordert, das wird ihr gegeben" – und dann die Kette, die ihr schon dargeboten war mit dem Rätselwort („*der sie trägt*, ist ohne Kette"), nun aufgelöst in reine Seelensprache: „Nimm es zugleich *mit dem Gebundnen* hin."

Sehr schön ist der Abschluß der Szene. Ohne „Anspruch", wie er ist, will er scheiden. Sie duldet es nicht. Die Steigerung jenes Verses aus dem zweiten Akt: „Und nahe stehn, wohl etwa nächst der Fürstin" wird im Dialog nun durchgespielt. Er soll bleiben als Richter. Doch mag er werben, wenn auch hoffnungslos (noch spricht die weibliche Scham). Doch wieder kommt die Erinnerung an jene Nacht empor. Und nun spricht Primislaus, mit erhöhten Worten, *zu* ihr, was er in der Turmszene *vor* ihr ausgesprochen hat, mit der Leidenschaft seines männlichen Verlangens die weibliche Hingabe in ihr befreiend. Die Erhöhung ist eine Szene höchster Grillparzerscher Kunst – nach dem Süß-Beschwörenden von Primislaus' Rede ganz in den Vorgang verlegt: Libussa noch ganz Hoheit in der Niederlage, ihr Wort halb Bitte, halb Befehl: „Leg an den Gürtel, hier an seinem Platz..."; Primislaus ganz Demut und Verwirrung im Siege. Unbeschreiblich dieses: „Ich zittre ja."

Man kann hier ein Ende empfinden. In der Tat: von dem Lustspielartigen der Liebeshandlung her gesehen, ist ein Abschluß erreicht. Was weiter weist in den tragischen Ausgang, ist zu wenig sichtbar, der dramatische Impuls an dieser Stelle nahezu erlahmt. Grillparzers dramatische Abläufe, in denen aus den anfangs getroffenen Entscheidungen die unerbittlichen Folgerungen gezogen werden, drängen nicht nach dem Schluß. Hier ist dies besonders deutlich. Der fünfte Akt der „Libussa" ist denn auch immer wieder als eine Art Nachspiel aufgefaßt worden. So ist er jedoch vom Dichter keineswegs gemeint.

Man muß die Liebeshandlung in ihrem Zusammenhang sehen mit Libussas Tragik als Herrscherin und als Mensch. Schon die Übernahme der Herrschaft ist schicksalhaft an die Begegnung mit Primislaus geknüpft. Die Rätselbotschaft und die Ladung, die an Primislaus ergehen,

entspringen ihren Schwierigkeiten als Herrscherin, und der Wunsch des Herzens bedient sich gern als Rechtfertigung der äußeren Not. (Noch bei der raschen Versöhnung mit Primislaus im vierten Aufzug – der freche Scherz mit Wlasta „verdiente wohl ein längeres Zürnen“ – ist eine äußere Zwangslage vorgeblendet, hinter der sich ein letzter Rest weiblichen Stolzes verbergen kann und die doch – meisterliches Ineinander! – sie als Schutzbedürftige Primislaus ganz nahe bringt.) Der Liebesbund mit Primislaus besiegelt Libussas Scheitern als Fürstin. Die Herrschaft geht auf den Gatten über; der Schein der Hoheit, der auf sie zurückfällt, ist der Abglanz seiner Ehrfurcht vor der Hoheit der Frau. Primislaus' Liebe löst Libussa aus ihrem Herrschertum, wie sie sie aus ihrem Ursprung löst: „Ich hasse deine Eltern, deine Schwestern.“ Auch Libussa erleidet das tragische Liebesschicksal der Medea, Sappho, Hero: sie treten aus dem bergenden Raum der Heimat, der „Begeisterung“, der „Sammlung“, des „Hohen“ in die Welt der Fremde, der „Zerstreuung“, der niedren menschlichen Bedürftigkeit. „Einig und eins“ zu bleiben, ist ihnen versagt. Die Worte, mit denen Kascha im dritten Akt Libussa die Rückkehr in den Kreis der Schwestern verweigert, rufen die große Mahnrede des Priesters über die Sammlung im dritten Aufzug der Hero-Tragödie in Erinnerung. Libussa, die Schlichterin des Streits, entbehrt des Friedens im eigenen Herzen; die Liebende fühlt es „fast wie Haß im Busen quellen“; die Ehe mit Primislaus und ihr Wirken in seiner Welt ist aus der Sicht des „Hohen“, wie Wlasta sie verkündet, ein „enges Treiben um ein Nichts.“ Das Leben ist Entzweiung, ist Tod. Das Wort, das Kascha am Ende des Dramas sprechen sollte: „Getötet hat sie nicht der Tod, das Leben,“ gilt für alle diese tragischen Frauengestalten Grillparzers. Nur daß Kaschas Lebensverachtung in diesem Satz, die man schopenhauerisch nennen mag, nicht die des „Libussa“-Dichters ist. Denn Libussas Tod ist zugleich die Vollendung ihrer Liebe. Was am Schluß des vierten Aktes, von der vorausgehenden Verwicklung her gesehen, ein glückliches Ende erscheint³, ist nur Durchgang. Die Liebeshandlung des Dramas endet erst mit Libussas letztem Wort – es ist zugleich das erste Wort der Innigkeit für den Geliebten, das erste Liebeswort aus diesem keuschen Mund: „O Primislaus, war das dein letzter Kuß?“ Zwischen dem „Nein“ des ersten Verses und diesem Abschiedswort liegt die Tragik und die Erfüllung ihres Daseins.

Als ein Mittel, die inneren Bezüge theatralisch-agenfällig hervortreten zu lassen, begleitet den Ablauf der Handlung der Gürtel der Libussa. Er ist kein starr-allegorisches Requisit. Getrennt in Kette und Kleinod, ist er ein wesentliches Element des dramatischen Vorgangs selbst. Mit dem Herauslösen des Kleinods durch Primislaus setzt die Liebeshandlung ein; sein Fehlen macht in der Losszene, die die wissende Kascha ver-

anlaßt, die innere Verknüpfung zwischen Libussas Liebes- und Herrscherschicksal offenkundig. Mit dem Wiedereinfügen – zugleich der Lösung der den Werbern gestellten Aufgabe – wendet sich der Liebeszwist zur Versöhnung. Darüber hinaus versinnbildlicht die Kette die Liebesbindung zwischen Mann und Frau. Zugleich ist das Geschmeide „Zeichen“ von Libussas „höherm Ursprung“ und wird am Schluß, zusammen mit den Gürteln der anderen Schwestern, „Zeichen“ des „Hohen“ überhaupt, das Primislaus in der Liebe der Libussa besaß. Wie im Bereich des Wortes das Motiv des Gegensatzes von „Hohem“ und „Niedrem“, so verbindet dieses gegenständliche Leitzeichen alle Schichten der Dichtung und macht ihre innere Einheit sinnfällig.

Es gibt, wie angedeutet, Stellen in der dichterischen Gestaltung der Liebeshandlung, wo das Unaussprechliche der Person, das sich nur als anschauliches Dasein vergegenwärtigen läßt, übergeht in die Repräsentanz einer Lebensform, die im begrifflichen Wort faßbar ist. Dann treten in Libussa und Primislaus einander gegenüber die weibliche Welt der „Gnade“ und die männliche der „Gerechtigkeit“, der Geist der „Liebe“ und der Geist des „Rechts“. In solcher Repräsentanz erscheinen Libussa und Primislaus vor allem als Herrscher. Der Herrschaft der Libussa im zweiten Akt ist im fünften die des Primislaus gegenübergestellt. Dazu tritt – gleichsam als Ergänzung, um die geistige Gegensätzlichkeit über das dramatisch Veranschaulichte hinaus ganz zu erfassen – auf der einen Seite die Welt von Libussas Schwestern als die Welt ihres eigenen Ursprungs und Fülle des „Hohen“, auf der anderen Seite, als Inbegriff des „Niedren“, die Zukunft der Welt des Primislaus, wie Libussas Vision sie enthüllt.

Der Gegensatz des Hohen und des Niedern spielt in den des Göttlichen und des Menschlichen hinüber. Die Kluft zwischen göttlichem und menschlichem Sein bezeugt sich dem Dichter in der Tatsache des Rechts. „Es ist schon darum Unsinn, von einem göttlichen Rechte zu sprechen, weil der Begriff von Recht die Idee einer Unvollkommenheit mit sich führt. Das Recht widerstreitet der moralischen Gesetzgebung, indem es das Prinzip des Egoismus über das der Liebe setzt, indes wir doch alle übereinstimmen, daß Gottes Wille gerade das Gegenteil sei. Das Recht ist eine Ausgeburt des Bedürfnisses und der Verschlechterung, daher menschlichen Ursprunges, Gottes Wort sagt: liebe deinen Feind, das Recht sagt: schlag ihn tot, wenn er dich beschädigt. Gott befiehlt: sei deinem Bruder hilfreich; das Recht erlaubt mir, meine Forderung einzuklagen, wenn der Schuldner darüber auch verhungern sollte. Es gibt keine göttlichen Rechte. Sagt man aber, das Recht sei von Gott, weil alles von Gott sei, nun denn, dann ist auch das Übel und die Sünde von Gott, und wir wollen aufhören, ihn als den Heiligen zu preisen.“⁴

Zwar gibt es eine Gerechtigkeit im höchsten Sinne: sie fällt mit der Liebe zusammen; denn nur die Liebe wird dem Nächsten „gerecht“. Wo aber das Recht den Bezug zur Liebe verleugnet, wird es zum „ausgeschmückten Namen / Für alles Unrecht, das die Erde hegt.“ Denn sein Wesen liegt in der Verneinung. „Er ist der Mann des Rechts, des trocken, dürrer, / Das eben nur den Gegner nicht betrügt,“ heißt es in „Weh dem, der lügt!“

So wird Recht zum Deckmantel jeder Lieblosigkeit, aber auch zur Maske des Neids. Wer Neid empfindet, erhebt „Anspruch“ für sich selbst. Wo Recht als „Anspruch“ auftritt, ist der Gegensatz zur Welt der Liebe am größten. Dieses „Recht“ meint Libussa in der großen Strafrede:

Von allen Worten, die die Sprache nennet,
Ist keins mir so verhaßt als das von Recht.
Ist es dein Recht, wenn Frucht dein Acker trägt: ...
Ich sehe üb'rall Gnade, Wohltat nur ...
Und diese Würmer sprechen mir von Recht?

An Stelle der dankbar-vertrauenden Hinnahe von Gottes Ordnung (wie der Arme Spielmann sie vorlebt) tritt der Hochmut des Richtens. „Was will das Menschenkind, / Daß es die Dinge richtet, die da sind?“ Die daseienden Dinge – sie sind das, was Grillparzer das „Erweislose“ nennt. Erweislos ist die körperliche Welt, deren Dasein nur ein Narr bezweifeln kann. Erweislos aber ist auch die Welt des Gemüts. Nur dem „Herzen“, dem „Gefühl“, nicht dem „Klügeln“ des Verstandes erschließt sich die „Wirklichkeit“, das „Ganze“, das Dasein der Dinge. „Dasein muß geglaubt und kann auf keine andere Art ausgemacht werden“, heißt es bei Hamann, dem Grillparzer tief verpflichtet ist. Die Grunderfahrungen des Gemüts sind gläubiger Art. So die Ehrfurcht, „die nicht auf Erweis sich gründet“. So die Begeisterung, „schon durch sich selbst verbürgt, / Die wahr ist, weil es wahr ist, daß ich fühle.“ So schließlich die Liebe, die nicht begründet ist im Streben nach einem Mangelnden, sondern grundlos aus der Fülle des Herzens quillt – „die Liebe, die nicht das Bedürfnis liebt, / Die selbst Bedürfnis ist, holdsel'ge Liebe.“⁵

Die Ehrfurcht erkennt die Welt als eine Ordnung, in der Hohes über Niederes gesetzt ist. Die Begeisterung ist „das Selbstvergessen des Menschen gegenüber dem Ewigen, dem Rechten, dem Wahren.“ Die Liebe aber, die hier gemeint ist, ist jedes liebende Gefühl, sofern es mehr ist als Begehren, und umschließt noch die Caritas, die „Güte“, die „Menschlichkeit“. Nur der Liebende steht im Einklang mit Gottes Welt. Wahr ist „die Liebe, die du fühlst, / Und das Gute, das du tust.“ In der Liebe erfährt der Mensch das Wirkliche so überzeugend wie in der zwingenden Evidenz der kosmischen Welt – das Unsichtbar-Umfassende,

„das, wenn du liebst, du aufschaust zu den Sternen, / Dich unterwerfend dasteht: das Gesetz.“ „Unterwerfung“ ist die letzte Weisheit. Sie ist das vollkommene Gegenteil des „Richtens“. Sie ist die demütige Gebärde, die dem Pathos des „Entschlusses“ gegenübertritt, des Neubeginns, dem die Ordnung des Alls, das Heilige des Herkommens nur als „Zufall und Gewohnheit“ gelten und das der „dunklen Fügung“ ein Schöpfertum aus eigenem Recht entgegengesetzt.

Wir rühren hier an das Innerste von Grillparzers religiöser Überzeugung, die in seinem reifen Werk überall gegenwärtig, nirgends aber gedanklich voll entfaltet ist. Aber auch seine Auffassung der Geschichte und sein politisches Bekenntnis sind hier begründet. Was jenen Grunderfahrungen des menschlichen Herzens entspringt, sind „heil'ge Bande“, an die der Bestand der Welt geknüpft ist. Wie die Natur ist auch die Menschenwelt ein Ganzes, „des Grund und Recht in dem liegt, daß es ist.“ Der gesellschaftliche Zustand mit seinem Unterschied von Hoch und Niedrig ist deshalb „wahr“, weil sich in ihm – und sei es nur als Gleichnis – die ewige Ordnung der Dinge spiegelt, nicht die Willkür „klügelnden“ Denkens. „All, was sich selbst gemacht im Lauf der Dinge, / Dünkt als natürlich mir zugleich im Recht.“ Es ist gültig, insofern es in den Empfindungen des menschlichen Herzens gründet, die so wirklich sind wie die Außenwelt. Tradition erscheint „zur zweiten Körperwelt verklärt, / Berechtigt durch Bestand, ob unverständlich.“

Von hier aus begreift sich Grillparzers Stellung zu der revolutionären Bewegung seiner Zeit, wie sie in dem Gedicht „Der Reichstag“ niedergelegt ist; versteht sich seine Stellung zur Krone als einem „Zeichen“, einem „verpflichtenden Bild und Gleichnis“, eine „ins Metaphysische weisende Ordnung“ (wie ein Jahrhundert später aus einer Grillparzer sehr verwandten Gesinnung gesagt worden ist). Die Zeichenhaftigkeit weist auf den Abstand zwischen dem Bedingten und dem Unbedingten. Grillparzers Konservatismus will nicht einen bedingten Zustand festhalten, sondern das Maß des Unbedingten bewahren in einer bedingten Welt. Primislaus aber zieht das Unbedingte zur Rechenschaft vor dem „menschlichen Ermessen“. Seine Maßstäbe sind die der irdischen Bedingtheit: „Recht“ und „Beweis“, „die beiden Krücken, / An denen alles hinkt, was krumm und schief.“ Nicht „Bestand“, sondern „Fortschritt“, nicht das Ewige, sondern das Neue ist sein Losungswort. Bestand hat nur, was „wahr“ ist, d. h. in der göttlichen Ordnung gründet, die sich in der Stimme des Herzens ankündigt. „Ist eure Satzung wahr, wird sie bestehn,“ sagt Rudolf zu den böhmischen Protestanten. Der Welt, die Primislaus erschafft, fehlt diese Wahrheit, weil sie das „Gefühl“ verleugnet. Sein „Menschenwerk zerstört den geist'gen Halt“, weil er nach eigenem Ermessen die Stützen prüft der „Brücke, die aus

Menschenherzen / Den unerforschten Abgrund überbaut" – als Tradition den Abgrund der Zeit, aber zugleich auch als das Hohe den Abgrund menschlicher Niedrigkeit. Aus dessen unterster Tiefe steigt dann das „Scheusal" auf, die neue Menschheit, die „Mehrzahl", die die Ordnung der Welt zerstört mit dem Ruf: „Uns unser Recht"! (So im „Bruderzwist"; die Sprache der „Libussa" weicht solch drastischer Verbildlichung des Unheils aus. Im übrigen berühren sich die Geschichtsdeutungen beider Dramen bis in den Wort- und Metapherngebrauch so eng, daß die Interpretation sie zur gegenseitigen Erhellung zusammennehmen muß.)

Die Kennzeichen der Welt des Primislaus hat Grillparzer als Symptome des Niedergangs an seiner eigenen Zeit abgelesen. Er gesellt sich damit zu den großen Warnern des 19. Jahrhunderts. Die Erfahrungen der Folgezeit bestätigen die Tiefe und Klarheit seines Blicks.⁶

Libussas Vision knüpft sich an die Gründung Prags durch Primislaus. Die Stadt steht dabei für den Staat, die „auf das starre Recht und den Nutzen gerichtete Anstalt." Der Staat ist Menschenwerk wie das Recht, auf dem er beruht, und damit Gegenwelt des Göttlichen. In ihm schließt der Mensch sich ab von dem „lebend'gen Anhauch der sprossenden Natur", vom „Geist des All"; die göttliche Ordnung der Liebe und Gnade wird durch die menschliche des Wägens und Ermessens ersetzt. Libussas Rede hebt an mit einer Anspielung auf die biblische Erzählung vom Paradies. Sein Verlust ist die Frucht des „Wissens", das auf dem Prüfen und Beweisen beruht, während das Gefühl durch sich selbst verbürgt ist. Dreifach sind die Folgen dieses „Abfalls": an Stelle des Selbstseins tritt das Teilssein; die Liebe zum selbstseienden Du wird verflacht zu einer Ideologie der allgemeinen Menschenliebe; durch die Einebnung aller Unterschiede, die mit dem Verlust des Selbstseins verbunden ist, wird alles Hohe in Niederes verkehrt. Die Einsicht in den Mechanismus der ideologischen Kämpfe gehört zu Grillparzers scharfsichtigsten Erkenntnissen. Im Rückzug vom „Gefühl" auf das „Wort", die „Meinung" tritt der Mensch aus dem „Zusammenhang des Ganzen". Die „Meinung" hat keine Verbindung mehr zu der von Gott gesetzten Wirklichkeit. („Ein einz'ges ist, was Meinungen verbindet: / Die Ehrfurcht, die nicht auf Erweis sich gründet.") Sie ist nur Ausdruck der selbstherrlichen Willkür des Denkens, im tiefsten aber Verkleidung des egozentrischen Machttriebs. So entsteht der endlose Haß, der blutige Streit. (Was in „Libussa" abstrakte Aussage bleibt, ist im „Bruderzwist" dramatisch dargestellt in der Gestalt des Fanatikers Ferdinand: die stete Bereitschaft des Ideologen zur Unmenschlichkeit.) Am Ende von Libussas Zukunftsschau steht der aus der göttlichen Ordnung gefallene, im Dienst an sich selbst sich verlierende, in den Abgrund seiner Niedrigkeit verstoßene Mensch.

Dieser Unheilsprophezeiung ist eine zweite angefügt vom Übergang der Herrschaft von Volk zu Volk. Der Zusammenhang mit dem Vorausgehenden ist lose, und das zeitliche Verhältnis beider Abläufe bleibt unklar. Nur soviel ist deutlich: was von den beiden letzten Völkern verkündet wird, den Deutschen und den „Slawen" (so muß man nach Grillparzers sonstiger Ausdrucksweise sagen), ist dem gleichen zeitkritischen Impuls entsprungen wie die vorausgehende Zukunftsdeutung. Das Urteil über die Deutschen stimmt überein mit vielen anderen Äußerungen Grillparzers, der den Übergang vom deutschen Bildungszeitalter der Klassik zu einem Zeitalter deutscher Machtentfaltung mit äußerstem Mißtrauen beobachtete. Was die Slawen angeht, so hat er, bei aller politisch begründeten Abneigung, ihrer Sprache öfters eine Zukunft als der letzten in der Reihe der Weltsprachen zugebilligt. Wenn ihnen in „Libussa" nach den Deutschen die Weltherrschaft vorausgesagt wird, so schließt das den vorweggenommenen Untergang seines österreichischen Vaterlandes in sich. Man weiß, wie leidenschaftlich sich Grillparzer gegen das Emporkommen des nationalen Slawentums in der Habsburger Monarchie gewandt hat; bis in die letzten Lebensstunden hinein haben ihn diese Sorgen gequält. In „Libussa" spricht der Dichter gleichsam aus weitester Zukunftsferne, wie einer, der über alles hinaus ist. „Ich bin ein Dichter der letzten Dinge." Die Herrschaft der Slawen, die hier vorausgesagt wird, bedeutet das Ende des alten Europa. Denn diesen „letzten Aufschwung . . . der matten Welt" muß man wohl in eins sehen mit der „flachen Welt" der ersten Vision.

Der dramatische Sinn dieser Prophezeiung wird dabei deutlich. „Im Anfang liegt das Ende". Das Fragwürdige von Primislaus' Tatethos, der Grundirrtum seines Fortschrittsglaubens („wir wollen weiter, . . . als Bürger und als Menschen") enthüllt sich im Blick auf das Ende dessen, was mit der Gründung Prags beginnt – diese Herrschaft „zwar breit und weit, allein nicht hoch noch tief". Es liegt eine schmerzliche Ironie über dieser Prophezeiung; denn Primislaus selbst hat sie gewünscht: sie soll sein Werk als gottgewollt bestätigen. Woraus entspringt dieses Begehren? Es scheint wie Einsicht in die Grenze menschlichen Schöpfer- und Gründertums („Im Drang der Kraft Bewußtsein eigener Ohnmacht"), wie ein Rest von Glauben: „Es wirkt der Mensch, der Himmel aber segnet." Stärker aber als der eigne Glaube ist der Wunsch, daß geglaubt werde – von anderen: „Ich wünsche dieses Werk als Götterwille, / Als einen Wink von oben angesehen." Die ans Zynische streifende Art, wie – nach einer Vorstudie zu dem Drama – Primislaus, ohne eigene Überzeugung, den Glauben des Volkes als Ansporn zu Fleiß und Recht-tun benützen sollte, ist vom Dichter mit Bedacht in die Ausführung nicht übernommen worden. Aber auch in der ausgeführten Dichtung

will Primislaus sich das Heilige dienstbar machen – für das, was er als „edle Tat“ empfindet. Was Grillparzer hier dargestellt hat, ist das Zweideutig-Unentschiedene des in der Welt wirkenden Menschen dem Höheren gegenüber – eines Menschen, der das Beste zu wollen glaubt, die „Wohlfahrt“ für alle, ohne den Schaden zu ahnen, den er der Seele der Menschen zufügt. Er erkennt, daß es „Fortschritt“ nur im Bedingten geben kann, nicht im Unbedingten. (Auch hier wird deutlich, wie verschieden Grillparzers statisches Geschichtsbild – die ruhende „Brücke aus Menschenherzen“ über dem Abgrund der Zeit! – von der dialektischen Geschichtsauffassung Hebbels ist.) Im Bedingten zu bessern, ist Sache der „Klugheit“; das Unbedingte, das ewig Gültige schaut nur die „Weisheit“. Es ist die Tragik des Menschlichen (und damit auch die Tragik des Primislaus), daß „Weisheit“ in der dem Menschen zugehörigen Welt des „niedern Tuns“ nicht unmittelbar wirksam werden kann, weil „zu viel Einsicht schädlich dem Vollbringen“, und daß doch unerbittlich das Verderben droht, wo Klugheit sich an Stelle der Weisheit setzt. (Den Schluß des Gedichtes „Der Reichstag“ mit der Gestalt des Primislaus in Beziehung zu setzen, liegt nahe.)

Aber zwischen der pessimistischen Geschichtsschau – so als beginne mit dem Essen von dem Wissensbaum ein steter Abstieg – und der Deutung der menschlichen Dinge aus der Verschiedenheit der Geschlechter besteht ein unaufhebbarer Widerspruch. Denn mit dem Geschlechtsunterschied ist die Vorstellung einer natürlich-notwendigen Doppelheit gegeben, nicht die eines Wertgegensatzes. Und wenn nun auch in der Dichtung die Frau die Welt des „Hohen“ und der Mann die des „Niedereren“ bedeutet, so ist damit noch nicht auf ein Nacheinander, sondern auf ein Nebeneinander gewiesen. (Erst die Verbindung der Liebeshandlung mit dem Sagenstoff eröffnet den geschichtlichen Aspekt.) Das heißt: das Gegenübersein von göttlicher und menschlicher Welt, das sich in den Gestalten von Libussa und Primislaus darstellt, ist ein immerwährendes. Der Abfall, auf den Libussa hindeutet und von dem Rudolf im „Bruderzwist“ spricht, ist als metaphysischer Tatbestand, nicht als geschichtliches Ereignis zu verstehen. Das Reich des Primislaus ist die Welt des geschichtlichen Menschen überhaupt – alle Geschichte vollzieht sich im „Abfall“. Auf Art und Welt des Primislaus fällt so ein versöhnliches Licht. Es gehört zur Situation des Menschen, daß er nicht fähig ist, die göttliche Ordnung zu verwirklichen. Auch die Herrschaft der Libussa ist keine paradiesische, vorgeschichtliche Welt. Schon in den Szenen des Friedens und des Glücks spürt man das untergründige Beben der Unzufriedenheit. Dann erhebt sich offen der Ruf nach dem „Recht“. Das Unbedingte kann nicht rein in die Bedingtheit eingehen – in ihr ist selbst die Liebe in Gefahr, in die Willkür abzu-

gleiten. Die Liebeshandlung umspielt diese Bezüge. Der Lobpreis der Gerechtigkeit, den Primislaus verkündet, ist nicht weniger von der inneren Überzeugung des Dichters gespeist wie Libussas Verdammung des Rechts. Beides widerspricht sich nicht. Die Welt des Menschen bedarf des Rechts, sie braucht es als positives Recht „bestimmter Sprüche“, sie braucht es als die Ordnung des Staates. In ihnen wird die göttliche Satzung für die menschliche Fassungskraft „übertragen“. Der Eigennutz, der „alle Bande des gemeinen Wohls“ aufzulösen droht, wird gezähmt vom Recht. Die Menschenwürde selbst, der „Menschenwert“, der „im König selbst... das Beste“ ist und macht, daß sich der Knecht „als Mensch dem Herren ähnlich“ fühlen darf, ohne doch den Unterschied des Ranges aufzuheben durch die Gleichheit in der Niedrigkeit, – er ist vom Recht geschützt.

Was aber bedeutet dann die Gestalt des Primislaus und seine Welt für die Aussage der Dichtung? Wird hier schließlich doch, wie von Hermann Pongs behauptet wurde, die Kulturidee des 19. Jahrhunderts, „der Fortschritt, bejaht um des Gemeinwesens willen als Sinn des Vatergeistes“, und damit auch die Tragik, „die das Opfer des edelsten Individuums fordert: das Aufgeben der romantischen Einfühlung mit dem Kosmos, die nur dem Einzelnen gelingt“? Oder wird – nach Ernst Alker – Primislaus, „der freigewordene Mensch ohne elementare Naturbindungen, ohne Mythos, den Zwecken dienend und ihnen versklavt,“ verklagt als Sinnbild der Zivilisation, die die Kultur der Seele zerstört, und ist der Schluß des Dramas somit ein Ausweichen vor den „letzten Konsequenzen der Tragik“? Beides nicht. Die im Drama sichtbar gemachte Ambivalenz des „Rechts“ – das Primislaus vertritt und das dem Menschen wesentlich zugehört – bietet die Antwort. „Recht“ ist beides: „Übertragung“ des Göttlichen in die Menschenwelt, aber auch das Merkmal menschlicher Gottesferne und der Anfang völliger Gottentfremdung. Primislaus und seine Welt – das ist der Mensch in der Gefährdung. Was aber die Dichtung dem Versinken in die endgültige Heillosigkeit rettend entgegengesetzt, kann nur aus der Liebeshandlung verstanden werden.

Wie das Wesen des Primislaus das Prüfen, Wägen, Richten ist (nicht so sehr die Tat), so ist das Wesen Libussas die Liebe. Nicht die Geschlechtsliebe des Primislaus – dazu wird sie durch die Glut des Geliebten erst erweckt –, sondern Liebe in einem umfassenderen Sinn selbstloser Hingabe; doch auch wiederum nicht nur Caritas, sondern ein Allgemeineres, in das auch die Liebe zu Primislaus einzugehen vermag. So wie sie in der Einheit ihres Gefühls nicht trennen kann zwischen der Frau und der Fürstin, so ist in ihr auch Mannes- und Menschenliebe ungetrennt. Ein Akt dieser Liebe ist ihr Heraustreten aus der hohen

Welt der Schwestern. Libussa hat kein „Reich“, wie Kascha das der Natur und Tetka das des Geistes hat. Ihr „Reich“ ist die Liebe. So ist sie dem alten Vater liebend-tätig zugewandt, während die Schwestern in Betrachtung auf ihrem Schloß verharren. Libussas tiefstes Wesen erfüllt sich erst, indem sie die Grenze überschreitet, die ihre Schwestern von der Welt trennt, von der Welt des „Niedrigen“ zumal. Sie ist schon herausgetreten aus jenem Bereich, wenn das Drama beginnt. „Hier bin ich, und verwandelt, wie du siehst.“ Sinnbild dieser Verwandlung ist das „niedre“ Kleid von Primislaus' Schwester und die „Wärme“, die es weckt. Der Entschluß zur Übernahme der Krone ist in der Handlungsführung eng an dieses Symbol gebunden. Diese Hinwendung Libussas zu den Menschen ist kein Akt sittlicher Selbstbestimmung im Sinne Schillers. Der Dichter hat alles getan, um das Schicksalhaft-Zwangsmäßige hervortreten zu lassen. Schon mit dem ersten „Schritt aus dem Gewohnten“ ist die unwiderrufliche Entscheidung gefallen. (Primislaus dagegen ringt sich prüfend und erwägend zum Entschlusse durch.) Nichtsdestoweniger fließt Libussas Handeln aus der Mitte ihres Wesens. Auf die Frage Kaschas am Schluß des Dramas, als Libussas tragisches Geschick sich erfüllt: „Warum hast du an Menschen dich geknüpft?“ erwidert sie: „Ich liebe sie, und all mein Sein und Wesen / Ist nur in ihrer Nähe, was es ist.“ Nur halb ist Wlastas Vorwurf wahr, daß die Libussa, die liebt und sich fügt, ihrem „innern Wesen widerspricht.“ Kascha und Tetka überlassen den Menschen seiner Niedrigkeit. Libussa gibt sich als Opfer. Das Niedre braucht das Hohe, aber es verzehrt es. Libussa tritt aus dem Kreis „unfruchtbarer“ Betrachtung heraus in die Welt der Tat. „Wer handelt, geht oft fehl,“ warnt Kascha. „Auch wer betrachtet,“ lautet die Antwort. Libussa weiß: hier „handelt sich's um irdisch niedres Tun“. Menschennähe macht unrein, gibt Kascha zu verstehen. „Aber der Mensch ist einmal nicht da, um rein zu sein, sondern zu nützen, zu wirken,“ heißt es schroff in Grillparzers Tagebuch. Das ist die Lehre auch von „Weh dem, der lügt!“ Libussa, die „mit Menschen Mensch sein“ will, teilt dieses Menschenlos. Auch das Prinzip des „Nutzens“ hat seine ihm zukommende Stelle. Aber adeln kann es erst die Gesinnung der Liebe. Dies vollbringt Libussa:

Ich will nicht nutzlos sein im Kreis der Dinge.
Kann ich nicht wirken in der Zeit, die neu,
So will ich segnen...

Der Sinn dieses Segens kann nur der sein, daß dem Menschen die Fähigkeit nicht ersterbe, den Bannkreis des eigensüchtigen Nutzens (dem das „Wissen“ ein so trefflicher Diener ist) zu durchbrechen in der Hingabe an das liebende „Gefühl“. So segnet auch Rudolf im

„Bruderzwist“ die „verlockte Stadt“, auch er sich opfernd – „Ich will allein das Weh für alle tragen“ –, damit die Welt erlöst werde vom Fluch der rechtenden Eigensucht.

Die Menschenliebe des Primislaus ist sehr anderer Art als die Libussas: entselbstend statt selbstlos. „Wir fühlten in dem fremden Glück das eigne, / Er liebt im fremden fast das fremde nur.“ Sie ist durchformt vom Geist der Gerechtigkeit, die jedem das Seine zuteilt. Das Versachlichende des Rechts haftet ihr an. (Das ist die *andere* Gefährdung der Liebe im Bereich des Bedingten.) Scharf davon getrennt ist seine Liebe zu Libussa. Hier sucht er das eigene Glück. Doch erfährt dabei auch er als das Höchste das Glück der liebenden Hingabe. Indem er Libussa liebt, durchbricht er die Schranke seines Wesens: „Nun fort auch jeder Anspruch, jedes Recht, / All was nicht Demut ist und Unterwerfung.“ Der Mann, der „das Edle selbst, das wohlthut höhern Sinn,“ zurückweist und das Gemeine duldet, „wenn allgemein der Nutzen und die Frucht“, – in der Liebe zu Libussa ist er kein „Sklav des Nutzens“ (dieser Vorwurf wird zurückgenommen). Der Adel seines Menschentums tritt hervor. Er, der der Gnade nichts verdanken will, nimmt die Liebe der Frau entgegen als „himmlisches Geschenk“. Hier kennt er „Unterwerfung“. In der Liebe zu Libussa bleibt Primislaus an die Welt des „Hohen“ gebunden. Was er empfindet, als er um ihre Liebe wirbt, ist in einem tieferen Sinne gültig, als er weiß: daß sie, die „Hohe“, seiner gedenkt, ist das „Glück“, die „Säule“ seines Lebens. Und sein letztes Wort: „Libussa, meine Gattin, all mein Glück!“ spricht die tiefste Wahrheit seines Daseins aus.

In der Elegie „Jugenderinnerungen im Grünen“, in der Grillparzer seine Liebe zu Katharina Fröhlich dargestellt hat und mit deren Wortlaut sich das Drama mehrmals berührt, wird auch die Frage nach dem Menschen aufgeworfen: „Der Zweifel, der mir schwarz oft nachgestrebet: / Ob Güte sei? Durch sie ward er erhellt; / Der Mensch ist gut, ich weiß es, denn sie lebet, / Ihr Herz ist Bürge mir für eine Welt“. Mit dem gleichen Wort: „Der Mensch ist gut,“ hebt Libussas letzte Vision an. Auch Primislaus bürgt für die Menschheit. Zwar durchdringt die Liebe zu Libussa nicht all sein Tun; aber sie setzt eine Grenze, spart einen Raum aus, in den das Göttliche hineinwirkt. Der Mensch, dessen prüfendem Verstand „der Geist des All“ verborgen bleibt, dem in der Verfolgung vielfältiger Zwecke „der Zusammenhang des Ganzen“ entgeht, dem „des Herzens Stimme schweigt“ im Toben der Arbeit, fühlt doch noch das Göttliche – in seinem Fehlen. Es ist das Gefühl von den „Grenzen seiner Macht“, der „Leere seines Innern“, das die „Götter“ wieder herbeiruft. Die Götter – das will sagen: jene gläubigen Kräfte des Gemüts, die, durch sich selbst verbürgt, die Wirklichkeit

der gottgeschaffnen Welt erfahren. Grillparzer setzt für ihre Gesamtheit gern Bezeichnungen wie „Ahnung“ oder „Gefühl“. „Was überzeugt, ist ewig das Gefühl“. Das Gefühl tritt zwischen Wissen und Nutzen als „die langverbannte Schwester, / Die wissend macht, obgleich sie selbst nicht weiß, / Und nutzt, weil sie dem Nutzen zieht die Schranken.“ An die Stelle jener Seelenkräfte hat der Mensch des Abfalls die Ideen gesetzt, die, statt aus dem Herzen, aus dem „klügelnden“ Verstand geschaffen sind und in denen das Natürliche „verzerrt“ erscheint – „Leitsterne“ wie „Wohlfahrt“ „allgemeine Liebe“, „Gleichheit“. Zum „Wort“ entleert, sind sie die Paniere des blutigen Kampfes. Der Dichter hat lange geschwankt (und nach Ausweis der Handschrift sich letztlich nicht entschieden), wer als der „Oberste“ der Götter bezeichnet werden sollte. Eine große Zahl von Benennungen taucht auf: „Mitgefühl“, „Menschlichkeit“; „Menschenwert“; „Selbstbeschränkung“, „Demut“, „Unterwerfung“; „Ahnung“; „Seelenfriede“. Sie haben alle ihre Stelle im Weltbild des späten Grillparzer. Es scheint, daß er sich doch am meisten dem Namen „Demut“ zuneigte, für den sich die kritische Ausgabe entschieden hat. „Demut“ ist – in den Worten des sich liebend unterwerfenden Primislaus – der vollkommene Gegensatz zum „Anspruch“, mit dem der Irrweg des Menschen beginnt.

Darf man Libussas letzte Schau als geschichtliche Prophetie verstehen? Geschichtlich ist sie jedenfalls nicht im gleichen Sinne wie der Schluß der vorausgehenden Vision. Es ist ein tieferes Schauen als jener Vorblick in die Zeit. Der dramatische Vorgang macht dies deutlich durch das dazwischengeschobene Auftreten der Schwestern. „Ich fühle, / Wie eure Gegenwart den mächt'gen Geist, / Der halb erloschen, neu zu Flammen facht.“ Was da „wiederkommen“ soll, hat im Bewußtsein des Dichters nicht mehr historische Realität als „die Zeit, die jetzt vorübergeht.“ Gewiß, es gibt neben sehr düsteren Zukunftsprognosen auch Äußerungen Grillparzers mit einem optimistischen Anflug. Für das Verständnis von Libussas Prophezeiung kann man sie kaum heranziehen. Sie zielt auf das Zeitlose des menschlichen Daseins, die eschatologische Einkleidung scheint nur „Gleichnis“ und „selbstgeschaffnes Bild“. Der Gefahr wird das Rettende gegenübergestellt – zur Wahrheit des Menschen gehört beides. Die Welt des Hohen ist ihm nicht gänzlich verschlossen. Solange er sich ihm zu öffnen vermag, ist er nicht verworfen. (Wie strahlt das Hohe aus der Gestalt des Armen Spielmanns noch in das „irdisch niedre“ Dasein der Barbara hinein!) Und es ist anwesend im „Zeichen“ – in Primislaus' Krone. In ihr bleibt Libussa gegenwärtig. „Und wer in ihrem Geiste herrscht und denkt, / Dem ist in alle Zukunft sie geschenkt,“ sollte Kascha ursprünglich sagen. Mit einer Hegelschen Synthese hat Libussas Vision so gut wie nichts gemeinsam.

Der Mensch ist nicht verloren in seiner Niedrigkeit. Das Hohe neigt sich liebend ihm zu. Das ist christliches Gedankengut. Die christliche Heilslehre – Abfall und Erlösungsoffer – steht verblaßt hinter den beiden großen Spätspielen „Bruderzwist“ und „Libussa“. Verblaßt: denn die christliche Glaubensüberzeugung selbst hat der Dichter nicht geteilt. Abfall und Erlösung als geschichtliche Ereignisse anzunehmen, vermochte er nicht. Die christlichen „Mythen“ konnte er höchstens „symbolisch“ verstehen. Der „Kern“ des Christentums war ihm „die Heiligung, die Rehabilitierung des Menschengeschlechtes.“ Aber im Zusammenhang mit der Lehre von Erbsünde und Genugtuung Christi fällt im Tagebuch das Wort: „Gefasel der Theologen.“ Eine Notiz von Ende 1837 lautet: „Die Religion ist endlich dahin gekommen, wo sie eine eigentliche Wohltat für die Menschen wird. Daß die peinigende Leere des Unbegreiflichen eine gegenständliche Ausfüllung, daß das Gute und Wahre eine objektive Geltung erhält, deren supernaturalistische Gebilde zugleich aber nicht mehr stark genug sind, um im Widerspruch mit dem Guten und Wahren eine bestimmende Macht auszuüben, das wäre vor der Hand der Gipfelpunkt der schwer erkaufte Fortschritte.“ „Fortschritte“: ein Wort aus der Welt des Primislaus! Das Ganze aber eine Paraphrase der Verse aus Libussas Verkündigung der Wiederkunft der Götter:

Und haben sich die Himmel dann verschlossen,
Die Erde steigt empor an ihren Platz,
Die Götter wohnen wieder in der Brust. . .

Man sieht, welche geistesgeschichtlichen Wege sich hier kreuzen. Zwei Jahre nach der Revolution – ein Jahr vor ihr war „Libussa“ beendet worden – beklagt Grillparzer aufs tiefste, daß durch die Zeitereignisse „der Glaube an die Perfektibilität der Menschheit . . . wankend geworden“ sei; die Welt zeige „geradezu die Erscheinungen einer abwärtsgehenden oder sich auflösenden Kultur.“ Die Einzelheiten der Aufzeichnung berühren sich eng mit Libussas Niedergangsvision. Aber trotz dieser Verdüsterung bleibt der Dichter im Bannkreis der klassischen Humanitätsidee. Der Glaube an den Menschen wird als ein Heiliges bewahrt. Die „Götter“ der Libussa sind nichts anderes als die Kräfte der menschlichen Seele. Daß jedoch ihr oberster die Demut ist, daß erst das Bewußtsein eigener Schwäche die Echtheit dieses Menschentums verbürgt, daß schließlich sein Bild festgehalten wird von einem einsamen Dichter mitten im reißenden Sturz der Zeit dem Nichts entgegen – das bezeugt, trotz allem, Grillparzers Ferne von Weimar.

„Libussa“ ist ein Kind der Schmerzen. In den frühen zwanziger Jahren begonnen, begleitete die Arbeit an dem Drama den Dichter durch die schwersten Jahre seines Lebens – Jahre voller Depressionen, ohne

Erlösung in der Liebe, verfolgt von dem Gedanken, sein dichterisches Gestaltungsvermögen sei erstorben. Das nach langen Perioden des Stockens abgeschlossene Werk hielt seinen Forderungen nicht stand. In seinem Testament aus den turbulenten Tagen des Oktober 1848 hat er die Vernichtung der „leblosen und ungenügenden Skizzen“ „Bruderzwist“ und „Libussa“ angeordnet. Auch wenn er später der Nachwelt seinen Nachlaß nicht mehr vorenthalten wollte, hat sich seine Auffassung nicht geändert.⁷ Das Urteil ist streng, aber gültig vor seinem Maßstab. Es entsprang nicht „kleintuerischer Bescheidenheit“. Grillparzer wußte sehr wohl auch, was ihm gelungen war. Den ersten Akt hat er gesprächsweise als das Beste bezeichnet, was er geschrieben habe. Hier schien ihm jenes „Lebensprinzip“ der Kunst zu walten, „das nur die Anschauung gibt und der Gedanke nie ersetzen kann.“ Während der Ausführung kehren die Klagen immer wieder, daß „das Ganze... aus dem Kreise der menschlichen Gefühle... in das Reich der bloßen Ideen“ spiele, daß die „Verwicklung... so spitz, so kaltwitzig“ werde, „bloßes Gedankenzeug“ (das Spiel mit den Rätseln dürfte gemeint sein). Die Kette als gegenständliches Symbol befriedigte ihn nicht; die Vorstellung der „kleinlichen Vorgänge mit dem Aus- und Einhäkeln“ war ihm unerträglich. Vor allem muß ihm die Schwäche des fünften Aktes klar gewesen sein: Der fünfte Akt „hätte so groß werden müssen wie der erste.“ Daß das „Ende“ der Primislaus-Welt nur unanschauliche Rede bleibt, nicht Gestalt wird (wie die eines Olivier in Hofmannsthals „Turm“), nicht einmal Figur, wie das Weltabgewandt-Hohe in der Gruppe von Libussas Schwestern, widersprach seiner Vorstellung von dramatischer Dichtung von Grund auf. So bleibt – von der dichterischen Verwirklichung her gesehen, nicht von der Konzeption – ein Bruch spürbar zwischen dem Ideenhaften und dem meisterhaft behandelten Psychologisch-Atmosphärischen (– ein Bruch, der auch diese Interpretation durchwirkt). Grundsätzlich unvereinbar ist beides nicht: Grillparzers Kunst ist nicht Psychologismus; seine Gestalten, auch die durchfühltesten, repräsentieren eine Stelle in einem geistigen Spannungsfeld. Aber das Höchste zu erreichen, war hier dem Dichter nicht vergönnt. Was er schuf, bleibt – auf der Grenze zweier Zeitalter – eines der großen Dramen unserer Dichtung, sehnsüchtig zurückgewandt zu der Unmittelbarkeit der „alten Poesie...“, wo die Gestalt noch der Gedanke und die Überzeugung der Beweis ist“, und doch von dem Verhängnis der Idee schon berührt, ein Werk voll Tiefsinn und Zartheit, Adel und Schwermut.

diesem Drama vorgeht, zu folgern: „Nein, das ist jene elende Romantik, der Nichts heilig ist...“

8) S. 397, 9 v.u. Vgl. zu den Folgerungen der Interpreten vor allem Fricke, Gefühl und Schicksal, s. L. S. 189ff.

9) S. 400, 13. Ähnliche Hinweise zum „Marionettentheater“ gibt Fricke in der Homburg-Interpretation seines Kleistbuches. Dort auch die vorzüglichen Erläuterungen zur „Reflexion“ des Prinzen.

10) S. 401, 19. „Die Entwicklung des Prinzen“ heißt ein Abschnitt in der Arbeit von Kohrs, s. L. W. M.

FRANZ GRILLPARZER

S. 405

- T: „König Ottokars Glück und Ende“ nach: Sämtl. Werke, hist.-krit. Ges.-Ausg., im Auftr. d. Stadt Wien hrsg. v. August Sauer, fortgef. v. R. Backmann, Abt. I, Bd. 3, 1931. Akt II beginnt mit Z. 785, Akt III mit Z. 1348, Akt IV mit Z. 1977, Akt V mit Z. 2525.
- L: Emil STAIGER, Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende, in: Meisterwerke dtischer Sprache aus dem 19. Jahrh., Zürich-Berlin 1943; Josef NADLER, Fr. Grillparzer, Vaduz 1948; Friedrich SENGLER, Das dtische Geschichtsdrama, Stuttgart 1952; Gerhart BAUMANN, Fr. Grillparzer, sein Werk und das österreichische Wesen, Freiburg-Wien 1954; Hugo von HOFMANNSTHAL, Rede auf Grillparzer, in: Ges. Werke, hrsg. v. Herbert Steiner, Prosa IV, Frankfurt/M. 1955; Walter NAUMANN, Grillparzer, das dichterische Werk, Stuttgart, o. J. (1955); Adolf D. KLARMANN, Grillparzer und die Moderne, in: Die Neue Rundschau, 1956, S. 1–16; WIESE, Tragödie, S. 406–410
- N: S. 415, 3 v.u. Aus dem Zweifel / vgl. Wallensteins Tod, Z 1740ff.
- A: 1) S. 415, 14. Johannes VOLKELT, Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen, Nördlingen 1888, hat die Deutung vom „gebrochenen Lebenswillen“, von der „dem Leben nicht gewachsener Innerlichkeit“ der Grillparzerschen Helden in die Grillparzer-Kritik eingeführt.
- 2) S. 417, 7. Grillparzer notiert in seinen Tagebüchern (Nr. 3215, aus dem Jahre 1836) Goethes Aussage zu Eckermann, weil er sie offensichtlich zur Deutung seines eigenen Lebens passend findet: „Das Dämonische ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht; aber ich bin ihm unterworfen.“ W. N.
- T: „Ein Bruderzwist in Habsburg“ nach: Sämtl. Werke, Abt. I, Bd. 6, Vorarbeiten u. Lesearten Abt. I, Bd. 21.
- L: Max MELL, Versuch über das Lebensgefühl in Grillparzers Dramen, in: Jahrb. der Grillparzer-Gesellschaft, Wien 1908, S. 1–16; Rud. PANNWITZ, Grillparzers hist.-pol. Dramen, in: Österr. Rundschau, 1918, S. 164–57, 212–15 u. a.; Friedrich GUNDOLF, Grillparzer, in: Jahrb. d. Freien Dtschen. Hochstifts, Frankfurt/M. 1931, S. 9–94; Josef NADLER, Fr. Grillparzer, Vaduz 1948; Emil STAIGER, König Ottokars Glück und Ende, in: Meisterwerke dtischer Sprache, 2. Aufl. Zürich 1948, S. 165–88; Max

KOMMERELL, Grillparzer, ein Dichter der Treue, in: Dichterische Welt-
erfahrung, Frankfurt/M. 1952, S. 7-23; Friedrich SENGLER, Das dtische.
Geschichtsdrama, Stuttgart 1952; Hugo von HOFMANNSTHAL, Rede auf
Grillparzer, in: Ges. Werke, hrsg. v. Herbert Steiner, Prosa IV, Frankfurt/M.
1955, S. 112-31; Walter NAUMANN, Grillparzer, das dichterische Werk,
Stuttgart, o. J. (1955); Rudolf KASSNER, Grillparzer, in: Der Goldene
Drachen, Erlenbach-Zürich, o. J., S. 200-12; WIESE, Tragödie, S. 434-446.

Seite	Seite
N: 426, 7 Werke, Abt. I, Bd. 21, S. 109	439, 18 v.u. Schiller an Goethe,
427, 3 ebd., S. 108	21. 4. 1797
430, 7 Hofmannsthal, Ges. Werke,	439, 12 v.u. Werke, Abt. II, Tage-
hrsg. v. H. Steiner, Frankfurt/M.	bücher Nr. 905
1952, Bd. Prosa III, S. 181	439, 7 v.u. ebd., Nr. 1400
430, 21 Schiller an Goethe, 2. 10. 1797	440, 10 Werke, Abt. I, Bd. 21, S. 146
435, 20 J. Burckhardt, Über Studi-	447, 19 v.u. Hofmannsthal, s. L.,
um der Geschichte, (Weltgesch.	Prosa III, S. 321
Betrachtg.) Stuttgart 1935, S. 97	450, 2 v.u. Hofmannsthal, ebd.,
438, 18 Werke, Abt. I, Bd. 21, S. 146	S. 422 G. B.

T: „Libussa“ nach: Sämtl. Werke, Abt. I, Bd. 6 (Text) u. 20 (Apparat).

L: Ernst ALKER, Fr. Grillparzer, Marburg 1930; Friedrich GUNDOLF,
Fr. Grillparzer, in: Jahrb. d. Freien Dtschen. Hochstifts, Frankfurt/M. 1931;
Ilse MÜNCH, Die Tragik in Drama und Persönlichkeit Fr. Grillparzers,
Berlin 1931; Joachim MÜLLER, Grillparzers Menschenauffassung, Weimar
1934; Hermann PONGS, Zur Bürgerkultur des Biedermeier, in: Dicht. u.
Volkst. 36, 1935; Ernst BUSCH, Wesen und Ursprung von Grillparzers
Idee des Tragischen, in: Dicht. u. Volkst. 40, 1939; Josef NADLER,
Fr. Grillparzer, Vaduz 1948; Erich HOCK, Fr. Grillparzer, Hamburg 1949;
Friedrich SENGLER, Das dtische. Geschichtsdrama, Stuttgart 1952; Reinhold
SCHNEIDER, Grillparzers Epilog auf die Geschichte, in: Über Dichter
und Dichtung, Köln u. Olten 1953; Gerhart BAUMANN, Fr. Grillparzer,
Freiburg u. Wien 1954; Erich HOCK, Zur Grillparzer-Forschung, in:
Germ.-Rom. Monschr. N. F. IV, 1954; Walter NAUMANN, Grillparzer,
Stuttgart o. J. (1955); G. STEIN, The Inspiration Motif in the Works of
Fr. Grillparzer, The Hague 1955; Franz KOCH, Grillparzers Staats-
dramen, in: Germ.-Rom. Monschr. N. F. VI, 1956; WIESE, Tragödie,
S. 446-454.

N: Stellen aus „Libussa“ werden nicht nachgewiesen, wohl aber die zi-
tierten Lesarten (LA) mit der Verszahl; mit dieser angeführt werden
auch die Zitate aus dem „Bruderzwist“ (B). Die übrigen Nachweise nach
Abt., Bd. und Seite der hist.-krit. Ausgabe.

Seite	Seite
451, 13 v.u. Sengle, s. L. S. 96f.	453, 8 v.u. I, 20, 371
452, 16 I, 12/1, 344	454, 10 I, 14, 76
452, 17 Alker, s. L. S. 88	454, 12 II, 10, 297
453, 20 Auf zwei / I, 20, 384, 386	454, 13 I, 16, 215

Seite	Seite
454, 14 Äußerungen / I, 20, 386, 388	469, 9 LA 2489
454, 15 v.u. Scherer, zit. n. F. E.	469, 12 Gleichheit / B 1274
Coenen, Grillparzer's Portraiture	469, 17 Pongs, s. L. S. 157
of Men, Chapel Hill 1951, S. 79	469, 21 Alker, s. L. S. 82ff.
454, 8 v.u. Als Geschenk / LA Nach	470, 10 vgl. LA 2485
64 - Nach 74; LA 255 - Nach 275	470, 13 v.u. II, 9, 49
462, 17 v.u. LA 2508-2511	470, 1 v.u. Segnet / B 2415f.
463, 13 v.u. II, 10, 292	471, 14 v.u. I, 10, 148
464, 5 I, 5, 234	472, 2 Ahnung / LA 2489
464, 9 Neid / I, 20, 372	472, 2 Was überzeugt / LA 2484f.
464, 21 v.u. Ein Narr / I, 14, 140	472, 4 LA 2485
464, 8 v.u. III, 3, 65	472, 3 v.u. LA 2508 bis 2511
464, 4 v.u. LA 2489	473, 7 Mythen / II, 10, 142
464, 3 v.u. I, 5, 32	473, 8 Kern / II, 1, 206
465, 1 I, 11, 186	473, 11 II, 11, 120
465, 12 B 1614f.	473, 12 II, 10, 204
465, 21 I, 10, 237	473, 15 v.u. II, 11, 216
465, 17 v.u. R. Schneider, Verhüllter	474, 4 Testament / III, 3, 42
Tag, Köln u. Olten 1954, S. 97	474, 8 Nicht geändert / I, 20, 341f.,
465, 5 v.u. B 1642	346f., 350
465, 2 v.u. B 1635ff.	474, 9 II, 11, 199
466, 4 Scheusal / B 1245ff.	474, 10 Den ersten Akt / II, 20, 342,
466, 15 II, 11, 189	350
467, 12 Ihrer Sprache / I, 13, 179f.,	474, 12 Lebensprinzip / II, 11, 198
III, 2, 105	474, 14 I, 20, 383
467, 18 Bis in / I, 12/2, 460	474, 16 Verwicklung / I, 20, 322f.
467, 21 I, 12/1, 241	474, 20 v.u. I, 20, 384
467, 4 v.u. Vorstudie / I, 20, 382	474, 18 v.u. Der fünfte Akt / I,
468, 12 v.u. Abfall / B 407	20, 350
469, 8 B 2133	474, 3 v.u. II, 11, 197
A: 1) S. 451, 7 v.u. Auf Auseinandersetzung mit der Forschung wird ver- zichtet; doch sei auf den Gegensatz hingewiesen, in dem die vorliegende Interpretation zu den Auffassungen von Alker, Müller, Busch, Pongs und Koch steht. Eingehend referiert über die bisherigen Auslegungen Stein, s. L. S. 155ff.	
2) S. 458, 21 v.u. Das wichtige Motiv begegnet schon in der 1. Fassung des ersten Aufzugs. Primislaus weist das Geschenk des kostbaren Geschmeides zurück und behält nur das Kleinod: „Der Schmuck erschiene Lohn; ich will ein Zeichen“ I 20, 398.	
3) S. 462, 12 v.u. Grillparzer war sich des Zwiespaltes zwischen dem lustspielhaften und dem tragischen Aspekt der Liebeshandlung durchaus bewußt. Dies geht aus der gesprächsweisen Äußerung hervor: „Die Mittel- akte sind mir durch eine dramatische Intrige aus der tragischen Sphäre ge- rückt worden“ I 20, 350.	
4) S. 463, 1 v.u. Zur Problematik des Rechtsbegriffs sei auf die erhellenden	

Ausführungen verwiesen von Emil BRUNNER, *Gerechtigkeit*, Zürich 1943, S. 147ff., 311f.

5) S. 464, 10 v.u. Der Kommentar der hist.-krit. Ausg. zur Stelle ist abwegig, weil die Beziehung zwischen V. 2477 und V. 2059ff. nicht erkannt wurde. Es sei bei dieser Gelegenheit angemerkt, daß die Interpretation Grillparzerscher Texte mehr als mancher anderer sorgfältige Beachtung seines sehr überlegten Sprachgebrauchs erfordert.

6) S. 466, 13 Es genüge hier, auf eine Briefstelle von C. J. Burckhardt aus dem Jahre 1927 hinzuweisen, die wie eine Übertragung der Vision Libussas in das Bewußtsein des 20. Jahrh. anmutet. H. v. Hofmannsthal – C. J. Burckhardt, *Briefwechsel*, Frankfurt/M. 1957, S. 243 ff.

7) S. 474, 8 Die Meinung Naumanns, s. L. S. 33, daß der Dichter nach 1848 das Drama zur eigenen Zufriedenheit vollendet habe, findet weder im handschriftlichen Befund noch in den späteren Äußerungen eine Stütze.

E. H.



HOLT, RINEHART AND WINSTON, INC.

1967

GERMAN & RUSSIAN

contents

For a listing of all Holt Foreign Language Publications see our *1967 Complete Foreign Language Catalogue*

PAGE	AUTHOR AND TITLE	LIST PRICE
GERMAN		
1	Bauer and Bauer: <i>Lebendiges Deutsch</i> , 1967 <i>Spring Publication</i>	*
15	Böll, <i>Aus unseren Tagen</i> , 1960 Paperbound Edition	2.20
14	Drath and Graf: <i>Typisch deutsch?</i> , 1961	4.20
15	Dürrenmatt: <i>Drei Hörspiele</i> , 1965 Paperbound Edition	2.25
15	Hesse: <i>Dichter und Weltbürger</i> , 1961	3.40
12	Lederer and Neuse: <i>Kleines Aufsatzbuch</i> , 1961	3.80
10	Lehmann, Rehder and Schulz-Behrend: <i>Active German, Revised</i> , 1962	4.40
10	Lehmann, Rehder, Shaw, and Werbow: <i>Review and Progress in German</i> , 1959	4.40
8	Lehmann, Rehder and Beyer: <i>Spectrum, Modern German Thought in Science, Literature, Philosophy and the Arts</i> , 1964	7.95
4	Marcus: <i>Deutsche Jugend von Heute</i> , 1967 Paperbound Edition <i>January Publication</i>	*
4	Marcus: <i>Wir reisen nach Deutschland</i> , 1964	4.20
15	Modern German Writers (see page for titles)	
12	Neuse: <i>Deutscher Sprachgebrauch, Revised</i> , 1962	3.80
9	Phelps and Stein: <i>The German Heritage, Revised</i> , 1958	6.20
14	Rehder, Thomas, Twaddell and Walbruck: <i>Deutsch: Denken, Wissen und Kennen</i> , 1966	7.40
5	Rehder and Twaddell: <i>German, Revised</i> , 1958	6.25
13	Reichmann: <i>Deutsche Romantische Prosa</i> , 1965	5.25
3	Röseler: <i>German in Review, Fourth Edition</i> , 1967 <i>Spring Publication</i>	*
7	Ryder: <i>Zehn Jahrzehnte, Revised</i> , 1966	4.80
6	von Hofe: <i>Der Anfang, Revised</i> , 1963	6.50
7	von Hofe: <i>Die Mittelstufe, Revised</i> , 1966	5.20
13	von Hofe: <i>Faust: Leben, Legende und Literatur</i> , 1965	4.60
6	von Hofe: <i>Im Wandel der Jahre, Third Edition</i> , 1964	5.40
2	von Hofe and Strelka: <i>Vorboten der Gegenwart: Marx, Nietzsche, Freud, Einstein</i> , 1967 <i>Spring Publication</i>	*
10	Winter, Shaw and Winter: <i>In einer deutschen Stadt</i> , 1960 Paperbound Edition	1.80
11	Woods: <i>German in Context</i> , 1964	3.80
RUSSIAN		
16	Fairbanks and Leed: <i>Basic Conversational Russian</i> , 1964	6.50

*Prices forthcoming. Please write to publisher.

(See inside back cover for a listing of other College Titles)

Dates, prices, and manufacturing specifications of all books and recordings announced are subject to change without notice.

TAPES ON LOAN, FOR AUTHORIZED DUPLICATION

Our tapes, with few exceptions, are available without charge, for duplication by recognized schools and colleges that purchase in reasonable quantity the Holt books designed for use with the tapes. Holt will lend a set of the tapes for one week and will authorize such institutions to duplicate the tapes provided that their use be restricted to the classroom or language laboratory. All Holt tapes on loan-for-duplication are supplied on 7-inch, approximately 1200-foot reels, transcribed at 7½ inches per second, double track. Each reel provides approximately one hour of recording. All our recordings are made using only native speakers of the language. As a rule the tapes give both uninterrupted and spaced versions of the material.

Sample tapes of all courses are available on loan to schools and colleges for auditioning.

TAPES FOR INDIVIDUAL STUDENT USE

After a school or college has duplicated the tapes, students regularly enrolled in courses using Holt language textbooks may be permitted to make or have made for their own private use copies

of Holt's copyrighted tapes, provided the school or college will allow this to be done using the school's copy of the Holt tapes. It is necessary, however, that the student sign an agreement stating that he will duplicate these tapes for his personal use only. Forms for this agreement are available on request from the Holt office in New York.

TAPES FOR OUTRIGHT PURCHASE

All Holt tape recordings, with few exceptions may be purchased outright. They are recorded on standard high quality magnetic tape. For specifications of the tapes available for each course see the complete description under each book that is accompanied by tapes. The prompt shipment of tapes ordered for purchase will be expedited if the following items can be included on each order: (1) Author and title of course being purchased; (2) Tape speed desired, either 3¾ ips or 7½ ips; (3) Number of reels; (4) Whether full or double track; (5) Price. *Prices quoted are net, delivered (parcel post) in the U. S. A.*

All Holt tapes are guaranteed to be free of manufacturing defects. However, because a tape becomes unsaleable once it has been played, tapes once purchased are not returnable.

MODERN GERMAN WRITERS

AUS UNSEREN TAGEN

Heinrich Böll, edited by Gisela Stein

This is a representative collection of six stories by Heinrich Böll, who is, in his reactions to the problems and crises of our times, probably the most articulate young German writer today. In this intermediate text Professor Stein presents all the stories in their original form. Facing the story is a modified visible vocabulary designed to help students understand specialized words and idioms not listed in Langenscheidt's Pocket Dictionary. Comprehensive questions on each story have also been included.

CONTENTS: *Es wird etwas geschehen; Wie in schlechten Romanen; Der Bahnhof von Zimpfen; Mein trauriges Gesicht; Die blasse Anna; Bekenntnis eines Hundefängers.*



DICHTER UND WELTBÜRGER

Hermann Hesse, edited by Gisela Stein

This text contains various selections from the writings of Hesse suitable for reading and class discussion on the intermediate level. Professor Stein has presented the stories on the right hand pages of the book, while the facing pages on the left contain explanations of the text and difficult points of grammar. The vocabulary is designed to help the student understand words and idioms not listed in Langenscheidt's Pocket Dictionary. The editor has provided a helpful introduction about the life of the author and *Fragen* following each selection.

CONTENTS: *Unterm Rad; Meine Kindheit; Schön ist die Jugend; Eine Fussreise im Herbst; Siddhartha; Krieg und Frieden (essays); Gedichte; Aus den Briefen.*



Three of the best radio plays from the pen of —

Friedrich Dürrenmatt —

DREI HÖRSPIELE

Abendstunde im Spätherbst
Der Doppelgänger
Die Panne

The writing of the world-renowned playwright, Friedrich Dürrenmatt is distinguished by economical use of language and straight-forward style, making his works ideally suited for students of intermediate German. This is especially true of these *Hörspiele*, which can be read with relative ease and enjoyment by the second- or third-semester college student.

A general introduction plus separate introductions to each play, and footnotes, of help in understanding idiomatic phrases, by the editor (Henry Regensteiner, C. W. Post College) enhance the usefulness of the text. Complete end vocabulary. (*Paperbound Edition.*)



MAGNETIC TAPE RECORDINGS: The complete text of each play has been recorded in Germany, at the Staatliche Schauspielschule, Stuttgart. Recordings are available either on loan-for-duplication (see inside front cover) or for sale: four 7-inch, 1200-foot reels, 7½ ips, double track. \$40.00. (*Price net, delivered.*)

BASIC CONVERSATIONAL RUSSIAN

Gordon H. Fairbanks and
Richard L. Leed

This fine new beginning Russian textbook emphasizes the spoken language. The aim of this book is to help the student learn the language rather than learn about it. For beginning students, a systematic study of the grammar of the language is an invaluable aid. The book consists of twenty-four Conversation Units, twelve Grammar Units, and six carefully prepared Reviews. The sequence of these units is as follows: two Conversation Units, one Grammar Unit, two Conversation Units, one Grammar Unit and a Review. The reading selections which follow the reviews are based on the history and geography of Russia. The exercises include pattern practices, questionnaires and translation exercises. There are appendices of grammar and pronunciation as well as complete vocabularies. Illustrated.

TEACHER'S MANUAL. Contains: Suggestions for teaching and presentation, additional drill items, suggested tests, and time allotments for presenting units. (Gratis to teachers upon adoption of Student's Book.) \$1.00

LABORATORY MANUAL. The manual consists of the exercises and answers in the Conversation, Grammar, and Review Lessons. The textbook contains only the exercises, and the accompanying Tape Recordings contain the exercises plus the answers. The *Laboratory Manual* serves the unique purpose of providing the only printed version of both the exercises and the answers to the exercises. The printed script aids students in mastering the consistent as well as the arbitrary aspects of Russian spelling and the Russian writing system.

1966 \$1.50

EXERCISE HANDBOOK will be available. 1967

MAGNETIC TAPE RECORDINGS: Recordings are available: (1) on loan-for-duplication (see inside front cover); or (2) for sale: six 7-inch, approximately 1200-foot reels, double track, 3¾ ips, \$60.00; or twelve 7-inch approximately 1200-foot reels, double track, 7½ ips, \$120.00. (*Prices net, delivered.*)

DISC RECORDINGS OF THE MODEL TEXTS: Album of two 12-inch long-playing (33⅓ rpm), unbreakable records—4 sides, 1½ hours. \$8.50.

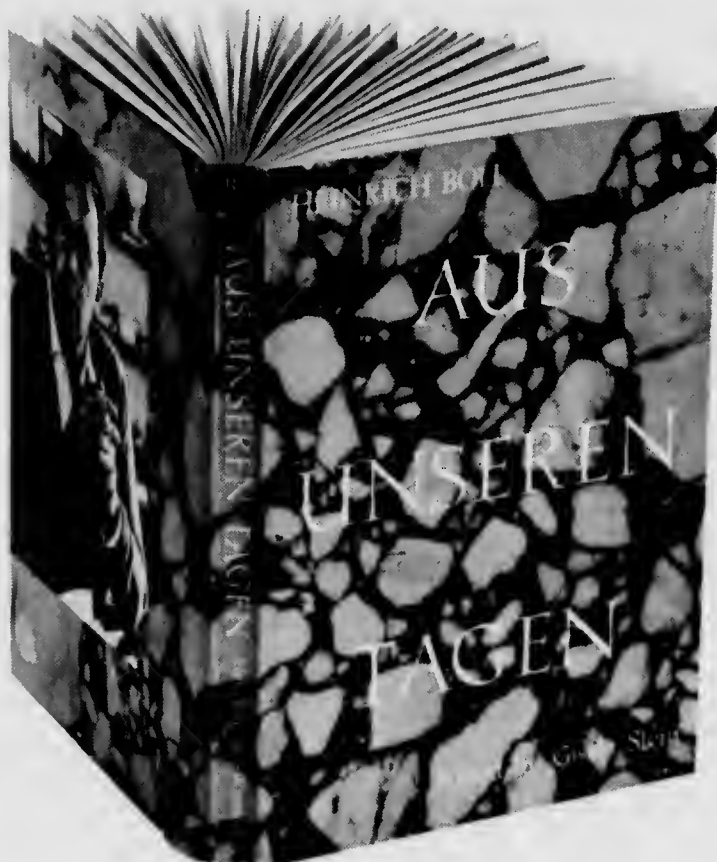


AUS UNSEREN TAGEN

HEINRICH

BÖLL

edited by Gisela Stein



This is a representative collection of six stories by Heinrich Böll, who is, in his reactions to the problems and crises of our times, probably the most articulate young German writer today. In this intermediate text Professor Stein presents all the stories in their original, unchanged form on the right hand pages of the book. On the facing left hand pages she gives a modified visible vocabulary designed to help the student understand specialized words and idioms not listed in Langenscheidt's Pocket Dictionary. Comprehensive questions on each story have also been included.

CONTENTS: *Es wird etwas geschehen; Wie in schlechten Romanen; Der Bahnhof von Zimpfen; Mein trauriges Gesicht; Die blasse Anna; Bekenntnis eines Hundefängers.*

DICHTER und WELTBÜRGER

HERMANN HESSE

edited by Gisela Stein



This text contains various selections from the writings of Hesse which lend themselves to reading and class discussion on the intermediate level. In this reader Professor Stein has presented the stories on the right hand pages of the book. The facing pages on the left contain explanations of the text and difficult points of grammar. The vocabulary included on these pages is designed to help the student understand words and idioms not listed in Langenscheidt's Pocket Dictionary. The editor has provided a helpful introduction about the life of the author and *Fragen* following each selection.

CONTENTS: *Unterm Rad; Meine Kindheit; Schön ist die Jugend; Eine Fussreise im Herbst; Siddharta; Krieg und Frieden (essays); Gedichte; Aus den Briefen.*

Book News

Rainer Maria Rilke in America and England

By KLAUS W. JONAS

WITHIN the last two decades Rilke has emerged as one of the most influential poets of our century. It is true that, even during his lifetime (1875–1926), his importance was widely recognized, not only in the German-speaking countries but, above all, in France. In the summer of 1926 a group of distinguished men of letters paid homage to him in a *Festschrift* entitled *Reconnaissance à Rilke* which included contributions by Paul Valéry, Edmond Jaloux, Jean Cassou, Daniel Rops, Marcel Brion and Maurice Betz.¹ At that time, however, Rilke was virtually unknown both in England and in the United States to all but a handful of ardent admirers, and yet, together with Germany and Switzerland, America now ranks as one of those three countries in which most of Rilke's manuscripts and autograph letters are being preserved and where Rilke scholarship has reached an all-time peak.

No one who compares Rilke's opinions of America with the interest which this country has shown in his work, can fail to be puzzled by a strange irony of fate. Nothing in this world could induce the poet from Prague to visit the English-speaking world, and while England herself of all Western European countries held little, if any attraction for him, America and the American people were for him "the quintessence of everything abominable."² In spite of this remark allegedly made by Rilke during the last years of his life, one can hardly overestimate the fascination which Rilke now holds for American readers, and it is small wonder that more and more of the important collections of his works, especially of his unpublished manuscripts, are to be found on this continent, while a number of smaller collections or individual autographs are preserved in Great Britain.

One of the truly great Rilke-Archives of the world, founded in Vienna as a private collection by Richard von Mises (1883–1953), is now at Harvard University Library.³ Professor von Mises had made a name for himself not only as a scholar in the field of natural sciences, but also as a collector, editor, and explorer of Rilke's youth. The printed materials in this collection include 154 single and collected editions of the poet's own works as well as 21 translations from foreign languages, ten volumes of his collected letters and diaries and 29 volumes of letters addressed to individual recipients such as Rodin, Gide, Lou Andreas-Salomé, and Katharina Kippenberg; and 240 contributions to composite books, journals and newspapers.

The major characteristic of this collection is the emphasis on original manuscripts of Rilke's works and autograph letters, many of which still await publication.

One of the earliest manuscripts to be found here, composed between 1898 and 1900, is a booklet entitled *In und nach Worpswede. Verse für meinen lieben Heinrich Vogeler. Herbst 1900*. It consists of poems written into the guestbook of his friends, the painter Heinrich Vogeler and his wife Martha, whose hospitality he so often enjoyed during his stay at Worpswede.

The von Mises Collection includes other Rilke autographs such as a 48-page manuscript entitled *Die weisse Fürstin. Eine Szene am Meer*, written in November, 1904, in Furuborg, Sweden, for Samuel Fischer; the 20-page manuscript *Spiel*, written in 1898 in Berlin-Schmargendorf for his friend, the painter Ludwig von Hofmann; the second Duino Elegy, 1912; *Requiem für einen Knaben*, 1919; and a complete copy of *Aus dem Nachlass des Grafen C. W. Testament du Prince Charles de Ligne*, written in Switzerland in March, 1921. A recent addition, made after the death of von Mises, is Rilke's personal copy of the *Insel Almanach* for the year 1924, which carries an abbreviated version of a story from the *Arabian Nights* in a new German translation by Enno Littmann. Into this copy Rilke had written in the margin his own critical comments and suggested changes, and he had also inserted his own translation of one of the poems and the greater part of another.⁴

Among the large number of autograph letters in the von Mises Collection, by far the most important single group is that addressed to Sidonie Nádherný, Baroness von Borutin (1885–1950). 221 letters, cards and telegrams as well as the poem *Strophen zu einer Fest-Musik* (für Sidie Nádherný) found their way into this collection, to be published by Professor Bernhard Blume, while a smaller assemblage of letters addressed to her and to her brother are still in his native Czechoslovakia. Other recipients of Rilke letters represented in this collection are Láska von Oestéren, Gerhart Hauptmann, Axel Juncker, Richard Beer-Hofmann, Ernst Hardt, Rosa and Anton Schobloch, Prince Alexander von Thurn and Taxis, George Steindorff, Hedwig Fischer, Nora Purtscher Wydenbruck, Miriam Sachs, Karl Krauss, and Oskar Maria Graf.

An important section of the von Mises Collection consists of translations of Rilke's works into foreign languages including Bulgarian, Chinese, Esperanto, Greek, Hungarian, Japanese, Latvian, Turkish, Welsh, and Yiddish.

Numerically speaking, English ranks first with 56 monographs, 14 anthologies with contributions by Rilke, 14 volumes of his letters and 34 periodicals, to be followed by French and Italian.⁵

More than 1,800 items collected by von Mises are critical, bibliographical and biographical studies dealing with Rilke, nine are portraits by various artists, among them Paula Modersohn-Becker, Emil Orlik, Baladine Klossowska, and Leonid Pasternak, and, last but not least, 54 are musical compositions by such men as Paul Hindemith, Clemens Krauss, Ernst Křenek, and Arnold Schönberg.

Richard von Mises was particularly proud of having located most of Rilke's early, scattered articles which had appeared in various periodicals. His collection is also unique for its inclusion of all the books, mostly in first editions, which Rilke reviewed for the *Bremer Tageblatt*, in addition to all those works which exercised a special influence, or made a lasting impression on him. A choice item in the Harvard collection is Rilke's *Leben und Lieder* (1894), the poet's first published book and one of the rarest in modern German literature; only six other copies are known to be still extant. Legend has it that the book had been sent by the publisher to Rilke who had assumed financial responsibility for its production. The young author, however, was unable to pay when the packages containing the book arrived, and since they could not be delivered to him, the entire edition was returned to the publisher who, thereupon, destroyed all copies. According to this version the few surviving copies had been sent out earlier for review purposes.

Apart from the materials at Harvard, the Rilke Collection second in importance is that in the Yale University Library. It is true that Yale's fame as a treasure house of German literature rests primarily on its Baroque collection, built up by the late Curt von Faber du Faur, and its William A. Speck Collection of Goetheana, but it has never neglected modern German writers. Thus, its Thomas Mann Collection was for many years the first and foremost in the world and even now ranks close behind the Thomas Mann Archives in Zurich. In its Hermann Broch Archive Yale preserves all the papers of this long-neglected Austrian poet-philosopher, and with the acquisition of the Kurt Wolff Papers and the Oppenheimer Collection in the fifties, Yale's reputation as a leading Rilke collector was firmly established.

While most of its Rilke manuscript materials are autograph letters, there are at least two poems in the Yale Library: "Morgenschlaf," written in March 1897, and the humorous lines "Ich komme mir leicht verstorben vor," written in 1921 for his first bibliographer and editor of the Insel-Verlag, Fritz Adolf Hünich.

Of Rilke's correspondence with Hünich, only seven letters are at Yale, dated 1915 to 1924, the remaining forty-three were part of the Kippenberg Collection, but withdrawn from the auction in Hamburg in November, 1962.

With the acquisition of the papers of the publisher Kurt Wolff, thousands of literary documents came to Yale, among them fifteen Rilke letters from the years 1913 to 1922.⁶

Yale's German Literature Collection was considerably strengthened when Dr. Edgar S. Oppenheimer of New York presented all his Rilke materials to the Library.⁷ Primarily a bibliophile's rather than a scholar's collection,

its special characteristics are the limited first and deluxe editions. Of the total of 180 volumes, by far the most precious item is a copy of *Leben und Lieder*, so that two of the remaining copies known to be in existence are now found in American libraries.⁸

The most recent addition to Yale's Rilke manuscripts, acquired at an auction at Sotheby's in 1961, constitutes a little-known correspondence: twenty-nine autograph letters addressed to Clotilde Edle von der Planitz, later married to the Russian dancer Alexander Sakharoff.⁹ Seventeen of these were written in Munich between 1913 and 1915, one in Vienna in 1916, the remainder in 1919: five in Zurich, one in Geneva, and two in Soglio. There is also one letter, still unpublished, written in Vienna in 1916 to Marianne Mitford Friedlaender in Berlin.

Apart from Harvard and Yale, we find other Rilke collections in various American university libraries and even one in Canada.

Extensive autograph materials were acquired in 1950 by the University of Illinois Library: 108 original Rilke letters and postcards written between November 1905 and December 1921 to his friends and benefactors Karl and Elisabeth von der Heydt. This correspondence ends with a condolatory letter (of which only a typescript is in the collection) written in August 1922 to Elisabeth von der Heydt upon the death of her husband who had been such a generous and noble supporter of Rilke. Only very few of these letters have been partially published, and it is hoped that Professor Helmut Rehder, now of the University of Texas, will edit them for publication.¹⁰

Next in importance as a repository of Rilke letters in America is the University of Kentucky. In 1958 its Library became the recipient of a gift of manuscripts presented by Austin Kelly III of New York: a collection of thirteen autograph letters from Rilke to Countess Aline von Meusdorff-Dietrichstein. Rilke had met the family in Vienna early in 1916, and the letters which cover the period from May, 1916, to August, 1919, deal with such subjects as his faith, his personal hopes and aspirations. Thus far only seven of them have been published in German, while excerpts of four have appeared in an English translation; the remaining ones are still unpublished.

Another place which houses original Rilke letters is the Columbia University Library. In its possession there are three letters addressed to Jessie Lemont Barbour, written between 1908 and 1912. Jessie Lemont had met Rilke in 1908 through Rodin, when she was living in Paris. Having married, in 1913, a German poet-translator, Hans Trausil, she began a series of translations of Rilke's prose and poetry on which she worked slowly for many years. When she had completed all that she had planned, she wished to celebrate this with a party. "It was for this that she lived," recalls Professor Henry W. Wells of Columbia University. "A day or two after her invitation and a day or two before the projected party she died. Her work on Rilke was virtually the breath of her life. When this was completed her life was too. It was a touching manner of departing life and one that her friends found unusually moving. Poets, like saints, have performed miracles by the strength of their bequest to us."¹¹

A great private Rilke collection was acquired, in the summer of 1963, by the University of Kansas Library. It was brought together in many years of patient and wise collecting by the late Dr. Henry Sagan, a physician by vocation but an ardent Rilke student and collector by avocation.¹² Started as early as 1916 and continued almost

up to the time of his death in November, 1962, it is complete in first editions with the exception of *Leben und Lieder* and the first number of *Wegwarten*.

The Sagan Collection, consisting of more than 1000 items, is distinguished by its depth as well as the superb condition of most copies. The majority of Rilke's works are to be found both in first and in significant subsequent and variant editions. Highlights of the collection are the first editions of *Traumgekrönt* (1897, inscribed for Heinrich Teweles), *Advent* (1898), *Am Leben hin* (1898), as well as *Mir zur Feier* (1899, inscribed for "Frau Lizzy"). Other first editions with personal inscriptions in Rilke's hand are *Das Studienbuch* (1905, for Jimmy and Lizzy Gibson), *Rodin* (1918, for "Herrn und Frau S. Fischer"), *Das Marien-Leben* (1913, "Meiner lieben Paula, herzlichst René"), and *Der Neuen Gedichte anderer Teil* (1908, "An S. Fischer und Frau Hedwig in Freundschaft").

In addition to Rilke's own works in German and his translations from other literatures, Dr. Sagan collected many foreign language editions as well as the critical and biographical literature about Rilke, both in monographs and in periodicals. There are seven sets of *Gesammelte Werke*, including the limited four-volume edition of the Cranach-Presse, 123 *Einzelausgaben*, 61 volumes of *Briefe*, 22 items under the heading *Rilke als Übersetzer*, 122 volumes of books and twelve periodicals with translations of his works, and 132 items entitled *Beiträge Rilkes in Zeitschriften*. The section of the collection entitled *Quellen, Vorbilder, Einflüsse, Freunde, Beziehungen* numbers 149 volumes; there are fourteen items under *Bibliographie*, 41 under *Biographie*, 248 volumes of *Rilke-Literatur* and 180 contributions to journals. In addition to musical compositions of Rilke poems, there are 25 different *Zeitschriften und Almanache*, often quite rare and running to several volumes, among them *Pan* (1898-99), *Ver Sacrum* (1889-1903), *Das Neue Pathos*, *Hyperion*, and the various almanacs and journals of the Insel-Verlag.

The last among University libraries on the American continent with a special Rilke collection is McGill University in Montreal. Thanks to its Rilke scholar, Professor Willem S. Graff, now retired, its Redpath Library has assembled a fine collection of the poet's published work both in first and subsequent editions as well as the literature about him. A few autograph letters and poems, dating back to November, 1896, are to be found here and the Library hopes to publish these some day in a limited edition for collectors. For the sake of completeness it should be recorded that the Johns Hopkins University Library possesses in its rare book collection an autographed copy of Rilke's *Stundenbuch*.

Other original Rilke manuscripts are in private hands: Dr. Otto Kallir of New York, although specializing in collecting music manuscripts, has acquired 44 autograph letters to Hedwig and Samuel Fischer covering the years of their friendship from 1904 to 1925.—Dr. Antje Lemke of Syracuse, N.Y., inherited an unpublished three-page letter written by Rilke in Spain on November 7, 1912, to Ricarda Huch.—And finally, a few letters from Rilke to Stefan Zweig's widow have found their way to America. During the First World War, Stefan Zweig and Friderika von Winternitz maintained close and cordial relations with Rilke when the latter, as well as Zweig, were attached to the Austrian War Archive. In 1914 Friderike von Winternitz had published her novel, *Der Ruf der Heimat*. Rilke had asked for a copy, had read the book, and praised it highly. The existing correspondence covers the period

from April, 1916, through March, 1921, and is still in the recipient's possession except for the last letter, which was presented by her to Robert Rie, who, in 1951, had organized a Rilke Conference at Bradley University.¹³

At the present time, only one Rilke collection in America is still privately owned by the author. For almost two decades he has been collecting, for the proposed Bibliographical Center for Modern German Literature,¹⁴ Rilke's published works in monographs and journals as well as the large body of critical and biographical literature. In recent years the emphasis has shifted increasingly to autograph materials, above all unpublished Rilke letters, and it is hoped that the collection may serve as the basis for a new, comprehensive edition of the poet's letters.

In contrast to the United States and Canada with their great Rilke collections, there appear to be far less manuscript materials in England. To be sure, a number of autograph letters and associated items did find their way to the British Isles: thus, e.g., the British Museum treasures, in its Department of Manuscripts, four autograph letters from Rilke to Nora Allatini, later Mrs. N. N. Robbins, and eleven letters to Marie Herzfeld, most of them still unpublished.¹⁵

Also located in London is the collection of the Austrian writer Stefan Zweig, which has survived all the hazards and upheavals brought about by two world wars and is now in the possession of a niece of Zweig. The friendship between these two men developed in the years 1910 to 1912 when both of them were living in Paris, and it was then that Rilke presented to Stefan Zweig the original manuscript of the second version of his *Cornet*, written in August 1904 in Borgeby Gård in Sweden and especially treasured by the recipient.¹⁶

A number of individuals in England received letters or other autographs from Rilke, and though these have remained in private hands, it seems to us important in a survey such as this to point out their existence.¹⁷ An assemblage of letters addressed to Hugo von Hofmannsthal is in the hands of the poet's son and principal heir in London, while other original "Rilkeana" from Hofmannsthal's estate are in the possession of his daughter, Christiane Zimmer in New York. At least one copy of Rilke's own verses "Du im voraus verlorne Geliebte" was presented by the poet to Harriet Cohen, the pianist, whom he had met in September, 1926, through his beautiful Egyptian friend Nimet Eloui Bey. Also in England, in private hands, is a letter written by Rilke early in June, 1916, to the Austrian artist Oskar Kokoschka whom Rilke had met through the Princess von Thurn und Taxis. An unpublished poem which Rilke had sent to Kokoschka, has been lost and is believed to be destroyed.¹⁸

As a kind of footnote to Eudo C. Mason's book, *Rilke, Europe and the English-Speaking World*, mention should be made here of an autograph letter from W. B. Yeats to William Rose concerning Rilke, written on August 17, 1938, after reading Rose's essay entitled "Rilke and the Conception of Death."¹⁹

Next to London, Oxford is the location of a number of Rilke documents. With regard to the estate of the late Leonid Pasternak, father of the Nobel-Prize winner Boris Pasternak, the original letters from Rilke cannot be accounted for and are feared to be lost forever. There is, however, little doubt that Rilke made a lasting impression upon the great Russian painter whose hospitality he

enjoyed during his first trip to Russia in 1899. Some of the sketches of Rilke which he had made in that spring are now a part of the collection of the Ashmolean Museum of Fine Arts in Oxford, while others were loaned by the artist's daughters.

In the German Department of Oxford University, the "Taylor Institution," five Rilke letters from the estate of the late H. G. Fiedler are preserved, all of them addressed to Heinrich Teweles.²⁰

Finally there is a group of eighteen letters written by Rilke between 1898 and 1925 to a Russian lady, referred to only as "Helene." These intimate revelations of Rilke's feelings and reactions to Russia and her people make an important contribution to our knowledge of his poetic personality. Their recipient, Helene Woronin (1870-1954), presented these letters, shortly before her death, to Vladimir Boutchik of Paris, who had obtained her permission to publish them. Both Mr. Boutchik and Professor E. L. Stahl of Oxford University have provided biographical information about this lady, while Stanley Mitchell discussed these letters with regard to Rilke's contacts with Russian literature.²¹

There are two other major universities in Britain in which original Rilke documents may be found. The University of Edinburgh possesses a letter dated December 18, 1925, addressed "to the German Department, zu Händen des Herrn Dr. Otto Schlapp" in which the poet expresses his deep appreciation of a tribute paid to him on the occasion of his fiftieth birthday in the form of a congratulatory message from the faculty and students of German literature. The greatest English authority on Rilke, Eudo C. Mason of Edinburgh, possesses several letters to Professor Georg Steindorff, written in 1913 and 1914. And finally, Professor W. McCausland Stewart of the University of Bristol treasures some autographs received from Rilke in 1925: a post-card introducing to him Hans von Salis; Rilke's German translation of Elizabeth Barrett Browning's *Sonnets from the Portuguese*, and a copy of his version of Paul Valéry's *Charmes*, hand-printed by the Cranach-Press for the Insel Verlag, inscribed

A Monsieur William Stewart
pour entretenir son bon souvenir:
Rainer Maria Rilke

1. *Cahiers du Mois*, No. 23/24 (Paris, 1926).
2. Eudo C. Mason. *Rilke, Europe and the English-Speaking World*. (Cambridge: University Press, 1961, p. 162).
3. Paul Obermüller and Herbert Steiner, eds. *Katalog der Rilke-Sammlung Richard von Mises*. [Frankfurt/M.] Insel [1966], 431 pp.
4. Walter Grossmann. "Rilke and the *Arabian Nights*, with Two Unpublished Translations," *Harvard Library Bulletin*, 14 (April 1960), 461-486.
5. Cf. Richard von Mises. *Rilke in English: A Tentative Bibliography*. (Cambridge, Mass., 1946). Adolf E. Schroeder. "Rainer Maria Rilke in America: A Bibliography, 1926-1951," *Monatshefte*, 44 (1952), 27-28.
6. Curt von Faber du Faur. "Rainer Maria Rilke's Letters to the Publisher Kurt Wolff," *Yale University Library Gazette*, 24 (January 1950), 114-128. Also in Bernhard/Zeller and Ellen Otten, eds., *Kurt Wolff: Briefwechsel eines Verlegers, 1911-1963*, pp. 136-152 Frankfurt/M. Heinrich Scheffler [1966].
7. Hermann J. Weigand, "The Edgar S. Oppenheimer Rainer Maria Rilke Collection," *Yale University Library Gazette*, 33 (October 1958), 67-71.

8. The other five are spread over both parts of Germany, Czechoslovakia and Switzerland: Rilke-Archiv Fischerhude; Kippenberg Collection in Schiller-Nationalmuseum, Marbach/Neckar; Deutsche Bücherei Leipzig; Náprstik Museum in Prague; and William Matheson Collection in Olten.

9. Cf. Klaus W. Jonas. "Rainer Maria Rilke and the Sacharoffs," *Yale University Library Gazette*, 40 (January 1966), 168-178. Also in German, "Rilke und Clotilde Sacharoff: Ein unveröffentlichter Briefwechsel," *Monatshefte*, 58 (Spring 1966), 1-19.

10. Helmut Rehder. "Poet and Patron: Rilke and Karl von der Heydt," *Symposium*, 6 (May 1952), 100-110.

11. Cf. unpublished memorandum from Henry W. Wells, January 1961.

12. Cf. Henry Sagan. "Rilke's Marionettes," *Stechert-Hafner Book News*, Vol. VI, No. 3 (November 1951), pp. 33-35. [With a Rilke Bibliography, pp. 35-41]

13. Robert Rie. "Drei unveröffentlichte Briefe Rilkes," *Wort in der Zeit*, Vol. IV, No. 5 (1958), pp. 27-29.

14. Cf. Klaus W. Jonas. "A Suggested Bibliographical Center for Modern German Literature," *The German Quarterly*, 37 (May 1964), 257-262. Other German authors for whom similar research collections have been built are Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse, and Thomas Mann. For the latter, see also "Thomas Mann in America," *Stechert-Hafner Book News*, Vol. XX, No. 2 (October 1965), pp. 17-20.

15. H. J. M. Milne. "Letters of Rilke, Hofmannsthal, Malwida von Meysenburg and Others to Marie Herzfeld," *British Museum Quarterly*, Vol. XIII, No. 1 (February 1939), pp. 11-13.

16. Cf. Hanns Arens. "Der Sammler Stefan Zweig," *Wort in der Zeit*, Vol. VII, No. 10 (1961), pp. 36-41.

17. Rilke's contacts with England and English literature have been the subject of several studies. In addition to Eudo C. Mason's book [cf. note #2], mention should be made of the following articles: Werner Milch. "Rilke und England," *Universitas*, 2 (December 1947), 1463-1474; B. J. Morse, "Rainer Maria Rilke and English Literature," *German Life and Letters*, N. S., Vol. I, No. 3 (April 1948), pp. 215-228; and Peter Demetz. "Englische Spiegelungen Rainer Maria Rilkes," *Orbis Litterarum*, Vol. XI, No. 1-2 (1956), pp. [18]-30.

18. Cf. Leonard Forster, "An Unpublished Letter from Rilke to Kokoschka," *German Life and Letters*, N. S., 15 (October 1961), 21-24.

19. William Rose. "A Letter from W. B. Yeats on Rilke," *German Life and Letters*, N. S., 15 (October 1961), 68-70.

20. H. G. Fiedler. "Five Rilke Letters, Hitherto Unpublished," *Modern Language Review*, 39 (April 1943), 132-134.

21. The complete documentation regarding Rilke's contacts with this Russian lady was published in England in four articles: Vladimir Boutchik, "Helene and Rilke," *Oxford Slavonic Papers*, 9 (1960), [129]-132. E. L. Stahl. "Rilke's Letters to Helene," *ibid.*, pp. [133]-137. Stanley Mitchell. "Rilke and Russia," *ibid.*, pp. [138]-145. "Texts of Rainer Maria Rilke's Letters to Helene," *ibid.*, pp. [146]-164.

22. Not mentioned in Mason's book, but quoted in a letter from William Stewart of June 8, 1962.

(Muzot s. Sierre, fin novembre 1925).²²

[KLAUS W. JONAS is Professor of German at the University of Pittsburgh. He received his Ph.D. at the University of Münster in Germany and served as Instructor in German at Mount Holyoke College, Douglass College of Rutgers University, at the University of Connecticut. Before assuming the position of Associate Professor of Germanic Languages and Literatures at the University of Pittsburgh in 1957, he had been a member of the German Department at Yale and a librarian at the Yale University Library. Dr. Jonas is the author of several books dealing with such literary personalities as Thomas Mann, W. Somerset Maugham, and Carl Van Vechten. One of his books, *The life of Crown Prince William was published in Germany, England and the United States. A second volume of his bibliography of criticism, Thomas Man Studies to be published shortly by the University of Pennsylvania Press, will contain more than 3,000 books, dissertations and articles produced during the past decade. Dr. Jonas is currently at work on a volume about the poet Rainer Maria Rilke, and we expect to publish a second article by Professor Jonas, "Rilke in Germany and Switzerland," later this year.]*

GRILLPARZER

Aus dem Leben des Geistes



SALVATOR ROSA: LANDSCHAFT MIT TOBIAS UND DEM ENGEL
Die in der Komposition wie in der Maltechnik an Hercules Seghers erinnernde großformatige „Landschaft mit Tobias und dem Engel“ von Salvator Rosa (1615-1673) bildet die Sensation der bis zum 16. September dauernden Delinger Internationalen Antiquitätenmesse. Das im Jahre 1773 mit der berühmten Sammlung James Ansell versteigerte, seitdem in englischem Familienbesitz befindliche und durch keine weitere Hand gegangene Gemälde ist erst kürzlich „frei“ geworden. Die Kunstwelt fragt sich mit Spannung, wohin es wandern wird. Unsere Abbildung zeigt einen kleinen Ausschnitt des querformatigen Gemäldes.

Die Kunst des Essays

Carl J. Burckhardts „Bildnisse“

Von Ernst Alker

Die Geltung der deutsch-schweizerischen Literatur war jahrzehntlang bestimmt durch Leistungen auf dem Gebiet der Epik und durch solche lyrischer Art, durch die Werke Gottfried Kellers, Jeremias Gotthelfs, Conrad Ferdinand Meyers, Carl Spittlers. Dagegen findet nur geringe Resonanz die der Gegenwart angehörende Erzähl- und Verskunst des Landes. Andererseits haben nun Werke helvetischer Dramatiker weltweite Wirkung. Zwar verschließen sich die Bühnen dem bedeutenden Schaffen César von Arx, dessen in das gesamte deutsche Sprachgebiet ausstrahlende Erfolge durch die Unduldsamkeit des Dritten Reiches unterbunden wurden. Aber Max Frischs und Friedrich Dürrenmatts Beiträge zum zeitgenössischen Theater vermögen mit denen Carl Zuckmayers und Bert Brechts zu wetteifern, so intensiv, daß auch die Prosapeik dieser Eidgenossen weltweite Beachtung zu finden beginnt.

Die eine andere Schicht der literarisch Interessierten sich wendende deutsch-schweizerische Essayistik wirkt weniger stark in die Breite als die Dramatik, aber so nachhaltig in Hinsicht der Tiefendimension - nicht zuletzt durch die sich in ihr vergegenwärtigende Sprachkunst -, daß auch sie vom Ruhm umwittert ist. Das gilt ebenso von den Werken der keineswegs nur von der Fachwissenschaft hochgeschätzten Literaturhistoriker Emil Staiger und Walter Muschg wie von den Arbeiten der Publizisten Max Rychner, Fritz Ernst (H), Werner Weber und einiger Vertreter der Geschichtsschreibung.

Carl J. Burckhardt nimmt in diesem Zusammenhang eine Sonderstellung ein, weil sein sparsames Werk eine Synthese des Literaturwissenschaftlichen und Ästhetischen mit dem Politisch-Historischen vergegenwärtigt. Seine Schriften zeigen ihren Urheber als einen Weltmann von reicher Bildung und großer Belesenheit, als eine Persönlichkeit ungewöhnlichen Formats, in welcher die vielfältigen Erfahrungen eines auf verschiedenen Gebieten bewährten Lebens mit den aus der vita contemplativa gewonnenen Einsichten zu schöpferischer Einheit verschmelzen.

Carl J. Burckhardt hat als Diplomat in Wien, Peking und Paris, als mutiger Hochkommissar für die einstmalige Freie Stadt Danzig, als Repräsentant des internationalen Roten Kreuzes in griechischen Gefangenenlagern Kleinasiens und in deutschen Konzentrationslagern die Problematik der Macht ebenso miterlebt wie die Entwürdigung des Menschlichen. Mit den Wandlungen der sozialen Symbiose hat er sich als Gelehrter - Professor der Geschichte an der Universität - und als freier Schriftsteller auseinandergesetzt.

Mehr noch als in den früheren Büchern verleiht solche Qualitäten dem bei S. Fischer in Frankfurt a. M. erscheinenden Band „Bildnisse“ seinen besonderen Charakter, weil hier die spezifische gelatöse Atmosphäre Basels - der Vaterstadt - Essays erfüllt. Denn dort hat sich aus der Summe patristischer Tradition, des Sinns für die Tatsachen des Daseins, der kulturellen Aufgeschlossenheit und des Wissens um die Fragwürdigkeit großspüriger etatistischer Aspirationen vielleicht mehr als anderswo ein rechter Glaube an die Zukunftsmöglichkeiten der Demokratie entwickelt. In

einem der Aufsätze Burckhardts wird aus Anlaß einer Würdigung Alexis de Tocquevilles von einem solchen Vertrauen gesagt, es ergebe „ein lebenslanges Bestreben, den demokratischen Zustand zu veredeln, zu überwachen, diesen Zustand, der an und für sich weder gut noch böse, aber unabwendbar und endgültig erscheint, auf seine wesensmäßig bedingten tödlichen Gefahren hin immer wieder mit der rettenden Kraft seiner Freiheit zu durchdringen“. Andererseits ist Burckhardt eine zu ausgereifte Persönlichkeit, um die Hemmungen zu unterschätzen, welche gerade die Söhne eines durch seine vorsichtige Klugheit bedeutsam gewordenen Stadtstaates heimsuchen können. In einer Würdigung Hermann Hesses, des durch die unstillbare Unruhe des Herzens und den Kampf mit der seelischen Unbehagtheit in besonderem Maß bemerkenswerten Dichters, steht das Geständnis, daß einst den von Schulnoten bedrängten Knaben die Werke des damals noch jungen, in einer Basler Buchhandlung tätigen Poeten durch den Kontrast

gefesselt haben, der sich gegenüber der angestammten Umwelt des Gymnasiasten manifestierte... „weil er (Hesse) ein Dichter war, der einzige in der alten, strengen Stadt am Oberrhein, in der ich Unzufriedenheit bisweilen unter dem Alptraum litt, in ihr entzündeten nur unvergleichlich geführte Hauptbücher, lückenlose Wörterbücher und sublimale Grammatiken, während der Gesang verstummt sei, das schöne Leben nicht mehr gepriesen werde und sein Niedergang ohne die Klage eines Sängers sich vollziehe“.

Der Bogen des siebzehn Essays umfassenden Bandes wölbt sich von der meisterlichen Portrait-skizze „Gedanken über Karl V.“ und Betrachtungen über Shakespeares Jago bis zu Paul Claudel, Hermann Hesse, Rudolf Kassner, Rudolf Alexander Schröder und Thornton Wilder. Schon im Anhub des Wesensbildes jenes spanischen Habsburgers, in dessen Weltreich die Sonne nicht unterging, wird der Grundtenor aller Aussagen erkennbar: „Das menschliche Urteil über Vergangenes steht nie still, alle historischen Gestalten schwanken in der Vorstellung der Nachwelt; es gibt keinen endgültigen Spruch über Gewesenes. Solange Kunde über Sein und Wirken eines Menschen überliefert wird, befiehlt sich Parteigänger und Feinde über ihre Auslegung. Aus der geschichtlichen Darstellung sind der Darstellende und sein Zeitalter reiner zu erkennen als der Dargestellte. Wir wissen wenig über unsere eigenen tiefsten Beweggründe, wenig über unsere Nächsten, wenig über Zeitgenossen, die wir am Werk gesehen haben, aber wir geben immer wieder vor, aus zufällig erhaltenen Zeugnissen über längst vergangene Geschlechter und Gestalten Wahrheiten gewinnen zu können. Keiner ist in seinem Urteil frei; jener, der sich den Besitz humaner Geistesfreiheit anmaßt und vermeint, völlig objektiv zu sein, wird historischen Erscheinungen, die seinem schwer definierbaren Freiheitsbegriff vermeintlich entsprechen, vor strengen Trägern der Autorität den Vorzug geben und oft den entscheidenden Anteil an Freiheit, dessen jede wahre Autorität zu ihrer Ausübung bedarf, verkennen. Jede menschliche Wesensart und Erscheinungsform, jede Tat, jedes Verhalten, jede Äußerung werden, sobald sie in Erscheinung treten, vom Mißverständnis befallen. Wer soll dazu imstande sein, die Summe dieser Mißverständnisse zu tilgen?“ Dennoch wagt Burckhardt die zusammenfassende Formel für die Anstrengungen des Kaisers, der zwei Jahre vor seinem Tode auf die Last der Krone verzichtete und sich ins Kloster von Yuste in Westspanien zurückzog: „Vergleichlichkeit.“ Doch der Basler Burckhardt, erasmianischer Skeptiker, glaubt doch von dem resignierenden Herrscher sagen zu können: „Vielleicht war ihm in Augenblicken bewußt, daß die Saat aller Taten aufgeht, aber anders als auf den Feldern der Erde, ohne Gewißheit von Zeit und Ort und vertrauter Gestalt, irgendwo, irgendwann, und in Formen, die wir uns nicht ausdenken können.“

Die Fähigkeit, geschichtliche Denkmalsfiguren in lebende Menschen mit ihrem Widerspruch zurückzuverwandeln, bewährt sich auch sonst. In diesem Buch, das allerdings nicht mit den bei der historischen Belletristik nun so beliebten Mitteln der Entzauberung und Reduktion operiert. So ist der Essay „Voltaire's Geschichte Karls XII.“ eher die vorsichtige Ehrenrettung eines Schriftstellers, dessen von Verehrern, Freunden (und Feinden) oft übersehene, sehr französische Ambivalenz zwischen Fortschritt und Beharrung die stärkste Garantie seines Nachruhms bedeutet. Ungemien erhellend und aktuell ist der in diesem Essay über ein anscheinend abseitiges Thema erfolgte Hinweis, daß der russische Sieg bei Poltawa über das schwedische Heer den Beginn der europäischen Schicksalsstunde darstellte, Voltaire's Leistung war nicht nur die Durchleuchtung eines hemmungslosen Eroberers, sondern auch die Aufrollung des russischen Problems in seinen strategisch-politischen Aspekten und die dadurch bewirkte Gefährdung Europas und der es tragenden Kräfte, Christentum und Humanismus.

Klärende Aufgeschlossenheit gegenüber den Besonderheiten einiger Nationscharaktere gehört zu den Vorzügen des Buches. Insbesondere zeigt sich diese Tugend hinsichtlich Österreichs. Deswegen wurde der Aufsatz über Franz Grillparzer ein in

DER SAMMLER

Aus einem Vortrag von Carl J. Burckhardt

liegenden Gebilde halte, so bin ich Sammlern begegnet, die ihr Instrument in der Weise beherrschten, wie es eben nur die Liebe, die innere Zusammenfassung auf den geliebten Gegenstand hin möglich macht. Unter diesen wirklichen Sammlern gibt es wahre Dombauer; indem sie Werke der Natur oder des Geistes zusammenbringen, erfüllen sie eine Berufung.

Der Sammeltrieb ist auch beim Tier vorhanden. Vielen und oft besonders glücklichen Menschen ist er angeboren. Unter welchen Bedingungen entwickelt er sich und wird er zu einem Kulturwert? Der Nomade sammelt nicht; er sammelt der Seßhafte. Es sammelt der Gescherte, der scheinbar Gescherte, der für eine Spanne Zeit Gescherte. Es wird gesammelt in Epochen des Besitzwechsels, des wirtschaftlichen Aufschwungs, oder langsam und in anderer Weise in solchen sehr stabiler Besitzverhältnisse. Es sammeln Individuen, die den überblickenden, inventarisierenden Epochen angehören, innerhalb derer Menschen und Menschenwerk in hoher Geltung stehen. Es sammeln die Begünstigten, es sammeln die Sieger, und die Besiegten geben preis. Napoleon oder Lord Elgin waren keine Sammler, sondern Plünderer größten Stils ad majorem gloriam ihrer Nation. Aber wie vieles wurde dadurch von dem Untergang bewahrt, daß Schätze gefährdeter, alter Kulturkreise in die Hauptstädte stark konzentriert und auf lange Zeit Sekurität gewählter Staaten gebracht wurden.

Die Griechen auf der Höhe ihrer schöpferischen Leistung sammelten nicht. Ihre Werke waren religiös bedingt, für religiöse Zwecke bestimmt; in Tempeln wurden sie vor dem Neid der Götter bewahrt. Es sammelten die siegreichen Römer, die auf dem Gebiete von Literatur und Kunst eine große Leere auszufüllen hatten; es sammelten die Spätantiken; innerhalb der Frühzeit jeder hohen Gattung hat das von Menschen geschaffene Werk eine bestimmte, eindeutige Funktion. Bis auf den heutigen Tag ist das unerschöpfliche Trümmerfeld, das die einzigartige Produktivität der Griechen hinterließ, immer noch imstande, Wunder der Auferstehung zu wirken.

jeder Hinsicht sublimes Stück Prosa. Die Ausführungen sind nicht beschwert durch die üblichen - negativen und positiven - Vorurteile gegenüber dem Dichter und seinem Land: „Grillparzer ist ein Österreicher in jedem Zuge, aber in ihm ist auch ein trockenes Widerstreben gegen österreichische Lebenswürdigkeit, die österreichische Melodie, spürbar. Sein Vaterland ist die alte Monarchie in ihrer Vielgestaltigkeit, 1848, als seine mürrische Abkehr von der Revolution ihm den Vorwurf einbrachte, er sei ein Reaktionsär, antwortete er: „Der Despotismus hat mein literarisches Leben zerstört, ich dürfte daher wohl Sinn für Freiheit gehabt haben. Aber nebst dem, daß die Bewegung des Jahres achtundvierzig mein Vaterland zu zerstören drohte, das ich aus tiefster Seele liebte, schien mir der Zeitpunkt für diese Freiheit nicht gekommen zu sein... Zur Freiheit gehört vor allem gesunder Menschenverstand und Selbstbeschränkung, und gerade daran fehlt es am meisten.“

Einige Erinnerungs- und Huldigungsaufsätze sind Belege für die schwere Kunst, Laudationen ohne die Hohlheit feierlicher Phrasen und die Banalität fader Höflichkeiten formulieren zu können. Ob das Andenken des in Basel tätig gewesenen Philosophen Karl Jöel - eines der Universitätslehrer Burckhardts - oder des zu Unrecht nun fast vergessenen österreichischen Volkswirtschaftlers, des nur düstere Zukunftsperspektiven erkennenden, politischen Denkers Felix Sonary gelehrt wird, oder aus festlichem Anlaß einige der Literatur unserer Tage angehörende Persönlichkeiten - immer schwingt in den Darlegungen, sogar dann, wenn die Reden Goethe und Schiller betreffen, jenes Konkrete, Differenzierende, Persönliche, Unkonventionelle mit, das bei öffentlich-repräsentativen Veranstaltungen keineswegs selbstverständlich ist.

Das Referat über Burckhardts Essaysammlung wäre unvollständig ohne Hinweis auf den sie abschließenden (umfangreichen) Aufsatz über den „Sammler“ und seine kulturelle Funktion in der Gesellschaft. Ein sonst üblicherweise ironisch oder psychoanalytisch oder soziologisch oder anekdotisch - also einseitig - erörtertes Thema bekommt aufschlußreiche neue Akzente und geschichtsphilosophische Hintergründe. In nuce ist der Ausklang des Essays eine Deklaration weltanschaulicher Art: „Das Wort Sammlung steht... da für einen hohen sittlichen Wert, dem alles Schöpferische und somit jede wirkliche Freiheit entspringt, nach dem Worte des Dichters, mit dem ich diese Betrachtung schließen möchte, und welches lautet:

Des Helden Tat, des Sängers heilig Lied,
Des Sehers Schauen, der Gottheit Spur und Wallen,
Die Sammlung hat's getan und hat's erkannt
Und die Zerstreuung nur verkennt's und spottet.“

Sulla als Sammler

Ein Kunstraublager im Piräus entdeckt

Von D. Aranca

End Juli wurde im Hafen von Piräus ein interessanter archäologischer Fund gemacht: vier Kupfer- und eine Marmorstatue, zwei Marmorstelen, zwei kupferne Schilde der klassischen Zeit und eine kupferne Maske. Die wertvollen Kunstwerke werden einstweilen in dem archäologischen Museum von Piräus aufbewahrt.

Der Direktor der archäologischen Dienststelle des griechischen Kultusministeriums, Papadimitriou, vermutet, daß der Fundort ein Lager der römischen Besatzungszeit war. Offenbar wurden dort die geraubten Kunstschatze gesammelt und für den Abtransport per Schiff nach Rom verpackt. Das Lager stammt wahrscheinlich aus der Zeit Sulla's. Der römische Feldherr ließ im Jahre 86 v. Chr., als er Griechenland soweit wie möglich ausgeplündert hatte, den Piräus durch Feuer zerstören. Der Brand hat die Verschiffung der Kunstwerke des jetzigen Fundes im letzten Augenblick verhindert.

Für diese Annahme spricht der Zustand der Gegenstände. Sie waren alle sehr sorgfältig umwickelt. Sie lagen in 1,30 bis 1,50 Meter Tiefe im Boden und wurden zufällig bei Straßenbauarbeiten entdeckt.

Die These, daß es sich hier um ein geheimes Exportlager Sulla's gehandelt habe, wird durch eine Untersuchung des Numismatischen Museums in Athen bekräftigt. Die Direktorin des Museums, Frau Eirini Waroucha, stellte bei einer Münze, die zusammen mit einer kupfernen Jünglingsstatue gefunden wurde, fest, daß die Prägung 87/86 v. Chr. erfolgte. Die Münze zeigt auf der Rückseite das Wappen Mithridates des Großen, einen von zwei Halbmonden umrahmten Stern.

An der Stelle, an der die Statuen gelagert waren, befand sich im Altertum eine Kommerzhalle der Hafenanlagen. In tieferen Schichten fand man unüberschaubare Mengen von Scherben, die von Tongefäßen und Öllampen herrühren.

Das wertvollste Stück der Ausgrabungen ist zweifellos der Kourois, die Kupferstatue eines Jünglings. Sie ist 1,92 Meter hoch, sehr gut erhalten und ein vollendetes Meisterwerk, das die charakteristischen Züge der archaischen Kunst trägt. Nach Auffassung namhafter Archäologen in Athen ist es in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts entstanden. Damit wäre die Statue der älteste Kourois, der bisher wiederentdeckt wurde. Nach Ansicht von Direktor Papadimitriou und seinen archäologischen Mitarbeitern könnte diese Statue ein Original sein, das im Anfang des 5. Jahrhunderts häufig kopiert wurde. Im Autor des Kunstwerkes vermutet man mit einiger Sicherheit einen Zeitgenossen des Athener Bildhauers und Erzgießers Antenor.

Man hat auch die Bearbeitungsart des Metalls der Statue untersucht. Man fand Tonreste der Gußform und darauf Spuren einer geschmolzenen Wachs-schicht. Das Untersuchungsergebnis bestätigt weitgehend die detaillierten Angaben, die Plutarch und andere Schriftsteller bei der Beschreibung der antiken Erzgußtechnik machen.

Als zweites Glanzstück ist eine kupferne Athena-Statue von 2,30 Meter Höhe zu nennen. Man könnte sie nach Meinung der Sachverständigen dem Athener Bildhauer Kephisodotos zuschreiben, der in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. lebte und wahrscheinlich der Vater des Praxiteles war. Jedenfalls handelt es sich um das Werk eines großen Künstlers, der noch die Erhabenheit des Göttlichen auszudrücken vermochte. Diese Athena ist unverkennbar eine majestätische Schutzgöttin. Das große Können des Künstlers offenbart sich selbst in sekundären Details. So ist der Helm der Athena mit

Grillparzer

Der neue TAUNUS 12m



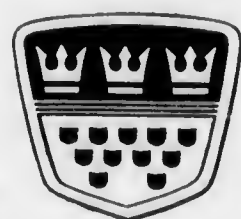
ZUM KLEINEN PREIS

Der neue Taunus 12 M ist da – ein Wagen, wie Sie ihn sich wünschen, wie ein Auto sein sollte: begeisternd schön und modern, dabei auf Jahre hinaus wertbeständig; für 5 Personen mit einem Kofferraum für eine vierwöchige Reise. Überraschend preisgünstig, mit dem bewährten 1,2-Liter-Motor und den überzeugenden Fahreigenschaften – dabei äußerst wirtschaftlich!



Der neue Taunus 12 M wurde für moderne, reiselustige, anspruchsvolle und wirtschaftlich denkende Menschen gebaut. Gehören Sie dazu? Dann testen Sie den neuen Taunus 12 M:

- 1. Ansehen!** Die dynamische Form, das sportliche Dach, das charakteristische Gesicht verraten schon: der neue Taunus 12 M ist stark, modern und reisebereit.
- 2. Ausmessen!** Überzeugen Sie sich, wie bequem fünf Personen sitzen – probieren Sie aus, wie viele Koffer im Handumdrehen im Kofferraum verschwinden.
- 3. Fahren!** Machen Sie eine Probefahrt; Fahreigenschaften lassen sich schwer beschreiben – man muß sie erleben. Ihr Ford-Händler ist startbereit.
- 4. Kosten prüfen!** Der neue Taunus 12 M verbraucht 7,9 Liter Normalbenzin auf 100 km (DIN 70030), Steuer und Versicherung betragen nur DM 34,42 monatlich. Der neue Taunus 12 M belastet Sie nicht – er hilft Ihnen sparen, denn er ist außerordentlich wirtschaftlich und preiswert:



DM 5690,- a. w.

An die Ford-Werke AG, Köln

Ich möchte mehr über den neuen Taunus 12 M wissen. Schicken Sie mir bitte kostenlos den großen farbigen Taunus 12 M-Katalog.

Name und Anschrift: _____

Die Welt vertraut **FORD**

einem prachtvollen Ornament versehen, das aus sich gegenseitig umwindenden Schlangen gebildet ist. An der Stirnseite des Helms sieht man ein Eulenpaar und an den Flanken geflügelte Löwen. Vermutlich trug die Statue in der rechten Hand eine Nike oder Eule, die jedoch nicht aufgefunden werden konnte. Dagegen gehört sicher einer der beiden Schilde des Fundes zu dieser Athena.

Aus dem 4. Jahrhundert stammt ferner eine kupferne Kore, eine Mädchenstatue, die aber vielleicht auch die Muse Melpomene darstellen könnte. Im Gesichtstypus weicht die Statue in einzigartiger Weise von den bekannten Darstellungen dieser Epoche ab. Aber der anmutige Gesichtsausdruck und die vornehme Haltung entsprechen den Merkmalen der Kunst aus der Zeit des Praxiteles.

Leider zeigt eine Artemisstatue von 1,55 Meter Größe starke Spuren der Oxydation. Auch diese Statue stammt offensichtlich aus dem 4. Jahrhundert von einem Künstler aus der Praxiteles-Schule. Der Gesichtsausdruck ist zwar ernst und herb, hat aber

zugleich etwas Trübseliges. Das Kunstwerk zeigt Merkmale einer künstlerischen Auffassung, die das Göttliche einer Idealisierung des Menschlichen gleichsetzte.

Zu dem Fund gehört eine gänzlich unversehrte Marmorstatue. Sie ist 1 Meter hoch und stellt eine schleiertragende Frau dar. Die Gelehrten sind sich noch nicht darüber einig, ob es sich um ein Götterbild handelt.

Schließlich wurden noch zwei Marmorstelen ausgegraben. Sie tragen ein bärtiges Hermesbild. Bei beiden sind die Zerstörungen so übereinstimmend und so charakteristisch, daß man annimmt, sie seien absichtlich vorgenommen worden. Die Archäologen datieren die Entstehung der Stelen in das 5. Jahrhundert und halten es für möglich, daß sie zu den Hermen gehören, die dem bekannten Anschlag des Alkibiades zum Opfer fielen.

Der gesamte Fund gilt in Fachkreisen als besonders wertvoll und interessant für wichtige Fragen der Geschichte der griechischen Kunst.

Julietta in Salzburg

Niederlage einer unzulänglichen Programmkonzeption / Von Max Höpfl

Haben die Salzburger Festspiele die Aufgabe, der noch unbekannteren Moderne in Oper und Schauspiel den Weg bahnen zu helfen oder nicht? Tatsache ist, daß sich die Festspiele mit diesen Neuheiten immer wieder dem Theateralltag zuwenden, über den ihre Gründer sie erheben wollten. Tatsache aber auch, daß sie ohne Anstoß an die Gegenwart in Gefahr sind, vor Erhabenheit allmählich zu versteineren. 1947 kam den Salzburgern der Mut, ihr Programm zu reformieren. Sie deuteten das Gesetz, nach dem sie angetreten, liberal, beriefen sich auf Hofmannsthal's Prophezeiung von der Verwandlung der europäischen Idee, die auch bei den Festspielen „das Heutige“ nicht ausschließt, und richteten ihre Blicke auch auf Oper und Schauspiel der Gegenwart. Was ihnen aber nicht kam, war eine Idee, wie sich Salzburgs Tradition und die neue Zeit in einem Programm künstlerisch vereinigen ließen. Man lebte von der Hand in den Mund, von Beziehungen und der süddeutschen barocken Assimilationskraft, freute sich, wenn alles gutging, trug es gelassen, wenn etwas schief lief, und kam so ohne organische Fortentwicklung des Salzburger Kunstgedankens über den „musikalischen Fleckerlteppich“ aus den Zeitgenossen von Einem, Offt, Brülten, Blacher, Berg, Liebermann, Egk und Barber bis zum Jahre 1959, wo Helmo Erbe einer erstaunten Welt präsentiert wurde. An ihm rächte sich, daß 1947 Tradition und Experiment ziemlich unvermittelt in den Salzburger Festspielen eine problematische Ehe eingegangen waren.

Wie so vieles im Programm, kam auch Erbes „Julietta“, Opera semiseria in vier Akten nach Heinrich von Kleists Novelle „Die Marquise von O...“, durch einen jener Zufälle nach Salzburg, die sich immer wieder hinter den Kulissen ereignen, wo Halbgötter uraufführungswundertätig sind. Die Fabel Kleists hätte interessant und spannend werden können, wenn Kleist in Erbe einen geistverwandten Meister gefunden hätte. Schon nach dem ersten Akt stellte sich heraus, daß wir es gar nicht, wie angekündigt, mit einer Opera semiseria, also mit einer halbernen Oper im Geiste des Barock, zu tun haben, sondern mit einem Gemisch von Oper, Operette und Musical. Erbe erwies sich nicht als ein Mann für die „edle Manier des Halbernstes“, sondern als ein Kind unserer Zeit mit dem Blick für das Indiskrete und Deutliche. So reizte es den 35jährigen Komponisten – vielleicht aus der Scheu seiner Generation vor dem Tragischen –, die Marquise und ihr Schicksal zu persiflieren und die Ungerechtigkeit der Welt zu ironisieren. Die Geschichte der Marquise von O... aber ist heikel. Für das Heikle fehlt dem Librettisten Erbe die Delikatesse, der „grand goût“ eines Daponte, Hofmannsthal oder Stefan Zweig, und dem Musiker das Genie eines Mozart oder Richard Strauß. Es ist nicht möglich, seine „Julietta“ in einem Atemzug mit „Figaro“, „Rosenkavalier“ und der „Schweigsamen Frau“ zu nennen.

Mit einer Ballettpantomime à la Offenbach nimmt Juliettas Schicksal seinen Lauf; jedermann weiß danach, wer sie geschändet hat. Nur Julietta weiß es nicht und nicht einmal, als es schon die Spatzen vom Dach pfeifen. Und als sie es endlich begreift, wirkt sie nicht mehr tragisch, sondern inmitten ihrer spießig höhennenden Umgebung komisch. Nun versteht man erst das Motto, das Erbe seiner Oper vorangestellt hat. Es ist ein Epigramm Kleists auf die Kritik des Fräuleins von Knebel, einer Weimarer Hofdame, an seiner Novelle, in dem er sich ironisch von dem Verdacht reinigt, es sei ihm in seiner

Erzählung auf die stoffliche Behandlung von etwas Feinlich-Schlüpfrigen ungenommen: „Dieser Roman ist nicht für Dich, meine Tochter! In Ohnmacht! Schamlose Poesie! Sie hielt, weiß ich, die Augen bloß zu.“ – Erbe glaubte, daß Kleists Novelle nur als große Persiflage richtig verstanden werden könne; ihre Figuren seien zu exaltiert und unwirklich, um ernst genommen zu werden. Naht sollten die Tatsachen wirken, daß die Marquise von O... und der große Unbekannte sich in den Gazetten aufboten und hintereinander her waren. Für Erbe hatte das alles etwas unüberbietbar Komisches. Und so packte er es auch musikalisch an. In unbekümmerter Musizierfreude schallte und waltete er mit den modernen Techniken unseres heutigen Orchesters und den Effekten der motorischen Rhythmik, Blachers und Strawinskys Vorbilder werden deutlich, Verdi und Orff lehrten ihn den Glanz und die Treffsicherheit seiner Ensembles und Chöre. Ihre Wirkung ist jedoch so eigen, elementar und amüsant, daß man dem Buffotalent Erbes Beifall spenden muß. Das Lyrisch-Dramatische verblaßt daneben; der romantische Gehalt des Kleist-Stoffes verfliegt wie Ather. Dem Komponisten gelingt es auch nicht, das Schicksalhafte der Mutterschaft Juliettas, das einzige, das er ernst zu nehmen beabsichtigte, in seiner schmerzlichen Tiefe zu fassen. Seine Melodik ist zu kurzatmig, sein thematischer Fundus zu dürftig, seine Charakterisierung der Personen zu flach; sie bleiben puppenhaft. Zu allem Unglück führt der Librettist Erbe einen Deus ex machina in Gestalt einer Amme in die Kleistsche Handlung ein; dieser soll ihm das Happy-End bringen, das Kleist nicht lieferte. Die letzten Reste von Opernerosizität schwinden dahin. Die „Semiseria“ treibt dem Kitsch zu. Ammenhafte Mutter-Kind-Seligkeit stiftet Frieden zwischen der Marquise und ihrem Schänder. In einer letzten Ballettpantomime ziehen der Graf und Julietta als Amor und Psyche, gefolgt von sechs tippelnden Ammen, ihrer legitimen Sehnsucht entgegen. Vorhang. Es war höchste Zeit.

Mit allen Anzeichen eines großen künstlerischen und gesellschaftlichen Ereignisses hatte sich „Julietta“ in Salzburg angekündigt. Am Abend des Uraufführungstages stand eine Künstlerchor von Rang und Namen bereit, ihr zu einem Welterfolg zu verhelfen: Antal Dorati, Oscar Waelterlin, Caspar Neher, Yvonne Georgi, ein glänzendes Ensemble mit Rita Streich in der Titelfolle, die Wiener Philharmoniker, der Chor und das Ballett der Wiener Staatsoper. Kurz vor Mitternacht stand fest, daß „Julietta“ nicht mehr als einen von Erschütterung gedämpften Achtungsbeifall erringen konnte. Für Salzburg war es nach den bezwingenden Erfolgen von „Orpheus und Eurydike“ in der Felsenreitschule und der überwilligenden Wiederentdeckung der „Schweigsamen Frau“ im Festspielhaus, nach der märchenhaften Neuzinszenierung der „Zauberflöte“ und der sinnreichen Haydn-Gedächtnis-Aufführung der köstlichen „Welt auf dem Monde“ eine Enttäuschung, für den Uraufführungsgedanken im Programm der Festspiele eine Niederlage. Für Helmo Erbe, den tüchtigen Film-, Bühnenmusik- und Hauskomponisten des Theaters am Kurfürstendamm in der Ära Oskar Fritz Schuh, den achtbaren Komponisten der in den Berliner Festwochen von 1952 schon erfolgreich an einem Theaterskandal vorbeigegangenen Kammeroper „Fabel in C“ und anderer Kammermusik- und Orchesterwerke, kann es eine Lehre sein. Salzburg hat ihm seine Grenzen gezeigt.

Kulturelle Nachrichten

Die zweite europäische Rektorenkonferenz wird vom 9. bis zum 15. September 1959 in Dijon stattfinden. Die Konferenz wird vom Europäischen Universitäts-Ausschuß vorbereitet. Einladungen wurden an die Rektoren von Universitäten in 22 europäischen Ländern sowie an eine Reihe hoher Beamten und Experten verschiedener Bereiche der Geistes- und Naturwissenschaften gerichtet. Man rechnet mit einer Beteiligung von 200 Delegierten.

Vom 30. Oktober bis 1. November hält in Lübeck die Deutsche Auslandsgesellschaft aus Anlaß ihres zehnjährigen Bestehens eine Tagung ab. Sie steht unter dem Kennwort „Begegnung Deutschland und der Norden“.

Vom 2. bis 4. Oktober findet in Karlsruhe die 15. Tagung der Studiengesellschaft für praktische Psychologie statt. Unter dem Rahmenthema „Der familienlose Mensch“ sind acht Vorträge und die Vorführung eines Dokumentarfilmes „Großstadtkinder“ vorgesehen.

Der Internationale Kongress der Märchenforscher, der in Lübeck eröffnet worden war, wurde in Kopenhagen abgeschlossen. Über 250 Gelehrte aus 26 Ländern nahmen daran teil. Annähernd 80 Vorträge wurden gehalten und diskutiert. Der Kongress befaßte sich auch mit der Bildung einer internationalen Märchenforschungs- und Erziehungskommission der Märchenforscher und der Errichtung eines internationalen Archivs als Basis für die künftigen Forschungen über Sagen, Legenden und Märchen der Völker.

Im Rahmen der Feiern zum 50. Jahrestag der Einweihung des Augusteums schreibt die Accademia Nazionale de Santa Cecilia in Rom einen internationalen Wettbewerb für eine Orchesterkomposition mit einem Preis von zwei Millionen Lire aus. Einsendung bis 31. Dezember 1959 an die Akademie.

Fresken aus der Zeit Papst Pauls V. (1605-1629) sind bei Restaurierungsarbeiten in der Amtswohnung des Papstes entdeckt worden. Sie befinden sich in einem kleinen Saal, der die Sala Clementina mit der Bibliothek des Papstes verbindet. Experten der Vatikanischen Museen prüfen zur Zeit den Fund.

Für die zweite Hälfte der beginnenden Spielzeit hat Gustaf Gründgens Joanna Maria Gorvin an das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg verpflichtet. Ihre erste Rolle wird die Doña Proeza in Paul Claudels Drama „Der seidene Schuh“ sein.

Prof. Dr. Heribert Reiners vollendete in diesen Tagen sein 75. Lebensjahr. Seit 1912 dozierte er in Bonn über rheinische und christliche Kunst. Von 1925 an war er als Ordinarius für Kunstgeschichte in Freiburg in der Schweiz tätig. 1945 übersiedelte Prof. Reiners an den Bodensee.

Dr. Walter Dederich, Bad Godesberg, seit 1937 erster Vorsitzender des Deutschen Philologen-Verbandes, vollendete am 28. August sein 70. Lebensjahr. Dr. Dederich war von 1924 bis 1936 Vorstandsmitglied des Rheinischen Philologen-Verbandes und von 1949 bis 1937 erster Vorsitzender des Landesverbandes Nordrhein-Westfalen im deutschen Philologen-Verband.

Im Alter von 68 Jahren ist in Liestal bei Basel der tschechische Komponist Bohuslav Martinu gestorben.

Funknotizen

Stuttgart sendet Di. 16.45 Uhr in der Reihe „Experimente der Frömmigkeit“ einen Vortrag von Dr. Jochen Margull über die „Agape“. Die bukolische Tragödie von Richard Strauß „Daphne“ wird in einer Eigenaufnahme unter Hans Müller-Kruy mit Trude Eipperle in der Titelfolle Do. 20 Uhr gesendet.

Das Hörspiel des SWF sendet Di. 20.30 Uhr ein „sozial-kritisches Menetekel“ von Wolfgang Hildesheimer: „Der schiefe Turm von Pisa“. Regie führt Walter Knauts.

In der Kölner Reihe „Christliche Gedanken in unserer Zeit“ spricht Mo. 21.30 Uhr vom WDR Heinz Flügel über die Rechenmaschine und den unberechenbaren Menschen. Das Kölner Nachtprogramm wiederholt Fr. 22.10 Uhr ein Gespräch über eine Fabel des Dschingis Dschingis von Rudolf Ringguth: „Hat die Askese einen sozialen Sinn?“

Das Fernsehen zeigt Mo. 21.20 Uhr eine Dokumentation über Absicht und Methode des sowjetischen Fernsehens von Thilo Koch: „Die rote Optik“. Eine Fernsehkomödie von Wolfgang Hildesheimer ist Do. 20.20 Uhr vom NWRF zu sehen „Nocturno im Grand Hotel“ mit Johannes Heesters, Gisela Schlüter, Mady Rahl in der Regie von Fritz Schröder-Jahn. Der SWF zeigt im Fernsehen Fr. 21.40 Uhr einen Dokumentarbericht über den Heiligen Rock im Trienter Dom.



AR 25314

Stein, Gisela

Gisela Stein Collection

LEO BAECK INSTITUTE

Center for Jewish History

15 West 16th Street
New York, NY 10011

Phone: (212) 744-6400

Fax: (212) 988-1305

Email: lbaeck@lbi.cjh.org

URL: <http://www.lbi.org>

Date: 7/6/2009

Sys #: 000348186

Box: 1

Folder: 22

A LIVING
MEMORIAL
TO THE
HOLOCAUST

MUSEUM
OF
JEWISH
HERITAGE

R E C E I P T

DATE: July 23, 1996

DONOR: DR. GISELA STEIN GROSS

ADDRESS: 19 EAST 19th ST
NEW YORK NY 10028

TELEPHONE: Business: _____ Home: 212-348-3234

DESCRIPTION OF ITEMS:

- 1 photo LFD (to be returned)
- 3 Gymnasium end year reports 1937/38/39
- 1 pr navy kid gloves - handmade
- 1 pr red/navy kid gloves - handmade
- 1 leather hole puncher
- 1 tape measure
- movie programs 1937-1938
- Passenger list Zaandam 1939 (LFD)

GIVEN BY: Gisela Stein Gross

RECEIVED BY: Bonnie Stein

DATE: July 23, 1996

A LIVING
MEMORIAL
TO THE
HOLOCAUST

MUSEUM
OF
JEWISH
HERITAGE

David Altshuler
Director

July 24, 1996

Dr. Gisela Stein Gross
19 East 88th Street
New York, NY 10128

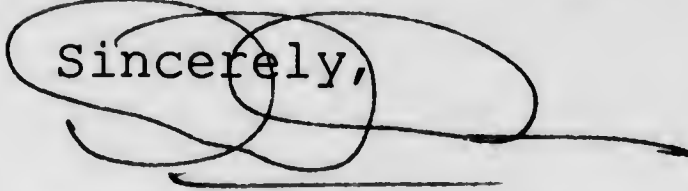
Dear Dr. Gross,

Thank you very much for the gifts of artifacts reflecting your school years and the emigration of your parents and yourself from Vienna to the United States in 1939/40. This material, and the history it represents, is a precious and meaningful addition to our collection.

We sincerely appreciate your willingness to share this material with us and our future audiences.

After registration has been completed over the next months, our registrar will prepare for the artifacts a deed of gift which will be sent to you for your signature.

Sincerely,


David Altshuler

DA:bg

A LIVING
MEMORIAL
TO THE
HOLOCAUST

MUSEUM
OF
JEWISH
HERITAGE

Dr. Gisela Stein Gross
19 East 88th Street
New York, NY 10128

July 24, 1996

Dear Gisela,

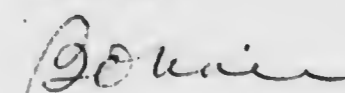
The school reports and the gloves, hole puncher and tape measure were received with great interest and enthusiasm by my colleagues on the research staff of the Museum. After considering the issue of the movie programs, we have decided to accept one of them, the Emile Zola story, because of its "Jewish connection." You might offer the others to the Museum of the Moving Image in Queens, which specializes in movie memorabilia. The one example will serve to illustrate, for us, the interests of a Jewish teenager in Vienna of the 1930's.

As you requested, I am returning the passenger list from the SS Zaandam, as well as the photograph of your mother and yourself. We all felt that it was indeed an appropriate image, reflecting the anguish and the pain which you were experiencing at the time. But you have to be comfortable with its use in an exhibit, so if you can locate photos of your mother and of yourself which we can use, please let me know. This material is in an acid-free envelope, which will retard further yellowing.

I have enclosed the copy of the chapter from the Saul Raphael Landau book which I did not send in last night's package, as well as xerox copies of the three school reports which you donated, so you will have a record of them.

Thank you again for lunch, for your pleasant company, and for the effort expended in locating all the material. I hope you will soon be on vacation, resting and enjoying pleasant weather and nice company.

Love,



MATERIAL GIVEN TO HOLOCOST MUSEUM
COPIES OF 12 x LAST ZEUGNIS GIVEN
TO INSTITUTE

Wochenspiegel
Film-Kurier

Jeanette Mac Donald
Nelson Eddy

GS
DUUZ
PAXY



Im **goldenen Westen**



EIN Metro-Goldwyn-Mayer-FILM



Jeanette MacDonald Nelson Eddy

Im goldenen Westen

Regie: Robert Z. Leonard

Produktionsleitung: William Anthony McGuire · Drehbuch (nach dem Bühnenstück von David Belasco): Isabel Dawn und Boyce DeGaw · Musik: Sigmund Romberg · Musikalische Leitung: Herbert Stothart
 Tänze: Albertina Rasch · Ton: Douglas Shearer · Bauten: Cedric Gibbons
 Kamera: Oliver T. Marsh, A. S. C.

Darsteller

Mary Robbins	Jeanette MacDonald
Ramerez	Nelson Eddy
Leutnant Johnson	
Jack Rance	Walter Pidgeon
Mosquito	Leo Carillo
Alabama	Buddy Ebsen
Pedro	Leonard Penn
Nina Martinez	Priscilla Lawson
Sonora Slim	Bob Murphy
Trinidad Joe	Olin Howland
Minstrel Joe	Cliff Edwards
Nick	Billy Bevan
Professor	Brandon Tynan
Vater Sienna	H. B. Warner
Gouverneur	Monty Woolley

Ein Metro-Goldwyn-Mayer-Film







Man schrieb das Jahr 1850. Da drang die Nachricht, daß in Kalifornien Gold zu finden wäre, in den Osten Amerikas. Zu Tausenden zogen die Glücksjäger auf gefährlichen Pfaden dem „gelobten Lande“ entgegen. Indianer und Banditen bedrohten die Pioniere, deren Hoffnung in so vielen Fällen getäuscht werden sollte. Aber die ihr Ziel erreichten, schufen sich in zäher Arbeit, als Vorposten der Zivilisation, eine neue Heimat. Mit den ersten Goldsuchern war auch die kleine Mary Robbins nach Cloudy Mountain, einer Ansiedlung inmitten der Felsengebirge, gekommen. Wir finden sie nun, 20 Jahre später, als forsche Wirtin der „Polka-Bar“ wieder. Energisch führt sie die Zügel in ihrem Hause. Sie versteht es, die rauhen Kerle, die ihre Gäste sind, zu zähmen und hat sich bisher auch ihrer zahlreichen Verehrer noch immer geschickt erwehren können. Nur Rance, der Sheriff des Ortes, kann sich rühmen, ein Zipfelchen ihres Herzens erobert zu haben. Er hat ihren höchsten Wunsch erfüllt und ihr das heißersehnte Klavier zum Geschenk gemacht, bei dessen Klängen nun ihre Bewunderer oft der herrlichen Stimme Marys lauschen. Eines Tages fährt Mary nach Monterey, dem Sitz des Gouvernements, um dort Einkäufe zu machen. Unterwegs wird die Postkutsche von Ramerez, dem Banditen, und seinen Männern angegriffen. Mary gelingt es, ihr Geld zu verstecken und den Räubern Respekt einzulößen. Ja, Ramerez ist von ihrer Anmut so entzückt, daß er köhn der Postkutsche in die Stadt folgt. Dort macht Mary ihrem väterlichen Freund, einem alten Pfarrer, einen Besuch. Um ihn zu erfreuen, willigt sie ein, das „Ave Maria“ in seiner Kirche zu singen. Auch Ramerez ist unter den Zuhörern, und als er durch einen glücklichen Zufall erfährt, daß der Gouverneur selbst den Wunsch geäußert hat, Mary solle das große Fest in seinem Hause durch ihren Gesang verschönen, da steht sein Plan fest. In der Rolle eines Leutnants Johnson holt er Mary zu dem Ball ab. Unterwegs machen sie halt an einem Bache. Ramerez wird etwas störmisch, so daß ihm Mary sehr empört davonläuft. In den erregenden Trüben mexikanischer Volkslänze jubelt ihr strahlender Sopran das eine Wort: „Moriadie!“ Das ist der Höhepunkt des Festes. Mit geschicktem Wurf fangen sich die Tänzer mit dem Lasso ihre Partnerinnen ein, die sie sich fürs Leben als Gattin erwählt haben. Auch Ramerez ist erschienen, hat Mary gefangen und erwirkt nun ihre Verzeihung, die sie ihm nur zu gern gewährt. Mitten im Tanze bemerkt Ramerez, daß

er in Gefahr ist, erkannt zu werden. „Mosquito“, sein treuer Gefährte, hat ein Pferd bereitgehalten. Im Sprunge erreicht er den Rücken des Tieres und entflieht, ehe sich die Gäste richtig besonnen haben. Rance, der Sheriff, ist Ramerez auf der Spur. Um den Banditen aus seinem Versteck zu locken, läßt er die Nachricht aussprengen, daß alles Gold, das in Cloudy Mountain gefunden worden ist, in der „Polka-Bar“ deponiert werden soll. Tatsächlich erscheint Ramerez dort. Um seine Absichten und seine Identität zu verschleiern, muß zur gleichen Zeit Mosquito einen Überfall auf den Schmied des Ortes ausführen, wobei er sich als Ramerez ausgeben und so die Polizei von dessen Person ablenken soll. Zu seiner größten Überraschung findet Ramerez in der „Polka-Bar“ seine schöne Unbekannte als Herrin vor. Rance verdächtigt ihn sofort. Aber Mary, die ebenfalls glücklich ist, ihren „Leutnant Johnson“ wiederzusehen, setzt sich für ihn ein. Unter diesen Umständen denkt der Bandit nicht mehr daran, seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Bei vertrauter Zwiesprache nimmt er sogar gern eine Einladung Marys, mit ihr in ihrer Behausung den Abend zu verbringen, an. Im Lager der Banditen erfährt inzwischen Nina, eine Freundin des Ramerez, daß er für eine andere Frau seine Absichten auf das Gold aufgegeben hat. In ihrer Eifersucht denkt sie nur an Rache; sie eilt heimlich zu Rance und verrät ihm, wer der Mann ist, der bei Mary weilt. Rance dringt mit seinen Leuten in ihr Haus ein, doch es gelingt Mary, die bei dieser Gelegenheit die Wahrheit über ihren Gast erzählt, den Geliebten zu verbergen. Bei dem Versuch, zu fliehen, wird Ramerez verwundet. Mary kann ihn jetzt nicht länger vor Rance verstecken. Aber sie fleht ihn an, sein Leben zu schonen. Endlich willigt Rance ein, daß das Glück der Karten über sein Schicksal entscheiden soll. Mary gewinnt zwar, aber Rance bemerkt, daß sie falsch gespielt hat. Es scheint nun um Ramerez geschehen sein. In ihrer höchsten Not verspricht Mary, den Sheriff in kürzester Frist zu heiraten. Rance, dem seine Liebe über alles geht, läßt den Banditen entkommen. Die Hochzeit soll in Monterey stattfinden. Mary geht voraus in die Kapelle, hört plötzlich die Stimme ihres Ramerez, und fliegt glücklich in seine Arme. Der alte Pfarrer bestimmt Rance, der schon entschlossen ist, Ramerez diesmal zu töten, sich der großen Liebe der beiden jungen Leute zu beugen. Unbehelligt läßt er das Paar einem neuen Leben entgegenziehen.



Nr. 2904

Verlag: Vereinigte Verlagsgesellschaften Franke & Co.
KG., Berlin - Wilmersdorf 1, Prager Platz 4a.
Kupfertiefdruck August Scherl Nachf. Berlin SW 68

Film „Tolle Marietta“:

A hoot owl from a sycamore limb to-wit, to-who...
 A bob cat made some remarks to him that made him made clean through...
 The owl said who are you to sit there... criticizing me,
 I understand you're not the kind of a cat you pretend to be.
 The cat replied with just one big meow! Meow!
 And I'm pretty sur the owl knows netter now...
 Riding thru the sky at midnight...
 There's a witch upon a magic broom,
 There is danger in the southern sky at midnight,
 If you'll look on high it will lead you to your doom
 With the magic scent of sweet magnolia,
 And the tender tone the breezes play,
 Before you know she's cast her spell around you,
 Before you know she steals your heart away,
 Neath the southern moon,
 Where love is warm and tender.
 By the southern sea
 Where love is warm and free,
 Neath the spreading shade of palms you will surrender
 For I know it's always June
 Neath the southern moon.
 Weitere Auskünfte folgen.

TARANTELLA. Nachstehend ein weiterer Liedertext aus dem Film „Tarantella“:

Everything is fair I know in love and war,
 & I never dare to give my heart,
 I'm so well aware the one I may adore
 May only mean to play right from the start...
 He who love and runs away
 From a love so true,
 Life to love another day,
 With a love that's new...
 If I give my heart away,
 Will I wake to learn...
 That your heart has marched away,
 Never to return?
 Will I find that the call to arms...
 ... is the call to you
 Of another's charms,
 Will I wait alone and say to the stars above,
 He who loves and runs away is the one I love,
 Could you, could you ever be true
 To eyes of blue...
 ... if brown eyes smiled at you?
 Though your words be e'er so tender
 If I give my heart in sweet surrender...
 Will you march away?
 If you give your heart to me...
 ... must I understand
 It may whisper „set me free“
 Hearing love's command...



Jeanette Mac Donald und Marlene Dietrich, die beiden beliebten Filmschauspielerinnen, in Bettszenen.
 Die Mac Donald übernahm dieses Bett (aus dem Film Monte Carlo) in ihren Privatgebrauch

Wir kochen:

Erdäpfel in Milch gebacken. Gargedämpfte, geschälte Erdäpfel werden in Scheiben geschnitten und noch heiß mit Milch übergossen, in eine gefettete Backform gefüllt, mit geriebenem Käse bestreut und im Ofen gebacken, bis sich eine bräunliche Kruste gebildet hat.

Speckkartoffelpudding. Der Boden einer Puddingform wird mit Speckscheiben ausgelegt. Darauf kommen rohe Kartoffelscheiben, die mit Zwiebelwürfeln und Rümmelel bestreut werden; dann wieder Speck und Kartoffeln, bis die Form gefüllt ist. Obenauf Speck. Die Form wird geschlossen und drei Stunden im Wasserbad gekocht.

Erdäpfeltorte. 20 Dkg. Zucker und 4 Eidotter werden schaumig gerührt. Dazu kommt ein halbes Kilo Erdäpfel, das man am Vortag gekocht und gerieben hat und Zitronenschale. Der Teig wird gut abgerührt. Zuletzt mischt man den Schnee der 4 Klar und Backpulver leicht dazu und bäckt die Torte ungefähr eine Stunde.

Kleine Winke.

Das Kartoffelmehl im Haushalt:

Beim Hausputz bereitet man daraus einen Kleister, mit dem man schadhafte Stellen in der Tapete ausbessern kann.

Aus dem Wollstoff verschwindet der fettige Rand, wenn die Stelle mit heißem Kartoffelmehl abgebürstet wird.

Auf dem Seidenstoff hinterläßt die Benzinreinigung keinen Rand, wenn man Benzin mit Kartoffelmehl mischt. Die gereinigte Stelle erscheint nachher oft stumpf. Sie wird mit einem



Illustrierter
Film-Kurier
Nr. 1784

Maienzzeit



Maienzeit

Regie: Robert Z. Leonard

Drehbuch: Noel Langley

Nach einem Stück von Rida Johnson Young

Musik: Sigmund Romberg und Herbert Stothart

Personenverzeichnis:

Marcia	Jeanette MacDonald
Paul	Nelson Eddy
Nicolai	John Barrymore
Archipenco	Herman Bing
Kip	Tom Brown
Barbara	Lynne Carver
Ellen	Rafaela Ottiano
Kutscher	Charles Judels
Trentini	Paul Porcasi
Fanchon	Sig Rumann
Rudyard	Walter Kingsford
Sekretär	Edgar Norton
Louis Napoleon	Guy Bates Post
Madame Fanchon	Anna Demetrio



Ein Metro-Goldwyn-Mayer-Tonfilm

in deutscher Sprache

Das Lied „Sweetheart“ ist im Hofmeister-Figaro-Verlag, Ges. m. b. H., Wien, L., erschienen und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen.



Vielleicht hätte nie jemand in der kleinen Stadt in Neu-England, wo sie schon lange lebt, etwas gewußt von der gutmütigen ältlichen Miß Marcia Morrison, wäre es nicht geschehen, daß sich Barbara Roberts einmal mit einer wichtigen Frage an sie wandte. Barbara erwägt nämlich, ihren guten Freund Kim zu verlassen und nach New York zu gehen, um dort die Karriere als Sängerin, von der sie träumt, zu versuchen. Nach einem Streit mit Kim wegen ihren Plänen wendet sie sich an Miß Morrison mit der Frage, ob sie nicht recht hat, wenn sie trachtet, eine berühmte Sängerin zu werden, wie Jenny Lind oder Marcia Mornay etwa... Miß Morrison begreift sie nur zu gut, aber auch etwas anderes begreift sie, denn sie selbst ist die einst berühmte Marcia Mornay! — An dem Abend, als Marcia Mornay für Louis Napoleon singt, an dem Abend ihres Triumphes, als der große Komponist Trentini sie unsterblich machen will und verspricht, eine Oper für sie zu schreiben, bittet der berühmte Impresario Nicolai Nazareff sie, ihn zu heiraten. — Marcia liebt ihn nicht, trotzdem kann sie seinen Antrag nicht ablehnen. Die Heirat

Liebling, kannst du wirklich treu sein?

(Will you remember)

Musik: Siegmund Romberg Deutscher Text: Hans Blala

Sag' — wann ist die Zeit zum Verliebtsein?
Ich glaube, am besten im Mai —
Man muß nicht im Küssen geübt sein,
Das lernt man im Mai eins, zwei, drei!
Doch Mai, Juni, Juli, September,
Das geht wie im Fluge vorbei,
Und auf einmal, da ist es Dezember.
Drum frag' ich dich schon heut' im Mai:
Liebling, Liebling, Liebling,
Kannst du wirklich treu sein?
Oder erinnerst du dich
Nicht an den Mai und an mich
Im nächsten Mai?
Liebling, Liebling, Liebling,
Ewig kann nicht Mai sein —
Einmal vielleicht wird
Der Frühling vorbei sein,
Dann war's nur ein Mai!



Heimwärts zu dir, mein Land Virginia
(Carry me back to old Virginny)

Musik: James A. Bland Deutscher Text: Hans Blaia

Heimwärts zu dir, mein Land Virginia,
Trägt mich zurück das alte Baumwollpflückerlied.
Oft singt mein Herz wie ein Vogel im Frühling,
Wenn es im Traum die Heimat wiederleht.
War auch die Arbeit nicht leicht auf den Feldern,
Stach auch der Strahl der Sonne wie ein Dorn,
Doch auf der Welt gäbs für mich wohl kein Heimweh,
Wär' nicht Virginia das Land, wo ich gebor'n.



Sweetheart

Musik: Sigmund Romberg
Deutscher Text: Josef Hodmuth und Hans Werner

Sweetheart, Sweetheart, Sweetheart,
Sag' es mir noch einmal,
Daß es dein Herz nie vergißt.
Was du gewesen mir bist!
So viel, so viel!
Sweetheart, Sweetheart, Sweetheart,
Küsse mich noch einmal,
Traum meines Lebens,
Dich träumt' ich vergebens,
Märchen, du bist aus!



ist der Preis dafür, daß er ihr zu einer glanzvollen Karriere verhilft. Und Marcia, die sich an andere Sängerinnen erinnert, die er berühmt gemacht hat, und andere Preise, die er dafür verlangte, findet sein Verlangen nicht unbillig. — Da sie an diesem Abend vor Erregung keinen Schlaf finden kann, steigt sie in einen Wagen und bittet den Kutscher, sie hinaufzufahren, wo er will. Vor einem Café, wo ausgelassene Studenten ausgelassene Lieder singen, geht das Pferd durch. Während Marcia darauf wartet, daß der Kutscher das verirrte Tier zurückholt, kann sie nicht widerstehen, ins Café zu schlüpfen und der wundervollen Stimme eines der Studenten zu lauschen. Der junge Mann ist Paul Allison, und als er hört, daß auch Marcia eine Amerikanerin ist und somit seine Landsmännin, läßt er allen seinen Scharm spielen, um ihr das Versprechen abzunehmen, daß sie mit ihm am nächsten Tag den Lunch nimmt. Gegen ihren Willen nimmt sie die Einladung an, hat aber sofort die Absicht, ihn nie mehr wiederzusehen. — Doch Paul gibt keine Ruhe, bis er sie soweit gebracht hat, daß sie die Einladung, den 1. Mai mit ihm auf dem Jahrmarkt von St. Cloud zu verbringen, nicht angenommen hat. Am Ende dieses wundervollen, gestohlenen Tages wissen beide, daß sie sich unrettbar ineinander verliebt haben. Marcia aber hat Nazarov ihr Versprechen zu einer Ehe ohne Liebe gegeben und sie kann dieses Versprechen nicht brechen. Dieser eine wundervolle Tag muß sie und Paul für ein ganzes Leben entschädigen. — Viele, viele Jahre vergehen — Jahre voll der Triumphe für Marcia — bevor sie einander wiedersehen. Als sie nach New York kommt, um zum erstenmal in Amerika aufzutreten, erkennt sie in ihrem Partner, einem Bariton, Paul. Die Liebe, die sie zu vergessen suchte, erwacht stärker als je in ihr, und nach dem überwältigenden Erfolg, den ihr gemeinsames Auftreten erzielt, begreift sie, daß Paul recht hat, wenn er sagt, daß sie sich nun nie mehr voneinander trennen können. Sie denken daran durchzugehen — egal, wohin. Am Abend nach der Vorstellung bittet Marcia Nazarov, sie freizugeben. Er verspricht es, geht zu Paul — und erschießt ihn. — So überzeugt Marcia Mornay die junge Barbara Roberts, daß es nur eine Entscheidung geben kann, wenn man vor der Wahl zwischen Liebe und Ruhm steht...



Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Filmpropaganda Ges. m. b. H. — Auslieferungsstelle des „Illustrierten Film-Kurier“, Wien, VII., Neubaugasse 25. — Kupfertiefdruck der NS. Werksgemeinschaft der Arbeiter und Angestellten des Druckereibetriebes Wien, IX., Canisiusgasse 8-10

Früher erschienene Hefte des „Illustrierten Filmkurier“ sind durch die Billeteure der Kinotheater oder direkt vom Verlag zu beziehen!

ASE

Nr. 123

6. JAHRGANG



GRETA GARBO

Das
PROGRAMM
von
HEUTE

mit KÜNSTLERPOSTKARTE

Die Sammelniendame



DIE KAMELIENDAME

Nach dem gleichnamigen Theaterstück von Alexander Dumas

Regie: Georg Cukor / Manuskript: Zoe Akins, Frances Marion und James Hilton / Drehbuch: Margaret Booth / Musikal. Leitung: Herbert Stothart / Tänze: Val Raset / Bild: William Daniels, A. S. C.

Darsteller:

Marguerite	Greta Garbo	Gaston	Rex O'Malley
Armand	Robert Taylor	Gustave	Russel Hardie
Monsieur Duval	Lionel Barrymore	Saint Gaudens	E. E. Clive
Nichette	Elizabeth Allan	Henri	Douglas Walton
Nanine	Jessie Ralph	Corinne	Marion Ballou
Baron de Varville	Henry Daniell	Marie Jeanette	Joan Brodel
Olympe	Leonore Ulric	Louise	June Wilkins
Prudence	Laura Hope Crews	Valentin	Fritz Leiber, jr.
	Mme. Duval		Elsie Esmonds



Ein Metro-Goldwyn-Mayer-Film





Freunde haben sie verlassen, sie muß ihren Schmuck verkaufen und sieht ihrem Ende entgegen.

Da kommt Armand zurück, der sie nicht vergessen konnte, und die Liebenden sehen sich nach langer Trennung wieder. Marguerite ist dieser Aufregung nicht gewachsen — sie stirbt in den Armen Armands.

Verlangen Sie an der Kasse
das Postkartensammelalbum

„Unsere
Filmlieblinge“

Preis RM. 1.—



Für den Inhalt verantwortlich: Paul Ickes, Berlin-Steglitz. Anordnung dieses Programms und Beifügung der Künstlerpostkarte ges. gesch. Copyright 1937 by
Das Programm von Heute, Zeitschrift für Film und Theater GmbH., Berlin SW 11, Dessauer Straße 7 — Kupfertiefdruck: Deutsche Zentraldruckerei A.-G., Berlin

Nr. 1186



In einem neueröffneten Spielsaal treffen sie sich zufällig — Armand spielt mit dem Baron und gewinnt ein Vermögen. Er beleidigt Marguerite, die ihn in einer letzten Zwiesprache wiederum abgewiesen hat, öffentlich und wird von dem Baron zum Duell gefordert, dessen Ausgang ihn zwingt, ins Ausland zu fliehen. Der schwerverwundete Baron verläßt Marguerite, sie gerät in Schulden und erkrankt. Alle ihre





Marguerite Gautier, eine Schönheit der Pariser Lebewelt, trifft im Theater Armand Duval. Sie hält ihn erst für den reichen Baron de Varville und verliebt sich in den jungen Mann, der sie schon lange verehrt. Sie lernt aber an demselben Abend den wirklichen Baron de Varville kennen und wird seine Geliebte. Er verwöhnt sie mit Geld und Geschenken. Eines Tages muß er eine Reise antreten, und Marguerite, die eben von einer Krankheit genesen ist, gibt eine Gesellschaft zur Feier ihres Geburtstags. Auch Armand Duval ist eingeladen. Der Baron kehrt aber vorzeitig zurück und wittert, daß Marguerite ihn betrügen will.

Armand Duval entschließt sich, Paris zu verlassen, um Marguerite vergessen zu können. Als sie sich aber vorher noch einmal wiedersehen, gestehen sie sich ihre Liebe und fahren zusammen aufs Land. Dort verbringen sie einen wundervollen Sommer miteinander. Armand will sein Vermögen flüssig machen und Marguerite heiraten.

Da kommt Armands Vater und bittet Marguerite, seinen Sohn freizugeben, der durch sie überall kompromittiert und in seiner Karriere behindert sei. Marguerite verspricht es schweren Herzens nach langem inneren Kampf. Armand darf den wahren Grund nicht erfahren und hält Marguerite für einen wertlosen Charakter, als sie wieder zu dem Baron zurückkehrt.



Clark Gable macht kritische Augen.



(Aufn. Metro.)



„Ross“ Verlag

Foto: Metro-Goldwyn-Mayer

Greta Garbo



Ein prominenter Gast

Miß Jeanette Macdonald, bei uns bekannt durch die Tonfilme „Liebesparade“ und „Monte Carlo“, stellte sich auf ihrer Europatournee den Berlinern im „Kabarett der Komiker“ vor.

Illustrierter
Film-Kurier
Nr. 1906

Gräfin Waleruska



Gräfin Walewska

Manuskript: Samuel Hoffenstein, Salka Viertel und S. N. Behrman
Nach einem Buch von Waclaw Gasiorowski und einer Dramatisierung von Helen Jerome

Regie: Clarence Brown

Musik-Arrangement: Herbert Stothart

Personenverzeichnis:

Maria Walewska
Napoleon
Talleyrand
Kapitän D'Ornano
Graf Walewski
Paul Lachinski
Laetitia Bonaparte
Prinz Poniatowski
Sterbender Soldat

Greta Garbo
Charles Boyer
Reginald Owen
Alan Marshal
Henry Stephenson
Leif Erikson
Dame May Whitty
C. Henry Gordon
Vladimir Sokoloff



Ein -Tonfilm

in deutscher Sprache



Der älteste Graf Walewski und seine wunderschöne Frau Marie befinden sich auf ihrem Landsitz Walewice, als eine Horde wilder Kosaken sich den Weg zu ihnen erzwingt. Sie haben manche Erniedrigung von den Kosaken zu erleiden, werden jedoch durch das rechtzeitige Nahen der französischen Armee gerettet. — Polen leidet unter der Tyrannei Rußlands und erhofft von Frankreich und Napoleon seine Befreiung. — Paul, Maries Bruder, Offizier bei den polnischen Lanzenreitern unter Napoleon, kommt nach Walewice und macht seiner Schwester die Mitteilung, daß Napoleon in einer Stunde durch das nahe Bronie durchziehen wird. Marie will den Kaiser sehen und eilt nach Bronie, wo sie Napoleon Auge in Auge gegenübersteht, und ihre Schönheit einen starken Eindruck auf ihn macht. — Bald darauf begegnen einander auf einem Ball in Warschau Marie und Napoleon wieder und der Kaiser zeigt vor dem ganzen Hof sein Interesse für sie. Deshalb wendet sich eine Gruppe polnischer Patrioten an die Gräfin Walewska mit der Bitte, ihren Einfluß im Interesse der Befreiung Polens geltend zu machen. Graf Walewski ist sehr verzweifelt darüber, doch schließlich begibt sich Marie zu Napoleon, um ihr Vaterland zu retten. — Verletzt und beschämt kehrt Marie zurück — denn Napoleon hat Polen nicht befreit. Sie will nach Walewice gehen, um sich dort von ihrer Enttäuschung zu erholen. — Napoleon, der sich klar darüber geworden ist, daß er sie liebt, folgt ihr; sie gestehen einander ihre Liebe und beschließen, miteinander fortzuziehen. — Marie begibt sich nach Warschau und macht ihrem Gatten davon Mitteilung. Er fleht sie an, nicht bei Napoleon zu bleiben.



doch sie ist fest dazu entschlossen. Gemeinsam mit dem Kaiser kommt sie nach Finckenstein, wohin Napoleon die Vertreter aller europäischen Mächte zu einer Konferenz berufen hat. Talleyrand, der ränkevolle Außenminister Napoleons, kommt bald dahinter, daß sich Marie auf dem Schloß befindet und teilt ihr mit, daß Napoleon das Herzogtum von Warschau geschaffen hat. Dieser Schritt Talleyrands ärgert Napoleon, der gehofft hat, Marie durch die gute Nachricht freudig zu überraschen. — Paul kommt auf das Schloß, doch als er von den Beziehungen seiner Schwester zu dem Kaiser hört, reißt er die Distinktionen von seinen Ärmeln herunter und stürzt davon. Marie ist zu tiefst verzweifelt. Dann macht ihr Talleyrand die Mitteilung, daß Napoleon die Absicht hat, sich von Josephine scheiden zu lassen. Marie, die, ohne daß Napoleon davon weiß, ein Kind erwartet, ist froh über diese Nachricht, denn sie ist überzeugt davon, daß Napoleon sie heiraten wird. Doch ihre Freude verkehrt sich in Verzweiflung, als sie hört, daß Napoleon die Absicht hat, sich aus politischen Gründen mit Marie Louise von Österreich zu vermählen, und sie beschließt, aus seinem Leben zu verschwinden. — Nach seiner Vermählung und der Geburt seines Sohnes unternimmt Napoleon den verhängnisvollen russischen Feldzug und Marias Herz blutet, als sie von seiner Niederlage hört. Als er nach Elba verbannt wird, begibt sie sich mit ihrem Sohn Alexander nach der Insel, doch Napoleon ist enttäuscht, da er den Besuch seiner Gattin und seines legitimen Sohnes erwartete. Aber er faßt bald eine Zuneigung zu Alexander, von dessen Existenz er erst jetzt erfährt, und zwischen Marie und Napoleon kommt es zu einer Versöhnung. Das Glück dauert jedoch nicht lange; bald schmiedet Napoleon wieder ehrgeizige Pläne. Da bisher alle seine Boten, die er zu seinen ergebenen Anhängern in Paris gesandt hatte, ermordet worden waren, soll nun Marie, von deren Aufenthalt auf Elba niemand etwas weiß, Nachricht nach Paris bringen. So sehr es Marie auch schmerzt, Napoleon zu verlassen, so sehr ist sie von dem Wunsch beseelt, ihm zu helfen. Und so segelt sie mit Alexander nach einem zärtlichen Abschied von Napoleon nach Frankreich ab. — Nach der entscheidenden Niederlage von Waterloo kommt Marie nochmals zu Napoleon — vor seiner Fahrt nach St. Helena. Sie will ihm zur Flucht verhelfen, doch der Kaiser lehnt diesen Vorschlag ab. Er weigert sich auch, Marie nach St. Helena mitzunehmen, nimmt Abschied von ihr und ihrem Sohn und verläßt Frankreich.





Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Filmpropaganda Ges. m. b. H. — Auslieferungsstelle des „Illustrierten Film-Kurier“, Wien, VII., Neubaugasse 25. — Kupfertieldruck der Vernay A. G., Wien, IX., Canisiusgasse 8-10

Früher erschienene Hefte des „Illustrierten Filmkurier“ sind durch die Billeteure der Kinotheater oder direkt vom Verlag zu beziehen!